Tauſend und Ein Geſpenſt.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

W. L. Wieſché.

Erſter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Chriſtian Ernſt Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerſtraße Nr. 263.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staats-Bibliothek München

Vorrede.

„Mein lieber Veron!

Sie haben mir oft in diesen so selten gewordenen Abendgesellschaften, in welchen Jedermann nach seinem Gefallen plaudert, indem er entweder den Traum seines Herzens erzählt, oder der Laune seines Geistes folgt, oder den Schatz seiner Erinnerungen verschwendet, gesagt, daß ich seit Scheherazade und nach Nodier einer der unterhaltendsten Erzähler wäre, den Sie gehört hätten.

Da schreiben Sie mir heute, daß Sie in Erwartung eines langen Romanes von mir, — Sie wissen, eines jener endlosen Romane, wie ich deren schreibe, und in welchem ich ein ganzes Jahrhundert auftreten lasse, — Sie gern einige Erzählungen, — zwei, vier oder höchstens sechs Bände haben mögten, arme Blumen meines Gartens, welche Sie unter die politischen Sorgen des Augenblickes, — zum Beispiel zwischen den Prozeß von Bourges und die Wahlen des Monats Mai auszustreuen gedenken.

Leider! Mein Freund, ist die Zeit betrübt und ich sage Ihnen im Voraus, daß meine Erzählungen

nicht luſtig ſein werden. Nur werden Sie erlauben, daß ich müde deſſen, was ich täglich ſich in der wirklichen Welt zutragen ſehe, meine Erzählungen in der erdichteten Welt ſuche. Leider fürchte ich ſehr, daß es allen ein wenig erhabenen, ein wenig poetiſchen, ein wenig tiefer denkenden Geiſtern in dieſem Augenblicke geht wie mir, nämlich, daß ſie das Ideale aufſuchen, die einzige Zuflucht, welche uns Gott gegen die Wirklichkeit läßt.

Sehen Sie, ich befinde mich da unter funfzig Bänden, die ich in Bezug auf eine Geſchichte der Regentſchaft, welche ich ſo eben beendigt, aufgeſchlagen habe, und ich bitte Sie, wenn Sie davon Bericht erſtatten, die Mütter aufzufordern, ihre Töchter dieſelbe nicht leſen zu laſſen. Nun denn! Wie ich Ihnen ſagte, bin ich daran, und indem ich Ihnen ſchreibe, verweilen meine Augen auf einer Seite der Memoiren des Marquis d'Argenſon, auf welcher ich unter den Worten: Von der Unterhaltung ehedem und jetzt, ich Folgendes leſe:

„„Ich bin überzeugt, daß zu der Zeit, wo das Hotêl von Rambouillet der guten Geſellſchaft den Ton angab, man aufmerkſam zuhörte und vernünftig urtheilte. Man bildete ſeinen Geſchmack und ſeinen Geiſt aus. Ich habe noch Muſter dieſer Art der Unterhaltung unter den Greiſen des Hofes geſehen, mit denen ich umging. Sie hatten das richtige Wort,

Energie und Feinheit, einige Gegensätze, aber Benennungen, welche den Sinn erhöhten; Gründlichkeit ohne Pedanterie, Munterkeit ohne Bosheit.""

Es ist gerade Hundert Jahre her, daß der Marquis d'Argenson diese Zeilen schrieb, welche ich aus seinem Buche abschreibe. — Er war zu der Zeit, in welcher er sie schrieb; ohngefähr in unserem Alter, — und wie er, mein lieber Freund, — können wir sagen: — Wir haben Greise gekannt, welche das waren, was wir leider nicht mehr sind, — das heißt Leute von guter Gesellschaft.

Wir haben sie gesehen, aber unsere Söhne werden sie nicht sehen. Woraus hervorgeht, daß wir, obgleich wir nicht viel werth sind, doch noch mehr werth sein werden, als unsere Söhne.

Wahr ist es, daß wir mit jedem Tage einen Schritt auf die Freiheit, die Gleichheit, die Bruderliebe zu thun, drei gewichtige Worte, welche die Revolution von 93, Sie wissen, die andere, die alte, mitten unter die moderne Gesellschaft geschleudert hat, wie sie es mit einem Tiger, einem Löwen und einem Bären in Lammfelle gehüllt gethan hätte; unglücklicher Weise leere Worte, welche man durch den Pulverdampf des Juni auf unseren von Kugeln durchlöcherten öffentlichen Gebäuden gelesen hat.

Ich! — ich gehe wie die Anderen voran; — ich folge der Bewegung. Gott bewahre mich, den

Stillſtand zu predigen. — der Stillſtand iſt der Tod. Aber ich gehe wie einer jener Männer, von denen Dante ſpricht, — deſſen Füße freilich vorwärts ſchreiten, — deſſen Kopf aber nach der Seite ſeiner Ferſen gewandt iſt.

Und das, was ich vor Allem ſuche, — das, was ich vor Allem bedaure, — das, was mein rückwärts gerichteter Blick in der Vergangenheit ſucht, das iſt die Geſellſchaft, welche davon geht, — welche verdunſtet, — welche wie eines jener Geſpenſter verſchwindet, deren Geſchichte ich Ihnen erzählen will.

Kurz eine Geſellſchaft, welche das elegante Leben, das höfliche Leben, dieſes Leben ausmachte, das der Mühe werth war, gelebt zu ſein (verzeihen Sie mir den Verſtoß gegen die Sprache; da ich kein Mitglied der Akademie bin, ſo darf ich ihn wagen), iſt dieſe Geſellſchaft geſtorben oder haben wir ſie umgebracht?

Sehen Sie, ich erinnere mich, daß ich als kleiner Knabe von meinem Vater zu Frau von Monteſſon geführt worden bin. Sie war eine vornehme Dame, durchaus eine Frau des vorigen Jahrhunderts. Sie hatte vor ohngefähr ſechszig Jahren den Herzog von Orleans, den Großvater Ludwig Philipps geheirathet; ſie war neunzig Jahre alt. Sie wohnte in einem großen und glänzenden Hotel der

Chauſſée d'Antin. Napoleon ſetzte ihr einen Jahrgehalt von Hundert Tauſend Thalern aus.

Wiſſen Sie, auf welchen Anſpruch dieſe von dem Nachfolger Ludwig des XVI. in das rothe Buch eingeſchriebene Rente gegründet war? — Nein. — Nun denn! Frau von Monteſſon bezog von dem Kaiſer eine Rente von Hundert Tauſend Thalern dafür, weil ſie in ihrem Salon die Gebräuche der guten Geſellſchaft aus den Zeiten Ludwig des XIV. und Ludwig des XV. erhalten hätte.

Das iſt gerade die Hälfte von dem, was die Kammer jetzt ſeinem Neffen dafür gibt, daß er Frankreich das vergeſſen laſſe, woran ſein Onkel wollte, daß es ſich erinnere.

Sie werden Eines nicht glauben, mein lieber Freund, daß dieſe beiden Worte, welche ich die Unvorſichtigkeit gehabt habe auszuſprechen: die Kammer, mich gerade auf die Memoiren des Marquis d'Argenſon zurückführen.

Wie das?

Sie ſollen ſehen.

„„Man beklagt ſich, ſagte er, daß es in unſeren Tagen keine Unterhaltung mehr in Frankreich gibt. Ich weiß wohl den Grund davon. Er beſteht darin, daß die Geduld zu hören mit jedem Tage bei unſeren Zeitgenoſſen abnimmt. Man hört nicht aufmerkſam, oder man hört vielmehr gar nicht mehr. Ich habe

dieſe Bemerkung in der beſten Geſellſchaft gemacht, welche ich beſuche.""

Welches iſt nun aber, mein lieber Freund, die beſte Geſellſchaft, die man in unſeren Tagen beſuchen kann? Es iſt ganz zuverläſſig die, welche acht Millionen Wähler für würdig gehalten haben, die Intereſſen, die Meinungen, den Genius Frankreichs zu vertreten. Kurz, es iſt die Kammer.

Nun denn! Betreten Sie auf den Zufall hin, an welchem Tage und zu welcher Stunde Sie wollen, die Kammer. Es ſteht Hundert gegen Eins zu wetten, daß Sie auf der Rednerbühne einen Mann finden werden, welcher ſpricht, und auf den Bänken fünf bis ſechs Hundert Perſonen, die nicht auf ihn hören, ſondern die ihn unterbrechen.

Was ich Ihnen da ſage, iſt ſo wahr, daß es in der Conſtitution von 1848 einen Artikel gibt, der die Unterbrechungen unterſagt.

Zählen Sie demnach die in der Kammer ſeit ohngefähr einem Jahre, als wie lange ſie verſammelt iſt, gegebene Anzahl von Ohrfeigen und Fauſtſchlägen, — ſie iſt unzählbar!

Wohl verſtanden, immer im Namen der Freiheit, der Gleichheit und der Bruderliebe.

Wie ich Ihnen ſagte, mein lieber Freund, bedaure ich daher gar Vieles, nicht wahr? Obgleich ich ohngefähr die Hälfte des Lebens überſchritten habe;

— nun denn! das, was ich am Meiſten unter dem bedaure, was entſchwunden iſt oder was entſchwindet, — das iſt das, was der Marquis von Argenſon vor Hundert Jahren bedauerte: — Die Höflichkeit.

Und dennoch hatte man zu den Zeiten des Marquis von Argenſon noch nicht den Einfall gehabt, ſich Bürger zu nennen. — Urtheilen Sie daher.

Wenn man zum Beiſpiele dem Marquis von Argenſon zu der Zeit, wo er dieſe Worte ſchrieb, geſagt hätte:

Sehen Sie, wie weit wir in Frankreich gekommen ſind; der Vorhang fällt; jedes Schauſpiel verſchwindet; es gibt nur noch Pfeifen, welche pfeifen. Bald werden wir weder anmuthige Erzähler in der Geſellſchaft, noch Künſte, noch Malereien, noch erbaute Paläſte mehr haben. Aber Neidiſche auf Alles und überall.

Wenn man ihm zu der Zeit, wo er dieſe Worte ſchrieb, geſagt hätte, daß man, — zum Mindeſten ich, — dazu gelangen würde dieſe Zeit zu beneiden, ſo würde man dieſen armen Marquis von Argenſon ſehr in Erſtaunen verſetzt haben, nicht wahr? — Was thue ich daher auch? — Ich lebe viel mit den Todten, — ein wenig mit den Verbannten. — Ich verſuche, die erloſchenen Geſellſchaften, die verſchwundenen Menſchen wieder aufleben zu laſſen, — die, wel-

che nach Ambra rochen, ſtatt nach der Cigarre zu riechen; — die, welche ſich Degenſtöße verſetzten, ſtatt die jetzt üblichen Fauſtſchläge.

Und deshalb, mein Freund, verwundern Sie ſich, wenn ich plaudere, eine Sprache ſprechen zu hören, die man nicht mehr ſpricht. — Deshalb ſagen Sie mir, daß ich ein unterhaltender Erzähler bin. — Deshalb wird meine Stimme, das Echo der Vergangenheit, noch in der Gegenwart gehört, welche ſo wenig und ſo ſchlecht hört.

Das kommt am Ende daher, weil wir, wie jene Venetianer des XVIII. Jahrhunderts, denen die Aufwandgeſetze verboten, etwas Anderes als Leinwand und grobes Tuch zu tragen, — immer noch gern ſich Seide und Sammet, und die ſchönen Goldbrocate entfalten ſahen, aus denen das Königthum die Kleider unſerer Väter anfertigte.

Ich ſende Ihnen alſo Ihrem Wunſche gemäß die beiden erſten Bände von meinen Tauſend und Ein Geſpenſt; es iſt eine einfache Einleitung unter den Titel: Ein Tag in Fontenay-aux-Roſes.

Ganz der Ihrige

Alexander Dumas.

Tauſend und Ein Geſpenſt.

Einleitung.

Ein Tag in Fontenay-aux-Roſes.

I.

Die Straße Diana in Fontenay-aux-Roses.

Am ersten September des Jahres 1831 wurde ich von einem meiner alten Freunde, Büreauchef der Privatdomänen des Königs, eingeladen, mit seinem Sohne die Jagd in Fontenay-aux-Roses zu eröffnen.

Ich liebte zu jener Zeit die Jagd sehr, und in meiner Eigenschaft als großer Jäger war die Wahl der Gegend, in welcher jedes Jahr die Eröffnung derselben statt finden sollte, eine wichtige Angelegenheit.

Gewöhnlich gingen wir zu einem Pächter, oder vielmehr einem Freunde meines Schwagers; bei ihm hatte ich, indem ich einen Hasen schoß, meinen Anfang in der Wissenschaft der Nimrods und der Elzéar Blazes gemacht. Sein Pachthof lag zwischen den Wäldern von Compiègne und Villiers-Cotterets, eine halbe Meile von dem reizenden Dorfe Morienval, eine Stunde von den prachtvollen Ruinen von Pierrefonds entfernt gelegen.

Die zwei bis drei Tausend Morgen Land, welche seine Pächterei bilden, bieten eine unermeßliche, fast ganz mit Waldung umgebene Ebene, welche etwa in Mitte von einem hübschen Thal durchschnitten ist, auf dessen Grunde man unter grünen Wiesen und Bäumen mit schillernden Farben halb in dem Laube verlorene Häuser liegen sieht, welche sich durch bläuliche Rauchsäulen ankündigen, die, durch die sie umgebenden Berge geschützt, anfangs gerade gen Himmel aufsteigen, und dann, in die höheren Luftlagen gelangt, sich, wie die Gipfel der Palmen ausgebreitet, in der Richtung des Windes beugen.

In diese Ebene und auf dem doppelten Abhange dieses Thales läßt sich das Wild der beiden Wälder wie auf einen neutralen Boden herab.

Man findet daher auf der Ebene von Brassoire Alles. — Rehe und Fasanen, indem man an den Waldungen entlang geht, — Hasen auf den Hochebenen, — Kaninchen an den Abhängen, — Rebhühner um die Meierei herum, — Herr Mocquet, das ist der Name unseres Freundes, war also gewiß, uns ankommen zu sehen; wir jagten den ganzen Tag über, und kehrten am folgenden Tage um zwei Uhr nach Paris zurück, indem wir vier bis fünf Jäger Hundert und funfzig Stück Wild geschossen hatten, von dem unser Wirth niemals ein Einziges hat annehmen wollen.

Aber dieses Jahr hatte ich, — Herrn Mocquet ungetreu, — den Bitten meines alten Bureaukameraden nachgegeben, indem ich durch ein Gemälde verführt worden war, das mir sein Sohn, — ein ausgezeichneter Schüler

der Römiſchen Schule geſandt hatte, und das eine Anſicht der Ebene von Fontenay-aux-Roſes mit Stoppeln voller Haſen und Kleefelder voller Rebhühner vorſtellte.

Ich war niemals in Fontenay-aux-Roſes geweſen; Niemand kennt die Umgegend von Paris weniger, als ich. — Wenn ich Paris verlaſſe, ſo geſchieht es faſt immer, um fünf bis ſechs Hundert Stunden zurückzulegen. Bei der geringſten Platzveränderung iſt daher für mich Alles ein Gegenſtand der Neugierde.

Um ſechs Uhr Abends fuhr ich nach Fontenay ab, den Kopf wie immer aus dem Schlage geſtreckt; ich fuhr durch die Barrière d'Enfer, ließ die Straße de la Tombe-Iſſoire zu meiner Linken und ſchlug die Straße von Orleans ein.

Man weiß, daß Iſſoire der Name eines berüchtigten Räubers iſt, der zu den Zeiten Julians die Reiſenden brandſchatzte, welche ſich nach Lutetia begaben. — Wie ich glaube, wurde er ein wenig gehangen, und an dem Orte, der jetzt ſeinen Namen führt, in einiger Entfernung von den Katakomben begraben.

Die Ebene, welche ſich an dem Eingange von Klein Montrouge entfaltet, gewährt ein ſeltſames Anſehen. Unter künſtlichen Wieſen, Feldern mit gelben Rüben und Streifen von Runkelrüben, erhebt ſich eine Art viereckiger Schanzen von weißen Steinen, welche ein Rad mit Zähnen gleich dem Skelette eines abgebrannten Feuerwerkes überragt. Dieſes Rad hat an ſeinem Umkreiſe hölzerne Sproſſen, auf welchen ein Mann abwechſelnd den einen und den andern Fuß ſtützt. Dieſe Arbeit eines Eich-

hörnchens, welche dem Arbeiter eine anscheinend große Bewegung verursacht, ohne daß er in der Wirklichkeit den Platz verändert, hat zum Zwecke, ein Seil um eine Kurbel zu wickeln, das, indem es sich aufwickelt, einen Quaderstein aus der Tiefe des Steinbruches auf die Oberfläche des Bodens führt, welcher langsam zu Tage kömmt.

Diesen Stein führt ein Haken an den Rand der Mündung, wo ihn Rollen erwarten, um ihn an den Platz zu bringen, der ihm bestimmt ist. Dann fällt das Seil wieder in die Tiefe hinab, wo es eine andere Last sucht, indem es dem modernen Jrion einen Moment der Ruhe gewährt, dem bald ein Schrei meldet, daß ein anderer Stein die mühselige Arbeit erwartet, durch welche er den Steinbruch verlassen soll, und dasselbe Werk beginnt von Neuem, um nochmals wieder zu beginnen, um immer sich zu wiederholen.

Wenn der Abend herbeigekommen, so hat der Mann funfzig Tausend Schritte gemacht, ohne den Platz zu wechseln; wenn er in der Wirklichkeit jedes Mal, wo sein Fuß sich auf eine Sprosse stellt, um eine Stufe höher stiege, so würde er nach Verlauf von drei und zwanzig Jahren in dem Monde angekommen sein.

Besonders am Abend, — das heißt zu der Stunde, zu welcher ich über die Ebene fuhr, die das Kleine Montrouge von dem Großen trennt, — nimmt die Landschaft durch diese unendliche Anzahl beweglicher Räder, welche bei der untergehenden Sonne kräftig hervortreten, einen phantastischen Anblick an. Man könnte ihn für einen jener

Kupferstiche von Goya halten, auf welchen Zahnbrecher in dem Halbdunkel Jagd auf Gehängte machen.

Gegen sieben Uhr stehen die Räder still; das Tagewerk ist beendigt.

Aus diesen der Erde entrissenen Bruchsteinen bildet man Vierecke von funfzig bis sechszig Fuß Länge, bei sechs bis acht Fuß Höhe. Sie sind das zukünftige Paris. Die Steinbrüche, aus denen dieser Stein kommt, werden mit jedem Tage ausgedehnter; sie bilden die Fortsetzung der Katakomben, aus denen das alte Paris hervorgegangen ist; es sind die Vorstädte der unterirdischen Stadt, welche unabläßlich Raum gewinnen und sich in dem Umkreise ausbreiten. Wenn man auf diesen Wiesen von Montrouge geht, so geht man auf Abgründen. Von Zeit zu Zeit findet man eine Vertiefung des Bodens, ein Thal im Kleinen, eine Runzel des Bodens. Das ist ein unterhalb schlecht gestützter Steinbruch, dessen Decke von Gyps gebrochen ist. Es hat sich eine Spalte gebildet, durch welche das Wasser in die Höhle dringt, das Wasser hat die Erde nachgezogen, daher rührt die Unebenheit des Bodens, welche man einen Erdfall nennt.

Wenn man das nicht weiß, wenn man nicht weiß, daß diese schöne Lage grüner Erde, die uns anlockt, auf nichts ruht, so kann man, indem man den Fuß auf eine dieser Spalten setzt, verschwinden, wie man auf den Montanvert zwischen zwei Eiswänden verschwindet.

Die Bevölkerung, welche diese unterirdischen Gallerien bewohnt, hat, wie ihre Existenz, ihren besonderen Charakter und Physiognomie. — In der Dunkelheit lebend, hat sie

ein wenig die Inſtincte der Nachtthiere, das heißt, daß ſie ſchweigſam und grimmig iſt. Oft hört man von einem Unfalle ſprechen: — eine Stütze hat nachgegeben, ein Seil iſt gebrochen, ein Mann iſt zerſchmettert worden. — Auf der Oberfläche der Erde glaubt man, daß das ein Unglück iſt; — dreißig Fuß unterhalb weiß man, daß es ein Verbrechen iſt.

Das Aeußere der Steinbrecher iſt im Allgemeinen widrig. — Am Tage blinzelt das Auge, — im Freien klingt ihre Stimme dumpf. — Sie tragen glatt gekämmte, bis auf die Augenbrauen herabfallende Haare; einen Bart, der nur jeden Sonntag Morgens Bekanntſchaft mit dem Raſiermeſſer macht; — eine Weſte, welche Aermel von grober grauer Leinwand ſehen läßt; — ein Schurzfell, deſſen Leder durch die Berührung des Steines weiß geworden; — ein Beinkleid von blauer Leinwand. — Auf der einen ihrer Schultern befindet ſich ihre zuſammengeſchlagene Jacke, und auf dieſer Jacke ruht der Stiel der Steinhaue oder das Brecheiſen, das ſechs Tage in der Woche den Stein ausgräbt.

Wenn es irgend einen Aufſtand gibt, ſo iſt es ſelten, daß die Männer, welche wir ſo eben zu ſchildern verſucht haben, ſich nicht hineinmiſchen. — Wenn man an der Barrière d'Enfer ſagt: — Da kommen die Steinbrecher von Montrouge, ſo ſchütteln die Bewohner der benachbarten Straßen den Kopf und verſchließen ihre Thüren.

Das iſt es, was ich betrachtete, — das, was ich während dieſer Stunde der Dämmerung ſah, welche im Monat September den Tag von der Nacht trennt; —

dann, als die Nacht hereingebrochen, warf ich mich in den Wagen zurück, von wo aus zuverläſſig keiner meiner Reiſegefährten das geſehen hatte, was ich geſehen hatte. Dem iſt ſo mit allen Dingen: — Viele betrachten, ſehr wenige ſehen.

Wir kamen gegen halb neun Uhr in Fontenay an; ein vortreffliches Abendeſſen erwartete uns; dann, nach dem Abendeſſen, ein Spaziergang in dem Garten.

Sorrento iſt ein Wald von Orangenbäumen; Fontenay iſt ein Roſenſtrauch. Jedes Haus hat ſeinen Roſenſtrauch, der an dem Fuße durch ein Gehäuſe von Brettern geſchützt, längs der Mauer hinaufſteigt; — zu einer gewiſſen Höhe gelangt, breitet ſich der Roſenſtrauch in einen rieſenhaften Fächer aus; die Luft, welche vorüberzieht, iſt mit Wohlgerüchen erfüllt, und wenn ſtatt eines Luftzuges der Wind weht, ſo regnet es Roſenblätter, wie es Roſenblätter an dem Frohnleichnamsfeſte regnete, als es noch ein Frohnleichnamsfeſt gab.

Von dem äußerſten Ende des Gartens aus hätten wir eine unermeßliche Ausſicht gehabt, wenn es Tag geweſen wäre. — Die in der Ferne ausgeſtreuten Lichter deuteten allein die Dörfer Sceaux, Bagneaux, Châtillon und Montrouge an; — in dem Hintergrunde erſtreckte ſich eine große röthliche Linie, aus welcher ein Geräuſch gleich dem Hauche des Leviathans drang: — das war das Athemholen von Paris.

Man war genöthigt, uns mit Gewalt zu Bett zu ſchicken, wie man es mit den Kindern macht. Gern hätten wir unter dieſem ſchönen, ganz von Sternen funkeln-

den Himmel, bei der Berührung dieſer duftigen Nachtluft den Tag abgewartet.

Um fünf Uhr Morgens begaben wir uns, von dem Sohne unſeres Wirthes geführt, der uns Berge und Wunder verſprochen hatte, und der, ich muß es ſagen, fortfuhr, uns den Reichthum ſeines Gebietes an Wild mit einer eines beſſeren Schickſals würdigen Beharrlichkeit zu preiſen, auf die Jagd.

Um Mittag hatten wir ein Kaninchen und vier Rebhühner geſehen. — Das Kaninchen war von meinem Gefährten zur Rechten, ein Rebhuhn von meinem Gefährten zu Linken gefehlt worden, und von den drei andern Rebhühnern waren zwei von mir geſchoſſen worden.

Auf der Ebene von Braſſoire hätte ich um Mittag bereits drei bis vier Haſen und fünfzehn bis zwanzig Rebhühner nach der Meierei geſandt.

Ich liebe die Jagd, aber ich verabſcheue das Herumlaufen, beſonders das Herumlaufen über die Felder. Unter dem Vorwande, einen zu meiner äußerſten Linken gelegenen Kleeacker zu durchſuchen, auf welchem ich feſt überzeugt war nichts zu finden, entfernte ich mich daher auch aus der Linie, und machte einen Abſtecher.

Aber das, was es auf dieſem Felde gab, das was ich in dem Verlangen mich zurückzuziehen, welches ſich meiner bereits ſeit länger als zwei Stunden bemächtigte, bemerkt hatte, war ein Hohlweg, der, indem er mich den Blicken der andern Jäger entzog, mich auf der Straße von Sceaux geraden Weges nach Fontenay-aux-Roſes zurückführen mußte.

Ich irrte mich nicht. — Als es ein Uhr auf dem Kirchthurme ſchlug, erreichte ich die erſten Häuſer des Dorfes.

Ich ging eine Mauer entlang, welche mir ein ziemlich ſchönes Beſitzthum einzuſchließen ſchien, als ich in dem Augenblicke, wo ich an den Ort gelangte, wo die Straße Diana ſich mit der Großen Straße vereinigt, von der Seite der Kirche einen Mann von ſo ſonderbarem Ausſehen auf mich zukommen ſah, daß ich ſtehen blieb und inſtinctmäßig meine Doppelflinte ſpannte, indem ich von dem einfachen Gefühle der Selbſterhaltung bewegt war.

Aber bleich, mit geſträubten Haaren, mit aus den Höhlen getretenen Augen, mit verwirrten Kleidern und blutigen Händen ging dieſer Mann an mir vorüber, ohne mich zu ſehen. — Sein Blick war ſtarr und zugleich matt. — Sein Gang hatte den unüberwindlichen Ungeſtüm eines Körpers, der von einem zu ſteilen Berge hinabgeht, und inzwiſchen deutete ſein röchelndes Athemholen mehr noch Entſetzen als Ermüdung an.

Bei dem Zuſammenlaufen der beiden Straßen verließ er die Große Straße, um in die Straße Diana zu gehen, auf welche ſich das Grundſtück öffnete, an deſſen Mauer ich während ſieben bis acht Minuten entlang gegangen war. Dieſe Thür, auf der meine Augen auf der Stelle verweilten, war grün angeſtrichen und führte die Nr. 2. Die Hand des Mannes ſtreckte ſich, lange bevor er ſie berühren konnte, nach der Schelle aus, dann erreichte er ſie, zog ſie heftig, und indem er ſich um ſich ſelbſt drehte, befand er ſich faſt ſogleich auf einem der

beiden Eckſteine ſitzend, welche dieſem Thore zum Außenwerke dienen. Sobald er ſich dort befand, blieb er regungslos mit herabhängenden Armen und den Kopf auf die Bruſt geneigt.

Ich kehrte wieder um, ſo ſehr war ich überzeugt, daß dieſer Mann der Haupturheber irgend eines unbekannten und ſchrecklichen Dramas ſein müßte.

Hinter ihm und zu den beiden Seiten der Straße waren einige Perſonen, auf welche er ohne Zweifel denſelben Eindruck hervorgebracht hatte, als auf mich, aus ihren Häuſern herausgekommen, und betrachteten ihn mit einem Erſtaunen gleich dem, das ich ſelbſt empfand.

Bei dem Rufe der Glocke, welche heftig geläutet hatte, öffnete ſich eine kleine, neben dem großen Thore gebrochene Thür, und eine Frau von vierzig bis fünf und vierzig Jahren erſchien.

— Ah! Sie ſind es, Jacquemin, ſagte ſie; was machen Sie denn da?

— Iſt der Herr Maire zu Haus? fragte der Mann, den ſie angeredet hatte, mit dumpfer Stimme.

— Ja.

— Nun denn, Mutter Antoine, ſagen Sie ihm, daß ich meine Frau umgebracht habe, und daß ich mich als Gefangener zu ſtellen komme.

Die Mutter Antoine ſtieß einen Schrei aus, auf den zwei bis drei Ausrufe antworteten, welche das Entſetzen Perſonen entriſſen hatte, die ſich nahe genug befanden, um dieſes ſchreckliche Geſtändniß zu hören.

Ich that ſelbſt einen Schritt zurück und ſtieß auf den Stamm einer Linde, an den ich mich ſtützte.

Uebrigens waren alle die, welche ſich in dem Bereiche der Stimme befanden, regungslos geblieben.

Was den Mörder anbetrifft, ſo war er von dem Eckſteine auf den Boden geglitten, wie als ob ihn die Kraft verlaſſen hätte, nachdem er die verhängnißvollen Worte ausgeſprochen hatte.

Inzwiſchen war die Mutter Antoine verſchwunden, indem ſie die kleine Thür offen ließ. Es war augenſcheinlich, daß ſie den ihr von Jacquemin gegebenen Auftrag bei ihrem Herrn ausrichtete.

Nach Verlauf von fünf Minuten erſchien der, den man geholt hatte, auf der Schwelle der Thür.

Zwei andere Männer folgten ihm.

Ich ſehe noch den Anblick der Straße.

Jacquemin war, wie ich geſagt habe, auf den Boden geglitten. Der Maire von Fontenay-aux-Roſes, den die Mutter Antoine geholt hatte, ſtand neben ihm, indem er ihn mit der ganzen Höhe ſeiner Geſtalt überragte, welche groß war. In der Oeffnung der Thür drängten ſich die beiden andern Perſonen, über welche wir bald ausführlicher ſprechen werden. Ich war an den Stamm einer in der großen Straße gepflanzten Linde gelehnt, von wo aus ſich aber mein Blick in die Straße Diana ſenkte. Zu meiner Linken befand ſich eine Gruppe, die aus einem Manne, einer Frau und einem Kinde beſtand, das Kind weinte, damit ſeine Mutter es auf ihre Arme nähme. Hinter dieſer Gruppe ſtreckte ein Bäcker ſeinen Kopf aus ei-

nem Fenſter des erſten Stockwerkes, indem er mit ſeinem Geſellen ſprach, der ſich unten befand, und ihn fragte, ob es nicht Jacquemin, der Steinbrecher wäre, der ſo eben im Laufe vorübergekommen ſei; dann endlich erſchien auf der Schwelle ſeiner Thür ein Hufſchmied, ſchwarz von vorn, deſſen Rücken aber durch das Licht ſeiner Schmiede erleuchtet war, deren Blaſebalg ein Lehrling fortwährend zog. Das für die große Straße.

Was die Straße Diana anbelangt, ſo war ſie mit Ausnahme der von uns beſchriebenen Hauptgruppe verlaſſen. — Nur ſah man an ihrem äußerſten Ende zwei Gendarmen auftauchen, welche ihren Umgang in der Ebene gemacht hatten, um die Waffenpäſſe zu verlangen, und die, ohne das Geſchäft zu ahnen, das ſie erwartete, ſich uns näherten, indem ſie ruhig im Schritt ritten.

Es ſchlug ein Viertel auf zwei Uhr.

II.

Die Sackgaſſe des Sergens.

Mit dem letzten Schlage der Glocke vereinigte ſich der Klang der erſten Worte des Maires.

— Jacquemin, ſagte er, ich hoffe, daß die Mutter Antoine närriſch iſt; ſie hat mir in Deinem Auftrage geſagt, daß Deine Frau geſtorben ſei, und daß Du ſie umgebracht hätteſt.

— Es iſt die reine Wahrheit, Herr Maire, antwortete Jacquemin. Sie müſſen mich in das Gefängniß führen und mich ſchnell richten laſſen.

Und indem er dieſe Worte ſagte, verſuchte er ſich aufzurichten, indem er ſich mit ſeinen Ellbogen an die Höhe des Eckſteines klammerte; aber nach einer Anſtrengung ſank er wieder zurück, wie als ob die Knochen ſeiner Beine gebrochen geweſen wären.

— Geh doch! Du biſt närriſch, ſagte der Maire.

— Betrachten Sie meine Hände, antwortete er.

Und er erhob zwei blutige Hände, denen ihre krampfhaft zuſammengezogenen Finger das Anſehn von zwei Krallen verliehen.

In der That, die Linke war roth bis über die Fauſt, die Rechte bis an den Ellbogen.

Außerdem floß an der rechten Hand ein Streifen friſchen Blutes an der ganzen Länge des Daumens herab, der von einem Biſſe herrührte, den das Opfer aller Wahrſcheinlichkeit nach ihrem Mörder verſetzt hatte, indem ſie ſich wehrte.

Während dieſer Zeit hatten ſich die beiden Gendarmen genähert, waren zehn Schritte weit von der Hauptperſon ſtehen geblieben, und betrachteten von der Höhe ihrer Pferde das, was ſich zutrug.

Der Maire gab ihnen einen Wink; ſie ſtiegen ab, warfen den Zügel ihrer Pferde einem Gaſſenbuben zu, der mit einer Soldatenmütze bedeckt war, und ein Soldatenkind zu ſein ſchien.

Worauf ſie ſich Jacquemin näherten, und ihn unter den Armen aufhoben.

Er ließ es ſich ohne irgend einen Widerſtand und mit der Schlaffheit eines Mannes gefallen, deſſen Geiſt mit einem einzigen Gedanken beſchäftigt iſt.

In demſelben Augenblicke kam der Polizeicommiſſär und der Arzt; ſie waren von dem benachrichtigt worden, was ſich zutrug.

— Ah! kommen Sie, Herr Robert! — Ah! kommen Sie, Herr Cousin! sagte der Maire.

Herr Robert war der Arzt, Herr Cousin war der Polizeicommissär.

— Kommen Sie; ich stand im Begriffe, Sie holen zu lassen.

— Nun denn! sagen Sie an, was gibt es? fragte der Arzt mit der lustigsten Miene von der Welt. — Ein kleiner Mord, wie man sagt?

Jacquemin antwortete Nichts.

— Sagen Sie doch, Vater Jacquemin, fuhr der Doctor fort, ist es etwa wahr, daß Sie Ihre Frau umgebracht haben?

Jacquemin sagte kein Wort.

— Zum Mindesten hat er sich dessen selbst angeklagt, sagte der Maire, — indessen hoffe ich noch, daß es ein Augenblick der Verblendung und kein wirkliches Verbrechen ist, das ihn sprechen läßt.

— Jacquemin, sagte der Polizeicommissär, antworten Sie. Ist es wahr, daß Sie Ihre Frau getödtet haben?

Dasselbe Schweigen.

— In jedem Falle werden wir es wohl sehen, sagte der Doctor Robert, wohnt er nicht in der Sackgasse des Sergens?

— Ja, antworteten die beiden Gendarmen.

— Nun denn! Herr Ledru, sagte der Doctor, indem er sich an der Maire wandte, lassen Sie uns nach der Sackgasse des Sergens gehen.

— Ich gehe nicht dorthin; — ich gehe nicht dorthin,

rief Jacquemin aus, indem er ſich den Händen der Gendarmen mit einer ſo gewaltſamen Bewegung entriß, daß, wenn er hätte fliehen wollen, er zuverläſſig Hundert Schritte weit geweſen wäre, bevor Jemand daran gedacht hätte, ihn zu verfolgen.

— Aber warum willſt Du nicht dorthin gehen? fragte der Maire.

— Wozu habe ich nöthig dorthin zu gehen, da ich Alles geſtehe, — da ich Ihnen ſage, daß ich ſie umgebracht habe, mit dieſem großen zweihändigen Schwerdte umgebracht, das ich im vorigen Jahre aus dem Artilleriemuſeum genommen habe? Führen Sie mich in's Gefängniß, — ich habe dort Nichts zu thun, führen Sie mich in's Gefängniß.

Der Doctor und Herr Ledru ſahen einander an.

— Mein Freund, ſagte der Polizeicommiſſär, welcher, wie Herr Ledru noch hoffte, daß Jacquemin unter dem Einfluſſe irgend einer augenblicklichen Verwirrung des Verſtandes wäre, — mein Freund, die Confrontation iſt durchaus nothwendig; — außerdem müſſen Sie dort ſein, um die Gerechtigkeit zu leiten.

— In was hat die Gerechtigkeit nöthig geleitet zu ſein? ſagte Jacquemin; Sie werden die Leiche in dem Keller finden, — und neben der Leiche den Kopf auf einem Gypsſacke; — was mich anbetrifft, ſo führen Sie mich in das Gefängniß.

— Es iſt nothwendig, daß Sie mitgehen, ſagte der Polizeicommiſſär.

—O! mein Gott! mein Gott! wenn ich gewußt hätte . . .

—Nun denn! was hätteſt Du gethan?

—Nun denn! ich hätte mich umgebracht.

Herr Ledru ſchüttelte den Kopf, und indem er ſich mit dem Blicke an den Polizeicommiſſär wandte, ſchien er ihm zu ſagen: dahinter ſteckt irgend etwas.

—Mein Freund, begann er wieder, indem er ſich an den Mörder wandte, ſag an, erkläre mir das.

—Ihnen, ja, Alles, was Sie wollen, Herr Ledru, fragen Sie, verhören Sie.

—Wie kömmt es, daß Du, da Du den Muth gehabt haſt, den Mord zu begehen, nicht den haſt, Dich Deinem Opfer wieder gegenüber zu befinden? Es hat ſich alſo irgend Etwas zugetragen, das Du uns nicht ſagſt?

—O! ja! irgend etwas Schreckliches.

—Nun denn! laß hören, erzähle.

—O! nein, Sie würden ſagen, daß es nicht wahr ſei; Sie würden ſagen, daß ich närriſch wäre.

—Gleich viel! was hat ſich zugetragen? ſage es mir.

—Ich will es Ihnen ſagen, aber Ihnen.

Er näherte ſich Herrn Ledru. Die beiden Gendarmen wollten ihn zurückhalten, aber der Maire gab ihnen einen Wink, und ſie ließen den Gefangenen frei.

Außerdem, wenn er auch hätte entfliehen wollen, ſo war die Sache unmöglich geworden; die Hälfte der Bevölkerung von Fontenay-aux-Roſes verſperrte die Straße Diana und die Große Straße.

Wie ich gesagt, näherte sich Jacquemin dem Ohre des Herrn Ledru.

— Glauben Sie, Herr Ledru, fragte Jacquemin mit leiser Stimme, glauben Sie, daß ein Kopf sprechen kann, sobald er einmal von dem Körper getrennt ist?

Herr Ledru stieß einen Ausruf aus, der einem Schreie glich, und erbleichte sichtlich.

— Glauben Sie es? Sagen Sie, wiederholte Jacquemin. Herr Ledru überwandt sich und sagte:

— Ja, ich glaube es.

— Nun denn! . . . Nun denn! . . . er hat gesprochen.

— Wer?

— Der Kopf . . . der Kopf Johannas.

— Du sagst?

— Ich sage, daß er die Augen aufgemacht hatte, — ich sage, daß er die Lippen bewegt hat. Ich sage, daß er mich angeblickt hat. Ich sage, daß er, indem er mich anblickte, mich einen Elenden genannt hat!

Indem er diese Worte sagte, welche er nach seiner Absicht Herrn Ledru ganz allein sagen wollte, und die indessen von Jedermann gehört werden konnten, war Jacquemin entsetzlich.

— O! eine schöne Aufschneiderei, rief der Doctor lachend aus; er hat gesprochen . . . ein abgeschlagener Kopf hat gesprochen! Gut, gut, gut!

Jacquemin wandte sich um.

— Wenn ich es Ihnen sage, äußerte er.

— Nun denn! sagte der Polizeicommissär, ein Grund

mehr, daß wir uns nach dem Orte begeben, wo das Verbrechen begangen worden iſt. Gendarmen, führen Sie den Gefangenen fort.

Jacquemin ſtieß einen Schrei aus, indem er ſich ſträubte.

— Nein, nein, ſagte er, Sie mögen mich in Stücken zerhauen, wenn Sie wollen, aber ich werde nicht hingehen.

— Kommen Sie, mein Freund, ſagte Herr Ledru. Wenn es wahr iſt, daß Sie das ſchreckliche Verbrechen begangen haben, deſſen Sie Sich anklagen, ſo wird das ſchon eine Buße ſein. Außerdem, fügte er hinzu, indem er leiſe ſprach, iſt der Widerſtand nutzlos; wenn Sie nicht gutwillig hingehen wollen, — ſo führen ſie Sie mit Gewalt dorthin.

— Nun denn! dann, ſagte Jacquemin, — ich will es thun, aber verſprechen Sie mir eines, Herr Ledru.

— Was?

— Während der ganzen Zeit, daß wir in dem Keller ſein werden, — werden Sie mich nicht verlaſſen.

— Nein.

— Sie werden mich Ihre Hand halten laſſen?

— Ja.

— Wohlan, ſagte er, laſſen Sie uns gehen.

Und indem er ein carrirtes Schnupftuch aus ſeiner Taſche zog, trocknete er ſich ſeine mit Schweiß bedeckte Stirn ab.

Man ging nach der Sackgaſſe des Sergens.

Der Polizeicommiſſär und der Doctor gingen voraus, dann Jacquemin und die beiden Gendarmen.

Hinter ihnen kam Herr Ledru und die beiden Männer, welche zu gleicher Zeit, als er, an ſeiner Thüre erſchienen waren.

Dann folgte wie ein Strom voller Wogen und Getöſe die ganze Bevölkerung, unter welche ich gemiſcht war.

Nach Verlauf von ungefähr einer Minute des Weges kamen wir in der Sackgaſſe des Sergens an. — Es war eine kleine, zur Linken der Großen Straße gelegene Gaſſe, welche Berg unter bis an ein großes verfallenes hölzernes Thor führte, das ſich zugleich durch zwei Flügel und eine kleine, in einem der großen Flügel angebrachte Pforte öffnete.

Dieſe kleine Pforte hielt nur noch an einer Angel.

Auf den erſten Blick ſchien Alles ruhig in dieſem Hauſe; ein Roſenſtock blühte an der Thüre, und neben dem Roſenſtocke wärmte ſich voll Behaglichkeit auf einer ſteinernen Bank eine große rothgelbe Katze in der Sonne.

Indem ſie alle dieſe Leute erblickte, indem ſie allen dieſen Lärm hörte, bekam ſie Furcht, entfloh und verſchwand durch ein Kellerloch.

An der Thüre angelangt, welche wir beſchrieben haben, blieb Jacquemin ſtehen.

Die Gendarmen wollten ihn mit Gewalt eintreten laſſen.

— Herr Ledru, ſagte er, indem er ſich umwandte, Herr Ledru, Sie haben verſprochen, mich nicht zu verlaſſen..

— Nun denn! hier bin ich, antwortete der Maire.

— Ihren Arm, Ihren Arm.

Und er wankte, wie als ob er dem Fallen nahe gewesen wäre.

Herr Ledru näherte sich, gab den beiden Gendarmen einen Wink, den Gefangenen loszulassen und reichte ihm den Arm.

—Ich stehe für ihn, sagte er.

Es war augenscheinlich, daß Herr Ledru in diesem Augenblicke nicht mehr der Maire der Gemeinde war, der die Bestrafung eines Verbrechens verfolgte, sondern ein Philosoph, der das Gebiet des Unbekannten erforschte.

Nur war sein Führer bei dieser seltsamen Erforschung ein Mörder.

Der Doctor und der Polizeicommissär traten zuerst ein, dann Herr Ledru und Jacquemin; hierauf die beiden Gendarmen, dann einige Bevorrechtigte, unter deren Zahl ich mich Dank der Berührung befand, die ich mit den Herren Gendarmen gehabt hatte, für welche ich bereits kein Fremder mehr war, da ich die Ehre gehabt hatte, ihnen in der Ebene zu begegnen und ihnen meinen Waffenpaß zu zeigen.

Die Thüre wurde vor der übrigen Bevölkerung wieder geschlossen, welche murrend außerhalb blieb.

Man ging nach der Thüre des kleinen Hauses.

Nichts deutete das schreckliche Ereigniß an, das sich in ihm zugetragen hatte; Alles war an seinem Platze: das Bett von grüner Sarsche in seinem Alkoven; an dem Kopfende des Bettes das Cruzifix von schwarzem Holze mit einem vertrockneten Zweige von Buchsbaum von dem letzten Osterfeste. — Auf dem Kamin ein Jesuskind von

Wachs, das unter Blumen zwiſchen zwei ehedem verſilberten Leuchtern aus der Zeit Ludwig XVI. lag; an der Wand vier illuminirte Kupferſtiche in Rahmen von ſchwarzem Holz, welche die vier Welttheile vorſtellten.

Ein Tiſch war gedeckt, in dem Kamine kochte ein Fleiſchtopf, und neben ein Kuckuck, an welchem es halb ſchlug, ſtand ein Brodſchrank offen.

— Nun denn! ſagte der Doctor in ſeinem luſtigen Tone, bis jetzt ſehe ich Nichts.

— Schlagen Sie die Thüre zur Rechten ein, murmelte Jacquemin mit dumpfer Stimme.

Man folgte der Andeutung des Gefangenen und befand ſich in einer Art von Vorrathskammer, in deren Ecke ſich eine Fallthüre öffnete, an deren Mündung ein Lichtſchein zitterte, der von unten kam.

— Dort, dort, murmelte Jacquemin, indem er ſich mit der einen Hand an den Arm des Herrn Ledru klammerte, und mit der andern die Oeffnung des Kellers zeigte.

— Ah! ah! ſagte der Doctor mit dem ſchrecklichen Lächeln von Leuten, auf die Nichts Eindruck macht, weil ſie an Nichts glauben, leiſe zu dem Polizeicommiſſär, es ſcheint, daß Madame Jacquemin die Vorſchrift des Meiſter Adams befolgt hat, und er ſummte:

Im Keller ſollſt Du mich begraben, wo ich ſo . . .

— Still, unterbrach ihn Jacquemin mit todtenbleichem Geſichte, geſträubten Haaren und Schweiß bedeckter Stirn, ſingen Sie hier nicht.

Durch den Ausdruck dieſer Stimme überraſcht, ſchwieg der Doctor.

Aber indem er faſt ſogleich die erſten Stufen der Treppe hinabging, fragte er:

— Was iſt das?

Und indem er ſich bückte, raffte er ein Schwerdt mit breiter Klinge auf.

Das war das zweihändige Schwerdt, das Jacquemin, wie er es geſagt hatte, am 29. Juli 1830 aus dem Artilleriemuſeum genommen hatte; die Klinge war mit Blut gefärbt.

Der Polizeicommiſſär nahm es aus den Händen des Doctors.

— Erkennen Sie dieſes Schwerdt? ſagte er zu dem Gefangenen.

— Ja, antwortete Jacquemin. Gehen Sie! gehen Sie! machen Sie ein Ende.

Das war die erſte Spur des Mordes, welche man angetroffen hatte.

Man trat in den Keller, indem jeder die Stelle einnahm, welche wir bereits genannt haben.

Der Doctor und der Polizeicommiſſär voran, dann Herr Ledru und Jacquemin, dann die beiden Perſonen, welche ſich bei ihm befanden, dann die Gendarmen, dann die Bevorrechtigten, unter deren Zahl ich mich befand.

Nachdem ich die ſiebente Stufe hinabgeſchritten war, ſenkte ſich mein Auge in den Keller und überſah das ſchreckliche Ganze, das ich zu ſchildern verſuchen will.

Der erſte Gegenſtand, auf welchem die Augen verweilten, war eine Leiche ohne Kopf, die neben einem Faſſe lag, deſſen halb offener Hahn fortwährend einen dünnen Strahl

von Wein fließen ließ, der im Fließen eine Rinne bildete, die ſich unter den Lagerbalken verlor.

Die Leiche war halb zuſammengezogen, wie als ob der nach den Rücken zu gezogene Rumpf eine Bewegung des Todeskampfes begonnen hätte, welche die Beine nicht hatten folgen können. — Das Kleid war auf der einen Seite bis zum Strumpfband hin aufgeſchlagen.

Man ſah, daß das Opfer in dem Augenblicke getroffen worden war, wo es vor dem Faſſe knieend anfing eine Flaſche zu füllen, welche den Händen entfallen war und an ihrer Seite auf dem Boden lag.

Der ganze obere Körper ſchwamm in einer Pfütze von Blut.

Auf einem Sacke voll Gyps', der an die Mauer gelehnt war, erblickte oder erſieth man vielmehr einen Kopf, der in ſeinen Haaren verborgen war; ein Blutſtreif färbte den Sack von der Höhe bis zur Hälfte roth.

Der Doctor und der Polizeicommiſſär hatten bereits die Runde der Leiche gemacht, und befanden ſich der Treppe gegenüber.

Ungefähr in der Mitte des Kellers befanden ſich die beiden Freunde des Herrn Ledru und einige Neugierige, die ſich beeilt hatten, ſo weit vorzugehen.

Unten an der Treppe ſtand Jacquemin, den man nicht vermogt hatte, weiter als auf die letzte Stufe vorzuſchreiten.

Hinter Jacquemin ſtanden die beiden Gendarmen.

Hinter den beiden Gendarmen ſtanden fünf bis ſechs Perſonen, unter deren Zahl ich mich befand, und die ſich mit mir auf der Treppe gruppirten.

Dieſes ganze grauſige Innere war von dem zitternden Scheine eines Talglichtes erleuchtet, welches auf dem Faſſe ſelbſt ſtand, aus dem der Wein floß, und dem gegenüber die Leiche der Frau Jacquemins lag.

— Einen Tiſch, einen Stuhl, ſagte der Polizeicommiſſär, und nehmen wir das Protokoll auf.

III.

Das Protokoll.

Man brachte dem Polizeicommiſſär die beiden verlangten Gegenſtände; er ſtellte ſeinen Tiſch feſt, ſetzte ſich davor, verlangte das Talglicht, welches der Doctor ihm brachte, indem er über die Leiche ſtieg, zog ein Tintenfaß, Federn und Papier aus ſeiner Taſche, und begann ſein Protokoll.

Während er die Einleitung ſchrieb, machte der Doctor eine Bewegung der Neugierde nach dem auf dem Gypsſack geſtellten Kopfe, aber der Polizeicommiſſär hielt ihn zurück.

—Rühren Sie nichts an, ſagt er, die Regelmäßigkeit vor Allem.

—Das verſteht ſich, ſagte der Doctor.

Und er nahm ſeinen Platz wieder ein.

Es entſtanden einige Minuten des Schweigens, während welcher man nur die Feder des Polizeicommiſſärs auf dem rauhen Regierungspapiere kratzen hörte, und während welcher man ſich die Zeilen mit der Schnelligkeit einer dem Schreiber zur Gewohnheit gewordenen Formelfolgen ſah.

Nach Verlauf von einigen Zeilen erhob er den Kopf und blickte um ſich.

—Wer will zu Zeugen dienen? fragte der Polizeicommiſſär, indem er ſich an den Maire wandte.

—Ei, ſagte Herr Ledru, indem er auf ſeine beiden ſtehenden Freunde deutete, welche mit dem ſitzenden Polizeicommiſſär eine Gruppe bildeten, zuvörderſt dieſe beiden Herren.

—Gut.

Er wandte ſich nach meiner Seite.

—Dann, wenn es dieſem Herrn nicht unangenehm iſt, ſeinen Namen auf einem Protokoll zu ſehen.

—Keinesweges, mein Herr, antwortete ich ihm.

—Dann wolle der Herr gefälligſt herunter kommen, ſagte der Polizeicommiſſär.

Ich empfand einigen Widerwillen, mich der Leiche zu nähern. Von dort aus, wo ich war, erſchienen mir gewiſſe Umſtände, ohne mir gänzlich zu entgehen, in einem Halbdunkel verloren, der über ihre Gräßlichkeit den Schleier der Poeſie verbreitete, minder abſcheulich.

—Iſt es durchaus nothwendig? fragte ich.

—Was?

—Daß ich hinuntergehe?

—Nein. Bleiben Sie dort, wenn Sie Sich dort gut befinden.

—Ich machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches ausdrückte: — Ich wünſche zu bleiben, wo ich bin.

Der Polizeicommiſſär wandte ſich an denjenigen der beiden Freunde des Herrn Ledru, der ſich ihm am nächſten befand.

—Ihre Namen, Vornamen, Alter, Stand, Gewerbe und Wohnung? fragte er mit der Geläufigkeit eines Mannes, der daran gewöhnt iſt, dieſe Art Fragen zu ſtellen.

—Johann Ludwig Alliette, antwortete der, an welchen er die Frage gerichtet, durch Anagramme Etteilla genannt, Schriftſteller, wohnhaft in der Straße de l'Ancienne Comédie Nr. 20.

—Sie vergeſſen Ihr Alter, ſagte der Polizeicommiſſär.

—Muß ich das Alter ſagen, welches ich habe, oder das Alter, das man mir gibt?

—Sagen Sie mir Ihr Alter, bei Gott! man hat keine zwei Alter.

—Das heißt, Herr Polizeicommiſſär, daß es gewiſſe Perſonen gibt, Caglioſtro, den Grafen von Saint Germain, den ewigen Juden zum Beiſpiel . . .

—Wollen Sie damit ſagen, daß Sie Caglioſtro, der Graf von Saint Germain oder der ewige Jude ſind? ſagte der Polizeicommiſſär, indem er bei dem Gedanken, daß man ſich über ihn luſtig mache, die Stirn runzelte.

—Nein; aber . . .

— Fünf und siebenzig Jahre, sagte Herr Ledru; — schreiben Sie fünf und siebenzig Jahre, Herr Cousin.

— Es sei, sagte der Polizeicommissär.

Und er schrieb fünf und siebenzig Jahre.

— Und Sie, mein Herr? fuhr er fort, indem er sich an den zweiten Freund des Herrn Ledru wandte.

Und er wiederholte genau dieselben Fragen, welche er an den ersten gestellt hatte.

— Peter Joseph Moulle, alt ein und sechszig Jahre, Geistlicher, an der Kirche Saint Sulpice angestellt, wohnhaft in der Straße Servandoni Nr. 11, antwortete mit sanfter Stimme der, welchen er fragte.

— Und Sie, mein Herr? fragte er, indem er sich an mich wandte.

— Alexander Dumas, dramatischer Schriftsteller, sieben und zwanzig Jahre alt, wohnhaft in Paris, Straße der Universität Nr. 21, antwortete ich.

Herr Ledru wandte sich nach meiner Seite und machte mir eine artige Verbeugung, auf welche ich in demselben Tone, so gut als ich es vermochte antwortete.

— Gut! äußerte der Polizeicommissär. Sehen Sie, ob es so recht ist, meine Herren, und ob Sie einige Bemerkungen zu machen haben.

Und er las mit jenem näselnden und einförmigen Tone, der nur den öffentlichen Beamten angehört:

„Da ich am heutigen Tage, am 1. September 1831 um zwei Uhr Nachmittags, durch das öffentliche Gerücht benachrichtigt worden war, daß das Verbrechen eines

Mordes in der Gemeinde von Fontenay-aux-Roſes an der Perſon der Maria Johanna Ducoudray, von dem genannten Peter Jacquemin, ihrem Gatten, begangen worden wäre, und daß der Mörder ſich in die Wohnung des Herrn Johann Peter Ledru, des Maires der genannten Gemeinde von Fontenay-aux-Roſes begeben hätte, um ſich aus eigenem Antriebe als Urheber dieſes Verbrechens anzugeben, haben wir uns beeilt, uns in Perſon nach der Wohnung genannten Johann Peter Ledru's, Straße Diana Nr. 2 zu verfügen, in welche Wohnung wir in Begleitung des Herrn Sebaſtian Robert, Doctor der Medezin, in genannter Gemeinde Fontenay-aux-Roſes wohnhaft, angekommen ſind, und dort haben wir den genannten Peter Jacquemin bereits in den Händen der Gendarmerie gefunden, der in unſerer Gegenwart wiederholt hat, daß er der Urheber des Mordes ſeiner Frau wäre; worauf wir ihn aufgefordert haben, uns in das Haus zu begleiten, in welchem der Mord begangen worden, deſſen er ſich zuerſt geweigert hat; da er aber bald auf die Vorſtellungen des Herrn Maire nachgegeben, ſo ſind wir nach der Sackgaſſe des Sergens gegangen, in welcher das von dem genannten Peter Jacquemin bewohnte Haus gelegen iſt. Nachdem wir in dieſes Haus gelangt und die Thür wieder hinter uns verſchloſſen, um das Volk am Eindringen zu verhindern, ſind wir in ein erſtes Zimmer gedrungen, in welchem nichts andeutete, daß ein Verbrechen begangen worden wäre; hierauf ſind wir auf die Aufforderung genannten Jacquemins ſelbſt aus dem erſten Zimmer in das zweite gegangen, in deſſen

Ecke eine Fallthür offen ſtand, die zu einer Treppe führte. Da uns angedeutet war, daß dieſe Treppe in einen Keller führte, in welchem wir die Leiche des Opfers finden würden, ſo begannen wir dieſe Treppe hinabzugehen, auf deren erſten Stufen der Doctor ein Schwert mit kreuzförmigem Griffe, breiter und ſchneidender Klinge gefunden hat, von welchem genannter Jacquemin uns geſtanden hat, daß er es zur Zeit der Juli-Revolution aus dem Artilleriemuſeum genommen, und daß es ihm zur Vollſtreckung des Verbrechens gedient hätte. Und auf dem Boden des Kellers haben wir die Leiche der Frau Jacquemin auf den Rücken zurückgeworfen und in einer Pfütze von Blut ſchwimmend gefunden, deren Kopf vom Rumpfe getrennt war, welcher Kopf auf einem, an die Wand gelehnten Sack mit Gyps geſtellt war, und nachdem genannter Jacquemin anerkannt hat, daß die Leiche und dieſer Kopf wirklich der ſeiner Frau wäre, in Gegenwart des Herrn Johann Peter Ledru, Maire der Gemeinde von Fontenay-aux-Roſes; — des Herrn Sebaſtian Robert, Doctor der Medezin, wohnhaft in genannter Gemeinde Fontenay-aux-Roſes; — des Herrn Johann Ludwig Alliette, genannt Etteilla, Schriftſteller, fünf und ſiebenzig Jahre alt, wohnhaft in Paris, Straße de l'Anciennecomédie Nr. 20; — des Herrn Peter Joſeph Moulle, ein und ſechszig Jahre alt, Geiſtlicher, an der Kirche Saint Sulpice angeſtellt, wohnhaft in Paris, Straße Servandoni, Nr. 11; — und des Herrn Alexander Dumas, dramatiſcher Schriftſteller, ſieben und zwanzig Jahre alt, wohnhaft in Paris, Straße der Uni-

versität Nr. 21; — sind wir, wie folgt, zu dem Verhöre des Angeklagten geschritten."

— Ist es so recht, meine Herren? fragte der Polizeicommissär, indem er sich mit augenscheinlich zufriedener Miene nach uns umwandte.

— Vollkommen! mein Herr, antworteten wir alle einstimmig.

— Wohlan! verhören wir den Angeklagten.

Indem er sich hierauf nach dem Gefangenen umwandte, der, so lange das Vorlesen währte, geräuschvoll und wie ein beklommener Mensch geathmet hatte, sagte er:

— Angeklagter, Ihren Namen, Vornamen, Alter, Wohnung und Gewerbe?

— Wird Alles das sehr lange dauern? fragte der Gefangene wie ein Mann, dessen Kräfte erschöpft sind.

— Antworten Sie: Ihren Namen und Vornamen?

— Peter Jacquemin.

— Ihr Alter?

— Ein und vierzig Jahre.

— Ihre Wohnung?

— Sie kennen sie wohl, da Sie Sich darin befinden.

— Gleichviel, das Gesetz will, daß Sie auf diese Frage antworten.

— Sackgasse des Sergens.

— Ihr Gewerbe?

— Steinbrecher.

— Sie bekennen sich als den Urheber des Verbrechens?

— Ja.

— Sagen Sie uns die Urſache, welche Sie daſſelbe hat begehen laſſen und die Umſtände, unter denen es begangen worden iſt.

— Die Urſache, welche es hat begehen laſſen . . . — das iſt unnöthig, ſagte Jacquemin; das iſt ein Geheimniß, das zwiſchen mir und der bleiben wird, welche da liegt.

— Es gibt indeſſen keine Wirkung ohne Urſache.

— Die Urſache. Ich ſage Ihnen, daß Sie dieſelbe nicht erfahren werden. Was die Umſtände anbelangt, — wie Sie ſagen, — Sie wollen ſie kennen lernen?

— Ja.

— Nun denn! ich will ſie Ihnen ſagen. Wenn man unter der Erde arbeitet, wie wir ſo in der Dunkelheit arbeiten, und wenn man dann einen Grund zu Kummer zu haben glaubt, dann quält man ſich die Seele, und dann ſteigen böſe Gedanken in uns auf.

— O! o! unterbrach ihn der Polizeicommiſſär, Sie geſtehen alſo den Vorbedacht.

— Ei! da ich Ihnen ſage, daß ich Alles geſtehe, iſt das noch nicht genug?

— Doch, reden Sie.

— Nun denn, dieſer böſe Gedanke, der in mir aufgeſtiegen war, war Johanna zu tödten. — Das quälte mir länger als einen Monat den Kopf: — das Herz verhinderte den Kopf; — endlich beſtimmte mich ein Wort, das ein Kamerad zu mir ſagte.

— Welches Wort?

— O! das gehört zu den Dingen, welche Sie nichts

angehen. Heute Morgen ſagte ich zu Johanna: Ich werde heute nicht auf die Arbeit gehen; ich will mich beluſtigen, als ob es ein Feſttag wäre; ich werde mit Kameraden zum Kugelſpiel gehen. Sorge dafür, daß das Mittageſſen um ein Uhr bereit iſt. — Aber . . . — Es iſt gut, keine Einwendungen; das Mittageſſen für ein Uhr, Du verſtehſt? — Es iſt gut! ſagte Johanna.

Und ſie ging aus, um das Mittageſſen einzukaufen.

Statt zum Kugelſpiele zu gehen, nahm ich während dieſer Zeit das Schwert, das Sie da haben. — Ich hatte es ſelbſt auf einem Sandſteine geſchliffen. — Ich ging in den Keller hinab und verſteckte mich hinter den Fäſſern, indem ich mir ſagte: — Sie muß wohl in den Keller gehen, um Wein abzuziehen; dann werden wir ſehen.

Von der Zeit, welche ich hinter dem Faſſe blieb, das aufrecht ſteht . . . weiß ich nichts, ich hatte das Fieber, mein Herz klopfte, und ich ſah Alles roth in der Nacht.

Und dann gab es eine Stimme, welche in mir und um mich herum jenes Wort wiederholte, das der Kamerad mir geſtern geſagt hatte.

— Aber was iſt das am Ende für ein Wort? fragte der Polizeicommiſſär von Neuem.

— Unnöthig. Ich habe Ihnen bereits geſagt, daß Sie es niemals erfahren werden. Endlich hörte ich das Rauſchen eines Kleides, einen Schritt, der näher kam. Ich ſah Licht zittern. Den unteren Theil ihres Körpers, der herabkam, dann ihren Kopf . . . Man ſah ihren Kopf

wohl . . . Sie hielt ihren Leuchter in der Hand. — Ah! ſagte ich, es iſt gut! . . . und ich wiederholte leiſe das Wort, das mir der Kamerad geſagt hatte.

Während dieſer Zeit näherte ſie ſich. Auf Ehre! Man hätte ſagen können, daß ſie eine Ahnung hätte, daß das eine ſchlechte Wendung für ſie nehmen würde. Sie hatte Furcht, ſie blickte nach allen Seiten; aber ich war gut verſteckt, ich rührte mich nicht.

Nun warf ſie ſich vor dem Faſſe auf die Kniee, hielt die Flaſche daran und drehte den Hahn.

Ich ſtand auf. — Sie werden verſtehen, ſie lag auf den Knieen. — Das Geräuſch des Weines, der in die Flaſche lief, verhinderte ſie, das Geräuſch zu hören, das ich vielleicht machte. Außerdem machte ich keines; ſie lag wie eine Schuldige, wie eine Verurtheilte auf den Knieen. Ich erhob das Schwert, und . . . hau!! . . . Ich weiß nicht ein Mal, ob ſie einen Schrei ausſtieß, — der Kopf rollte auf den Boden.

In dieſem Augenblicke wollte ich nicht ſterben. — Ich wollte mich retten. — Ich gedachte ein Loch in dem Keller zu machen und ſie zu begraben. — Ich ſprang auf den Kopf zu, der auf dem Boden rollte, während der Körper ſeiner Seits ſprang. — Ich hatte einen Sack Gyps bereit, um das Blut zu verbergen. — Ich packte daher den Kopf, oder vielmehr der Kopf packte mich. — Sehen Sie.

Und er zeigte ſeine rechte Hand, an welcher ein tiefer Biß den Daumen verſtümmelt hatte.

— Wie! Der Kopf hat Sie gepackt? ſagte der Doctor. Was der Teufel ſagen Sie denn da?

— Ich ſage, daß er mich tüchtig biß, wie ſie ſehen. Ich ſage, daß er mich nicht loslaſſen wollte. Ich ſtellte ihn auf den Sack Gyps, ich drückte ihn mit meiner linken Hand gegen die Wand und verſuchte ihm die rechte zu entreißen; aber nach Verlauf eines Augenblickes ließen die Zähne von ſelbſt los. Ich zog meine Hand zurück; nun, ſehen Sie, es war vielleicht Wahnſinn, aber es ſchien mir, als ob der Kopf lebendig wäre; die Augen ſtanden weit offen. Ich ſah ſie wohl, da das Licht auf dem Faſſe ſtand, und dann die Lippen, die Lippen bewegten ſich, und indem die Lippen ſich bewegten, haben die Lippen geſagt: — Elender! Ich war unſchuldig!

Ich weiß nicht, welche Wirkung dieſe Ausſage auf die Andern hervorbrachte; aber was mich anbetrifft, ſo weiß ich, daß der Schweiß mir von der Stirn floß.

— Ah! Das iſt zu ſtark, rief der Doctor aus, die Augen haben Dich angeblickt, die Lippen haben geſprochen?

— Hören Sie, Herr Doctor, da Sie ein Arzt ſind, ſo glauben Sie an Nichts, das iſt natürlich; aber ich ſage Ihnen, daß der Kopf, den Sie da ſehen, da, verſtehen Sie? ich ſage Ihnen, daß der Kopf mich gebiſſen hat, ich ſage Ihnen, daß dieſer Kopf da zu mir geſagt hat: Elender, ich war unſchuldig! und der Beweis, daß er mir es geſagt hat, nun denn! iſt, daß ich mich retten wollte, nachdem ich Johanne getödtet hatte, nicht wahr? Und daß ich, ſtatt mich zu retten, geraden Weges zu dem Herrn Maire gelaufen bin, um mich ſelbſt

anzugeben. Iſt das wahr, Herr Maire, iſt das wahr? antworten Sie.

—Ja, Jacquemin, antwortete Herr Ledru in einem Tone vollkommener Güte, — ja, es iſt wahr.

—Unterſuchen Sie den Kopf, Doctor, ſagte der Polizeicommiſſär.

—Wenn ich nicht mehr da bin, Herr Robert, wenn ich nicht mehr da bin! rief Jacquemin aus.

—Fürchteſt Du Dich etwa, daß ſie Dich nochmals anredet, Einfaltspinſel? ſagte der Doctor, indem er das Licht nahm und ſich dem Gypsſacke näherte.

—Herr Ledru, um Gottes Willen, ſagte Jacquemin, ſagen Sie ihnen mich gehen zu laſſen, ich bitte Sie — ich bitte Sie inſtändigſt.

—Mein Herr, ſagte der Maire, indem er eine Geberde machte, welche den Doctor zurückhielt, — Sie haben Nichts mehr aus dem Unglücklichen herauszubringen; erlauben Sie, daß ich ihn in das Gefängniß führen laſſe. — Wenn das Geſetz die Confrontation vorgeſchrieben hat, ſo hat es vorausgeſetzt, daß der Angeklagte die Kraft hätte ſie zu ertragen.

—Aber das Protokoll? ſagte der Polizei-Commiſſär.

—Es iſt ſo ziemlich beendigt.

—Der Angeklagte muß es unterzeichnen.

—Er wird es in ſeinem Gefängniſſe unterſchreiben.

—Ja, ja! rief Jacquemin aus, in dem Gefängniſſe werde ich Alles unterſchreiben, was Sie wollen.

—Es iſt gut! äußerte der Polizei-Commiſſär.

— Gendarmen! Führen Sie dieſen Mann fort, ſagte Herr Ledru.

— Ach! Ich danke Ihnen, Herr Ledru, ich danke Ihnen, ſagte Jacquemin mit dem Ausdrucke unendlicher Dankbarkeit.

Und indem er ſelbſt die beiden Gendarmen bei den Armen ergriff, zog er ſie mit übermenſchlicher Kraft nach der Höhe der Treppe fort.

Als dieſer Mann ſich entfernt, hatte ſich das Drama mit ihm entfernt. — Es blieben nur noch zwei gräßlich anzuſehende Dinge in dem Keller: eine Leiche ohne Kopf und ein Kopf ohne Körper.

Ich neigte mich nun auch zu Herrn Ledru.

— Mein Herr, ſagte ich zu ihm, iſt es mir erlaubt mich zu entfernen, indem ich dabei für die Unterzeichnung des Protokolles zu Ihrer Verfügung bleibe?

— Ja, mein Herr, aber unter einer Bedingung.

— Welche?

— Daß Sie zu mir kommen, um das Protokoll zu unterzeichnen.

— Mit dem größten Vergnügen, mein Herr; aber wann das?

— Ungefähr in einer Stunde. Ich werde Ihnen mein Haus zeigen; es hat Scarron angehört, das wird Sie intereſſiren.

— Ich werde in einer Stunde bei Ihnen ſein, mein Herr.

Ich grüßte und ging nun auch die Treppe wieder hin-

auf; auf der höchſten Stufe angelangt, warf ich einen letzten Blick in den Keller.

Sein Licht in der Hand, ſchlug der Doctor Robert die Haare des Kopfes zurück: — Es war der einer noch ſchönen Frau, — ſo viel als ich darüber urtheilen konnte, denn die Augen waren geſchloſſen, die Lippen zuſammengezogen und blau.

— Dieſer Einfaltspinſel von Jacquemin, ſagte er, zu behaupten, daß ein abgeſchlagener Kopf ſprechen kann; — es ſei denn, daß er das erfunden hat, um glauben zu laſſen, daß er wahnſinnig wäre; — das wäre nicht ſo übel geſpielt. Es wären dann mildernde Umſtände vorhanden.

IV.

Das Haus Scarrons.

Eine Stunde nachher war ich bei Herrn Ledru.

Der Zufall wollte, daß ich ihn auf dem Hofe antraf.

— Ah! sagte er, als er mich erblickte, da sind Sie; um so besser, es ist mir nicht unlieb mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten, bevor ich Sie unseren Tischgenossen vorstelle, denn Sie essen mit uns zu Mittag, nicht wahr?

— Aber, mein Herr, Sie werden mich entschuldigen.

— Ich nehme keine Entschuldigungen an; Sie fallen auf einen Donnerstag, um so schlimmer für Sie; der Donnerstag ist mein Tag; jeder, der am Donnerstage zu mir eintritt, gehört mir als volles Eigenthum an. Nach dem Mittagessen wird es Ihnen freistehen zu bleiben oder zu gehen. Ohne das Ereigniß von heute hätten Sie mich bei Tische gefunden, da ich unveränderlicher Weise

um zwei Uhr zu Mittag esse. Ausnahmsweise werden wir heute um halb vier oder um vier Uhr essen. Pyrrhus, den Sie da sehen, — und Herr Ledru zeigte mir einen stattlichen Bullenbeißer, — Pyrrhus hat die Gemüthserschütterung der Mutter Antoine benutzt, um sich der Hammelkeule zu bemächtigen; das war sein Recht; so daß man genöthigt gewesen ist eine andere von dem Fleischer zu holen. Ich sagte, daß mir das nicht allein Zeit gewähren würde, Sie meinen Gästen vorzustellen, sondern auch noch die, Ihnen einige Auskünfte über sie zu geben.

— Einige Auskünfte?

— Ja, es sind Personen, welche wie die des Barbier von Sevilla und Figaros nöthig haben, daß ihnen eine gewisse Erklärung über das Kostüm und den Charakter vorausgeht; — aber fangen wir zuerst mit dem Hause an.

— Wie ich glaube, mein Herr, haben Sie mir gesagt, daß es Scarron angehört hätte.

— Ja, hier verpflegte die zukünftige Gattin des Königs Ludwig des XIV. einstweilen, bis sie den nicht zu unterhaltenden Mann unterhielt, den armen Gelähmten, ihren ersten Gatten; — Sie werden ihr Zimmer sehen.

— Der Frau von Maintenon?

— Nein, der Madame Scarron; — verwechseln wir nicht; das Zimmer der Frau von Maintenon ist in Versailles oder in Saint-Cyr. — Kommen Sie.

Wir gingen eine große Treppe hinauf, und befanden uns in einem Corridor, der auf den Hof ging.

— Sehen Sie, sagte Herr Ledru zu mir, das geht Sie an, Herr Dichter; das ist der reinste Bombast, der im Jahre 1650 gesprochen wurde.

— Ah, ah! Die Karte der Zärtlichkeit.

— Die Zu- und Abnahme, von Scarron gezeichnet, und von der Hand seiner Frau mit Anmerkungen versehen; Nichts als das.

In der That, zwei Karten nahmen die Zwischenwände der Fenster ein.

Sie waren mit der Feder auf einen großen, auf eine Pappe geklebten Bogen Papier gezeichnet.

— Sie sehen, fuhr Herr Ledru fort, diese große blaue Schlange, das ist der Fluß der Zärtlichkeit; diese kleinen Taubenschläge, das sind die Weiler der kleinen Aufmerksamkeiten, Liebesbriefe, Geheimniß. Da ist das Wirthshaus der Sehnsucht, das Thal der Süßigkeiten, die Brücke der Seufzer, der ganz mit Ungeheuern, wie der der Armida bevölkerte Wald der Eifersucht. Endlich ist hier in Mitte des Sees, in welchem der Fluß entspringt, der Palast der vollkommenen Befriedigung, das ist das Ziel der Reise, der Zweck seines Laufes.

— Den Teufel, was sehe ich da, einen Vulkan?

— Ja; er verheert zuweilen die Gegend. Es ist der Vulkan der Leidenschaften.

— Er befindet sich nicht auf der Karte der Fräulein von Scudéry.

— Nein. Er ist eine Erfindung der Madame Paul Scarron. —

— Die Andere?

— Die Andere, iſt die Abnahme. Wie Sie ſehen, fließt der Fluß über; er iſt durch die Thränen derer angeſchwollen, welche ſeinen Ufern folgen. Hier ſind die Weiler der Langenweile, das Wirthshaus des Mißvergnügens, die Inſel der Reue. Das iſt höchſt ſinnreich.

— Würden Sie die Güte haben, mich das abſchreiben zu laſſen?

— Ah! So viel als Sie wollen. Wollen Sie jetzt das Zimmer der Madame Scarron ſehen?

— Ich glaube es wohl!

— Hier iſt es.

Herr Ledru machte eine Thüre auf; er ließ mich vorausgehen.

— Es iſt jetzt das meinige; — aber mit Ausnahme der Bücher, mit denen es überfüllt iſt, — iſt es ſo, wie es zu der Zeit ſeiner berühmten Beſitzerin war; — es iſt derſelbe Alkoven, daſſelbe Bett, dieſelben Möbeln; dieſe Toiletten-Kabinette waren die ihrigen.

— Und das Zimmer Scarrons?

— O! Das Zimmer Scarrons befand ſich auf dem andern Ende des Corridors; aber, was dieſes betrifft, ſo müſſen Sie darauf verzichten; — man betritt es nicht, — es iſt das geheime Zimmer, — das Kabinet Blaubarts.

— Den Teufel!

— Dem iſt ſo. — Auch ich habe meine Geheimniſſe, obſchon ich Maire bin; — aber kommen Sie, — ich will Ihnen etwas Anderes zeigen.

Herr Ledru ging mir voraus; — wir gingen die Treppe hinab und traten in den Salon.

Wie das ganze übrige Haus, hatte dieſer Salon einen eigenthümlichen Charakter. Seine Tapete war von einem Papier, deſſen urſprüngliche Farbe zu beſtimmen ſchwer geweſen wäre; längs der ganzen Wand befand ſich eine doppelte Reihe von Seſſeln, vor denen eine Reihe von Stühlen ſtand, das Ganze von alter Stickerei; von Stelle zu Stelle ſtanden Spieltiſche und Guéridons; dann in Mitte von alle dem, wie der Leviathan in Mitte der Fiſche des Oceans, ein rieſenhafter Arbeitstiſch, der ſich von der Wand an, an welche er eines ſeiner Enden ſtützte, bis auf den dritten Theil des Salons erſtreckte, ein ganz mit Büchern, Broſchüren und Journalen, unter welchen der Conſtitutionel, die Lieblingslectüre des Herrn Ledru, wie ein König den Vorrang hatte, bedeckter Arbeitstiſch.

Der Salon war leer, die Gäſte gingen in dem Garten ſpazieren, den man in ſeiner ganzen Ausdehnung durch die Fenſter erblickte.

Herr Ledru ging gerade auf ſeinen Arbeitstiſch zu und zog eine ungeheure Schublade auf, in welcher ſich eine Menge kleiner Pakete gleich Saamenpacketen befanden. Die Gegenſtände, welche dieſe Schublade enthielt, waren ſelbſt in überſchriebene Papiere eingewickelt.

—Sehen Sie, ſagte er zu mir, da iſt für Sie, den Geſchichtsſchreiber, noch etwas weit Merkwürdigeres, als die Karte der Zärtlichkeit. Es iſt eine Sammlung von Reliquien, nicht von Heiligen, ſondern von Königen.

In der That, jedes Papier enthielt einen Knochen, Haare des Kopfes oder des Bartes. — Es befand ſich

darunter eine Knieſcheibe Karls des IX, der Daumen Franz des I., ein Stück von dem Schädel Ludwigs des XIV., eine Rippe Heinrichs des II, ein Wirbelbein Ludwigs des XV, Haare aus dem Barte Heinrich des IV, und Haare von dem Kopfe Ludwig des XIII. Jeder König hatte ſeinen Beitrag geliefert, und aus allen dieſen Knochen hätte man bis auf weniges ein Skelet zuſammenſetzen können, das auf eine vollkommene Weiſe das der Franzöſiſchen Monarchie vorgeſtellt hätte, welcher ſeit langer Zeit die Hauptgebeine fehlen.

Außerdem befand ſich darunter ein Zahn Abeillard und ein Zahn Heloiſens, zwei weiße Schneidezähne, welche ſich vielleicht zu den Zeiten, wo ſie mit ihren bebenden Lippen bedeckt waren, in einem Kuſſe begegneten.

Woher rührte dieſes Beinhaus?

Herr Ledru hatte die Ausgrabungen der Könige in Saint Denis geleitet, und aus jedem Grabe das genommen, was ihm beliebt hatte.

Herr Ledru ließ mir einige Augenblicke, um meine Neugierde zu befriedigen; als er hierauf ſah, daß ich ſo ziemlich alle ſeine Ueberſchriften die Muſterung hatte paſſiren laſſen, ſagte er zu mir:

—Nun denn, wir haben uns genug mit den Todten beſchäftigt, laſſen Sie uns ein wenig zu den Lebendigen übergehen.

Und er führte mich an eines der Fenſter, durch welches man, wie ich geſagt habe, die Ausſicht auf den Garten hatte.

—Sie haben da einen herrlichen Garten, ſagte ich zu ihm.

— Der Garten eines Pfarrers mit ſeiner Lindenallee, ſeiner Sammlung von Dahlias und Roſenſtöcken, ſeinen Weinlauben und ſeinen Spaliren von Pfirſichen und Aprikoſen. — Sie werden Alles das ſehen; — aber laſſen Sie uns für den Augenblick nicht mit dem Garten, ſondern mit denen beſchäftigen, welche darin ſpazieren gehen.

— Ah! Sagen Sie mir zuvörderſt, wer dieſer Herr Alliette, durch ein Anagramm Etteilla genannt, iſt, welcher fragte, ob man ſein wahres Alter oder nur das Alter wiſſen wollte, das er zu haben ſchiene; — es ſcheint mir, daß er ganz die fünf und ſiebenzig Jahre hat, welche Sie ihm gegeben haben.

— Ganz recht, antwortete mir Herr Ledru. — Ich fange mit ihm an. Haben Sie Hoffmann geleſen?

— Ja . . . warum?

— Nun denn! Er iſt ein Mann Hoffmanns. Sein ganzes Lebenlang hat er die Karten und die Zahlen auf die Errathung der Zukunft anzuwenden geſucht; Alles was er beſitzt, geht in dem Lottoſpiel verloren, in welchem er zuerſt eine Terne gewonnen hatte, und worin er ſeitdem Nichts mehr gewonnen hat. Er hat Caglioſtro und den Grafen von Saint-Germain gekannt: er behauptet zu ihrer Familie zu gehören, mit ihnen das Geheimniß und das Elixir eines langen Lebens gekannt zu haben. Wenn Sie ihn um ſein wirkliches Alter fragen, ſo iſt er zwei Hundert fünf und ſechzig Jahre alt; er hat zuerſt Hundert Jahre ohne Gebrechlichkeiten von der Regierung Heinrich II. bis zu der Regierung Ludwig XIV. gelebt; dann hatte er Dank ſeinem Geheimniſſe, indem er immerhin in

den Augen der gewöhnlichen Menſchen ſtarb, drei andere Veränderungen, jede von funfzig Jahren vollzogen. In dieſem Augenblicke beginnt er die vierte wieder, und iſt dem zu Folge nur fünf und zwanzig Jahre alt. Die zwei Hundert und fünfzig erſten Jahre zählen nur noch als Erinnerung. Er wird auf dieſe Weiſe, und er ſagt es ganz laut, bis zu dem jüngſten Gerichte leben. Im funfzehnten Jahrhunderte hätte man Alliette verbrannt, und man hätte Unrecht gehabt; heut zu Tage begnügt man ſich ihn zu bedauern, und man hat wieder Unrecht. Alliette iſt der glücklichſte Menſch auf der Erde; er ſpricht nur von Karten, Zaubereien, ägyptiſchen Wiſſenſchaften des Thot, Geheimniſſen der Iſis. Er gibt über dieſe Gegenſtände kleine Bücher heraus, welche Niemand lieſt, und die indeſſen ein Buchhändler, der eben ſo närriſch iſt als er, unter dem Pſeudonym, oder vielmehr unter dem Anagramm Etteilla herausgibt; er hat immer ſeinen Hut voller Broſchüren. Da, ſehen Sie, er hält ihn unter ſeinem Arme, ſo ſehr fürchtet er ſich, daß man ihm ſeine koſtbaren Bücher nehmen mögte. Betrachten Sie den Mann, betrachten Sie das Geſicht, betrachten Sie den Anzug, und ſehen Sie, wie die Natur immer übereinſtimmend iſt, und wie genau der Hut zu dem Kopfe, der Mann zu dem Anzuge, das Wamms zu der Form paßt, wie Sie Romantiker ſagen.

In der That, Nichts war wahrer. Ich muſterte Alliette, er war in einen ſchmierigen, ſtaubigen, abgeſchabten Rock voller Flecken gekleidet; ſein Hut mit wie lakirtes Leder glänzenden Rändern wurde oben übermäßig weit;

er trug ein kurzes Beinkleid von ſchwarzem Kaſimir, ſchwarze oder vielmehr fuchſige Strümpfe, und abgerundete Schuhe gleich denen der Könige, unter welchen er geboren zu ſein behauptete.

Was den Körper anbelangt, ſo war er ein dicker kleiner Mann, unterſetzt, das Geſicht einer Sphinx, verzerrt, breiter zahnloſer Mund, der durch eine tiefe Furche angedeutet war, mit dünnen, langen und gelben Haaren, welche wie ein Heiligenſchein um ſeinen Kopf herumflatterten.

— Er unterhält ſich mit dem Abbé Moulle, ſagte ich zu Herrn Ledru, der, welcher uns bei unſerer Unterſuchung von heute Morgen begleitete, eine Unterſuchung, auf welche wir zurückkommen werden.

— Und warum ſollten wir wieder darauf zurückkommen? fragte mich Herr Ledru, indem er mich neugierig anblickte.

— Weil, entſchuldigen Sie mich, aber Sie haben an die Möglichkeit zu glauben geſchienen, daß dieſer Kopf geſprochen hätte.

— Sie ſind Phyſiognom. Nun denn! es iſt wahr, ich glaube daran; ja, wir werden von alledem wieder ſprechen, und wenn Sie neugierig auf Geſchichten der Art ſind, ſo finden Sie hier Jemand, mit dem Sie darüber ſprechen können. Aber gehen wir auf den Abbé Moulle über.

— Er muß im Umgange ein angenehmer Mann ſein, unterbrach ich ihn; das Sanfte ſeiner Stimme, als

er auf die Fragen des Polizeicommiſſärs antwortete, hat mich überraſcht.

—Nun denn! Sie haben dieſes Mal wieder richtig gerathen. Moulle iſt ſeit vierzig Jahren mein Freund, und er iſt ſechszig alt; wie Sie ſehen, iſt er eben ſo ſauber und ſorgfältig gekleidet, als Alliette verſchabt, ſchmierig und ſchmutzig iſt; er iſt im höchſten Grade ein Mann von Welt, und in der Geſellſchaft des Faubourg Saint-Germain ſehr gern geſehen; er iſt es, der die Söhne und die Töchter der Pairs von Frankreich verheirathet; dieſe Verheirathungen ſind für ihn die Veranlaſſung kleine Reden zu halten, welche die ſich Verheirathenden drucken laſſen und ſorgfältig in der Familie aufbewahren. — Er wäre beinahe Biſchof von Clermont geworden. — Wiſſen Sie, warum er es nicht geworden iſt? weil er ehedem ein Freund Cazotte geweſen iſt, kurz weil er, wie Cazotte an das Beſtehen höherer und niederer Geiſter, guter und böſer Genien glaubt; wie Alliette, ſammelt er Bücher. — Sie werden bei ihm Alles finden, was über Geſichter und Erſcheinungen, über Geſpenſter und Geiſter geſchrieben iſt, — obgleich er, ausgenommen unter Freunden, ſchwer über alle dieſe Dinge ſpricht, die nicht durchaus orthodox ſind. — Kurz, er iſt ein überzeugter, aber vorſichtiger Mann, der Alles das, was ſich Außergewöhnliches auf dieſer Welt zuträgt, der Macht der Hölle oder der Vermittelung himmliſcher Geiſter zuſchreibt. — Wie Sie ſehen, hört er ſchweigend das an, was Alliette ihm ſagt, — ſcheint irgend einen Gegenſtand zu betrachten, den ſein Begleiter nicht ſieht, und dem er von Zeit zu

Zeit durch eine Bewegung der Lippen oder ein Nicken des Kopfes antwortet. Zuweilen verfällt er mitten in unſerer Geſellſchaft plötzlich in eine finſtere Träumerei, — ſchaudert, zittert, wendet den Kopf um und geht in dem Salon auf und ab. In dieſem Falle muß man ihn gehen laſſen; es wäre vielleicht gefährlich ihn zu wecken, — ich ſage zu wecken, denn ich glaube, daß er dann in dem Zuſtande des Somnambulismus iſt. Außerdem erwacht er von ſelbſt, und, wie Sie ſehen werden, hat er in dieſem Falle ein liebenswürdiges Erwachen.

— O! aber, ſagen Sie doch, äußerte ich Herrn Ledru, es ſcheint mir, daß er ſo eben einen jener Geiſter beſchworen hat, von denen Sie mir vorhin erzählten?

Und ich zeigte meinem Wirthe mit dem Finger ein wahrhaft wanderndes Geſpenſt, das die beiden Plaudernden eingeholt hatte, und das vorſichtig ſeinen Fuß zwiſchen die Blumen ſtellte, auf denen es gehen zu können ſchien, ohne ſie zu beugen.

— Dieſer da, ſagte er zu mir, iſt noch einer meiner Freunde, der Chevalier Lenoir.

— Der Errichter des Muſeums des Petits Auguſtins? . . .

— Er ſelbſt. Er ſtirbt vor Kummer über die Zerſtreuung ſeines Muſeums, für welches er im Jahre 93 und 94 zehn Male beinahe umgebracht worden iſt. Die Reſtauration hat es mit ihrem gewöhnlichen Geiſte ſchließen laſſen, — mit dem Befehle, die Monumente den Gebäuden zurückzugeben, denen ſie angehörten und den Familien, welche Rechte hatten ſie zurückzufordern. — Un-

glücklicher Weiſe waren die meiſten Monumente zerſtört, die meiſten Familien waren ausgeſtorben, ſo daß die merkwürdigſten Fragmente unſerer alterthümlichen Bildhauerkunſt, und dem zu Folge unſerer Geſchichte, zerſtreut, verloren gegangen ſind. So geht Alles von unſerem alten Frankreich unter; es blieben nur noch dieſe Fragmente, und von dieſen Fragmenten wird bald nichts mehr übrig bleiben, und wer ſind die, welche zerſtören? Die ſelbſt, die das meiſte Intereſſe für die Erhaltung haben ſollten.

Und, ſo liberal er auch war, wie man zu jener Zeit ſagte, Herr Ledru ſtieß einen Seufzer aus.

— Sind das alle Ihre Gäſte? fragte ich Herrn Ledru.

— Wir werden vielleicht den Doctor Robert haben. Ueber dieſen ſage ich Ihnen nichts, ich glaube, daß Sie ihn beurtheilt haben. Er iſt ein Mann, der ſein ganzes Leben lang Verſuche an der menſchlichen Maſchine angeſtellt hat, wie er es an einer Gliederpuppe gethan hätte, ohne zu ahnen, daß dieſe Maſchine eine Seele hat, um die Schmerzen zu begreifen, und Nerven, um ſie zu fühlen. Er iſt ein Lebemann, der eine große Anzahl Todte gemacht hat. Dieſer glaubt, zum Glück für ihn, nicht an Geſpenſter. Er iſt ein mittelmäßiger Kopf, der geiſtreich zu ſein meint, weil er lärmend iſt, Philoſoph, weil er Gottesleugner iſt; er iſt einer jener Männer, die man empfängt, nicht um ſie zu empfangen, ſondern weil ſie zu uns kommen. Sie dort zu holen, wo ſie ſind, das wird uns niemals einfallen.

—O! mein Herr, wie gut ich dieſe Menſchenklaſſe kenne!

—Wir ſollten noch einen andern Freund von mir haben, der nur weit jünger als Alliette, als der Abbé Moulle und der Chevalier Lenoir iſt, der zugleich Alliette über die Wahrſagerei, Moulle über die Lehre von den Geiſtern, und dem Chevalier Lenoir über die Alterthümer die Spitze bietet; eine lebendige Bibliothek, ein in eine Chriſtliche Haut gebundener Katalog, den Sie ſogar kennen müſſen.

—Den Bibliophilen Jakob?

—Ganz recht.

—Und er wird nicht kommen?

—Er iſt zum Mindeſten nicht gekommen, und da er weiß, daß wir gewöhnlich um zwei Uhr eſſen, und es auf vier Uhr geht, ſo iſt keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß er zu uns kömmt. — Er iſt auf der Aufſuchung irgend einer alten, im Jahre 1570 in Amſterdam gedruckten Scharteke. Eine Urausgabe mit drei Druckfehlern, einen auf dem erſten Blatte, einen auf dem ſiebenten und einen auf dem letzten.

In dieſem Augenblicke machte man die Thür des Salons auf und die Mutter Antoine erſchien.

—Das Eſſen iſt angerichtet, meldete ſie.

—Geſchwind, meine Herren, ſagte Herr Ledru, indem er nun auch die Thür des Gartens aufmachte, zu Tiſche, zu Tiſche.

Indem er ſich hierauf nach mir umwandte, ſagte er zu mir:

— Jetzt muß ſich noch irgendwo in dem Garten außer den Gäſten, welche Sie ſehen und deren Geſchichte ich Ihnen geſchildert habe, ein Gaſt befinden, den Sie nicht geſehen und von dem ich nicht geſprochen habe. Dieſer iſt zu fern von den Dingen dieſer Welt, um die rohe Aufforderung gehört zu haben, die ich ſo eben gemacht, und dem alle unſere Freunde Folge leiſten, wie Sie ſehen. Suchen Sie, das geht Sie an: wenn Sie eine Immaterialität, eine Durchſichtigkeit, eine Erſcheinung, wie die Deutſchen ſagen, gefunden haben werden, ſo werden Sie Sich nennen und verſuchen ſie zu überreden, daß es gut ſei, zuweilen zu eſſen, wäre es auch nur, um zu leben; Sie werden ihr Ihren Arm anbieten und ſie zu uns führen; gehen Sie.

Ich gehorchte Herrn Ledru, indem ich errieth, daß der liebenswürdige Mann, den ich in einigen Minuten gewürdigt hatte, mir irgend eine angenehme Ueberraſchung vorbehielt, und ich ging in den Garten, indem ich um mich blickte.

Die Nachforſchung dauerte nicht lange, und ich erblickte bald das, was ich ſuchte.

Es war eine in dem Schatten einer Linde ſitzende Frau, von der ich weder das Geſicht noch die Geſtalt ſah; das Geſicht, weil es nach der Seite des Feldes gerichtet war; die Geſtalt, weil ſie in einen großen Shwal gehüllt war.

Sie war ganz ſchwarz gekleidet.

Ich näherte mich ihr, ohne daß ſie eine Bewegung machte. Das Geräuſch meiner Schritte ſchien nicht bis

zu ihrem Ohre zu gelangen; man hätte ſagen können, daß ſie eine Statüe wäre.

Uebrigens war Alles das, was ich von ihrer Perſon erblickte, anmuthig und ausgezeichnet.

Von Weitem hatte ich bereits geſehen, daß ſie blond war. Ein Strahl der Sonne, der durch das Laub der Linden fiel, ſpielte auf ihren Haaren, und machte aus Ihnen einen goldigen Heiligenſchein; in der Nähe konnte ich die Feinheit ihrer Haare bemerken, die mit jenen ſeidenen Fäden gewetteifert hätten, welche die erſten Herbſtwinde von dem Mantel der Jungfrau abnehmen; ihr Hals rundete ſich, um ihrem Kopf zu helfen, ſich auf ihre rechte Hand zu ſtützen, deren Ellbogen ſich auf die Lehne des Stuhles ſtützte, während ihr linker Arm an ihrer Seite herabhing, indem er mit der Spitze ſeiner zarten Finger eine weiße Roſe hielt. Der wie der eines Schwanes gerundete Hals, die zurückgeſchlagene Hand, der herabhängende Arm, alles das war von derſelben matten Weiße. — Man hätte ſie für einen Marmor von Paros, ohne Adern auf der Oberfläche, ohne Pulſe im Innern halten können; die Roſe, welche zu verwelken begann, war weit röther und weit lebendiger, als die Hand, die ſie hielte.

Ich betrachtete ſie einen Augenblick lang, und je mehr ich ſie betrachtete, deſto mehr ſchien es mir, daß es kein lebendes Weſen wäre, welches ich vor Augen hatte.

Ich war ſo weit gekommen zu zweifeln, daß wenn ich ſie anrede, ſie ſich umwenden würde. Zwei bis drei

Male öffnete ſich mein Mund und ſchloß ſich wieder, ohne ein Wort ausgeſprochen zu haben.

Endlich entſchloß ich mich.

— Madame, ſagte ich zu ihr.

Sie erbebte, wandte ſich um, betrachtete mich voller Erſtaunen, wie es Jemand thut, der aus einem Traume erwacht und ſeine Gedanken ſammelt.

Ihre großen ſchwarzen, auf mich gehefteten Augen, — ſie hatte zu den blonden Haaren, die ich beſchrieben, ſchwarze Augenbrauen und Augen, — ihre großen ſchwarzen, auf mich gehefteten Augen hatten einen ſeltſamen Ausdruck.

Während einiger Sekunden blieben wir ohne uns anzureden; — ſie, indem ſie mich anblickte, ich, indem ich ſie betrachtete.

Es war eine Frau von zwei und dreißig bis drei und dreißig Jahren, die von wundervoller Schönheit geweſen ſein mußte, bevor ihre Wangen hohl geworden, bevor die Farbe ihrer Haut erbleicht war; — übrigens fand ich ſie ſo, mit ihrem bleichen Geſichte vollkommen ſchön, das von derſelben Farbe als ihre Hand ohne irgend einen Schimmer von Roth war, wodurch ihre Augen kohlſchwarz, ihre Lippen von Korallen ſchienen.

— Madame, wiederholte ich, Herr Ledru behauptet, daß wenn ich Ihnen ſagte, daß ich der Verfaſſer von Heinrich II., von Chriſtine und von Antony bin, Sie mich als vorgeſtellt halten und meinen Arm bis zu dem Speiſeſaale annehmen würden.

— Verzeihung, mein Herr, ſagte ſie, Sie ſind ſeit

einem Augenblicke hier, nicht wahr? — Ich habe Sie kommen fühlen, — aber ich vermogte nicht mich umzuwenden; — das begegnet mir zuweilen, wenn ich nach gewiſſen Seiten ſehe. Ihre Stimme hat den Zauber gebrochen, ſo geben Sie mir denn Ihren Arm und laſſen Sie uns gehen.

Sie ſtand auf und legte ihren Arm unter den meinigen; aber kaum, obgleich ſie ſich keineswegs Zwang anzuthun ſchien, fühlte ich den Druck dieſes Armes.

Man hätte ſie für einen Schatten halten können, der an meiner Seite ging.

Wir kamen in den Speiſeſaal, ohne, weder der eine noch die andre, ein Wort weiter geſprochen zu haben.

Zwei Plätze waren an dem Tiſche vorbehalten.

Einer zur Rechten des Herrn Ledru für ſie, einer ihr gegenüber für mich.

V.

Die Ohrfeige der Charlotte Corday.

Dieſer Tiſch des Herrn Ledru hatte ſeinen Charakter, wie Alles das, was bei Herrn Ledru war.

Es war ein großes, an die Gartenfenſter geſtütztes Hufeiſen, welches drei Viertel des unermeßlichen Saales für die Bedienung frei ließ. Dieſer Tiſch konnte zwanzig Perſonen empfangen, ohne daß dadurch Jemand genirt war; man aß immer an demſelben, Herr Ledru mochte nun ein, zwei, vier, zehn, oder zwanzig Gäſte haben oder allein eſſen; an dieſem Tage waren wir nur zu ſechs, und nahmen kaum den dritten Theil deſſelben ein.

Jeden Donnerstag war der Küchenzettel derſelbe. Herr Ledru dachte, daß ſeine Gäſte während der acht verfloſſenen Tage zu Haus oder bei den andern Wirthen, welche ſie eingeladen hatten, etwas Anderes wieder gegeſ-

ſen haben. Man war daher gewiß, bei Herrn Ledru jeden Donnerſtag Suppe, Rindfleiſch, ein gebratenes Huhn, einen Hammelsbraten, Bohnen und Salat zu finden.

Die Hühner verdoppelten oder verdreifachten ſich je nach den Bedürfniſſen der Gäſte.

Es mogte nun wenig, keine oder viel Geſellſchaft da ſein, Herr Ledru ſaß immer an dem einen Ende des Tiſches, dem Garten den Rücken, dem Hofe das Geſicht zugewandt. Er ſaß in einem großen, ſeit zehn Jahren auf demſelben Platze ſtehenden Seſſel; — dort empfing er aus den Händen ſeines Gärtners Antoine, — der wie Meiſter Jacques in einen Bedienten verwandelt war, außer dem gewöhnlichen Weine einige Flaſchen alten Burgunder, den man ihm mit gewiſſenhafter Sorgfalt überbrachtes den er entpfropfte und ſeinen Gäſten ſelbſt mit derſelben Achtung und derſelben Verehrung einſchenkte.

Vor achtzehn Jahren glaubte man noch an Etwas, in zehn Jahren wird man an Nichts mehr glauben, nicht einmal an alten Wein.

Nach dem Mittageſſen ging man in den Salon, um den Kaffee zu trinken.

Das Mittageſſen verfloß, wie ein Mittageſſen verfließt damit, die Köchin zu loben und den Wein zu preiſen. — Die junge Frau allein aß nur einige Krumen Brod, trank nur ein Glas Waſſer, und ſprach kein einziges Wort aus.

Sie erinnerte mich an den Erdgeiſt aus Tauſend und Eine Nacht, welcher ſich wie die Andern zu

Tiſche ſetzte, aber nur um einige Körner Reis mit einem Zahnſtocher zu eſſen.

Nach dem Mittageſſen ging man wie gewöhnlich in den Salon.

Es war natürlicher Weiſe an mir, unſerer ſchweigſamen Tiſchgenoſſin den Arm zu geben. Sie kam mir die Hälfte des Weges entgegen, um ihn zu nehmen. Es war immer dieſelbe Nachläſſigkeit in den Bewegungen, dieſelbe Anmuth in der Haltung, ich mögte faſt ſagen, dieſelbe Unfühlbarkeit in den Gliedern.

Ich führte ſie an einen langen Seſſel, auf den ſie ſich legte.

Während wir zu Mittag aßen, waren zwei Perſonen in den Salon geführt worden.

Es war der Doctor und der Polizeicommiſſär.

Der Polizeicommiſſär kam, uns das Protokoll unterzeichnen zu laſſen, das Jacquemin bereits in ſeinem Gefängniſſe unterzeichnet hatte.

Ein kleiner Blutflecken war auf dem Papier zu bemerken:

Ich unterzeichnete nach meiner Reihe, und indem ich unterzeichnete, fragte ich:

— Was iſt das für ein Fleck? rührt dieſes Blut von der Frau oder von dem Gatten her?

— Es rührt von der Wunde her, antwortete mir der Polizeicommiſſär, welche der Mörder an der Hand hatte, und die fortwährend blutet, ohne daß man das Blut zu ſtillen vermag.

— Begreifen Sie, Herr Ledru, ſagte der Doctor,

daß dieſer dumme Menſch darauf beharrt zu behaupten, daß der Kopf ſeiner Frau zu ihm geſprochen hatte?

—Und Sie halten die Sache für unmöglich, nicht wahr, Doctor?

—Bei Gott!

—Sie halten es ſogar für unmöglich, daß die Augen ſich wieder geöffnet haben?

—Unmöglich.

—Sie glauben nicht, daß das in ſeinem Ausfließen durch dieſe Lage Gyps, welche auf der Stelle alle Adern und alle Gefäße verſtopft hat, unterbrochene Blut, dieſem Kopfe einen Augenblick des Lebens und des Gefühles hat wiedergeben können?

—Ich glaube es nicht.

—Nun denn! ſagte Herr Ledru, ich glaube es.

—Ich auch, ſagte Alliette.

—Ich auch, ſagte der Abbé Moulle.

—Ich auch, ſagte der Chevalier Lenoir.

—Ich auch, ſagte ich.

Der Polizeicommiſſär und die bleiche Dame allein ſagten nichts: — der eine ohne Zweifel, weil ihn die Sache nicht genug intereſſirte, die andere vielleicht, weil ſie die Sache zu ſehr intereſſirte.

—Ah! wenn Sie Alle gegen mich ſind, ſo werden Sie Recht haben. Nur, wenn einer von Ihnen Arzt wäre . . .

—Aber, Doctor, ſagte Herr Ledru, Sie wiſſen, daß ich es ſo ziemlich bin.

—In dieſem Falle, ſagte der Doctor, müſſen Sie

wiſſen, daß es da keinen Schmerz mehr gibt, wo es kein Gefühl mehr gibt, und daß das Gefühl durch die Trennung der Wirbelſäule zerſtört wird.

— Und wer hat Ihnen das geſagt? fragte Herr Ledru.

— Der Verſtand, bei Gott!

— O! eine ſchöne Antwort. — Iſt es nicht etwa auch der Verſtand, der den Richtern, welche Galilei verdammt haben, ſagte, daß es die Sonne wäre, die ſich drehe, und daß die Erde regungslos bliebe? — Der Verſtand iſt ein Dummkopf, mein lieber Doctor. Haben Sie ſelbſt Verſuche an abgeſchnittenen Köpfen angeſtellt?

— Nein, niemals.

— Haben Sie die Diſſertationen Sömmerings geleſen? Haben Sie die Protokolle des Doctor Sue geleſen? Haben Sie die Proteſtationen Oelchers geleſen?

— Nein.

— Demnach alſo glauben Sie, nicht wahr, nach dem Berichte des Herrn Guillotin, daß ſeine Maſchine das ſicherſte, das ſchnellſte und das am wenigſten ſchmerzhafte Mittel iſt, das Leben zu beendigen.

— Ich glaube es.

— Nun denn! Sie irren ſich, mein lieber Freund, das iſt Alles.

— Ah! zum Beiſpiele!

— Hören Sie, Doctor, da Sie Sich auf die Wiſſenſchaft berufen haben, ſo will ich Ihnen wiſſenſchaftlich antworten, — und glauben Sie es nur, Niemand von

uns iſt dieſer Unterhaltung fremd genug, um nicht daran Theil zu nehmen.

Der Doctor machte eine Geberde des Zweifels.

— Gleichviel, dann werden Sie allein verſtehen.

Wir hatten uns Herrn Ledru genähert, und ich für mein Theil hörte ihm begierig zu, da die Frage der entweder durch den Strick, oder durch das Schwert, oder durch Gift angewandten Todesſtrafe, mich immer als eine Frage der Menſchlichkeit außerordentlich beſchäftigt hatte.

Ich hatte ſogar ſelbſt einige Nachforſchungen über die verſchiedenen Schmerzen angeſtellt, welche den verſchiedenen Todesarten vorausgehen, ſie begleiten und ihnen folgen.

— Wohlan, ſprechen Sie, ſagte der Doctor in einem ungläubigen Tone.

— Es iſt leicht jedem, der nur den geringſten Begriff von dem Baue und von den Lebenskräften unſeres Körpers hat, fuhr Herr Ledru fort, zu beweiſen, daß das Gefühl nicht gänzlich durch die Hinrichtung zerſtört iſt, und das, was ich behaupte, Doctor, iſt nicht auf Hypotheſen, ſondern auf Thatſachen begründet.

— Laſſen Sie dieſe Thatſachen hören.

— Hier ſind ſie: 1) der Sitz des Gefühles iſt in dem Gehirn, nicht wahr?

— Das iſt wahrſcheinlich.

— Die Verrichtungen dieſes Bewußtſeins des Gefühles können vor ſich gehen, obgleich der Umlauf des Blutes durch das Gehirn unterbrochen, geſchwächt oder theilweiſe zerſtört ſei.

— Das iſt möglich.

— Wenn alſo der Sitz der Fähigkeit zu fühlen in dem Gehirne iſt, ſo hat der Hingerichtete, ſo lange als das Gehirn ſeine Lebenskraft behält, das Gefühl ſeines Daſeins.

— Beweiſe!

— Hier ſind ſie. — Haller ſagt in ſeinen Elementis Physicis, Tom. 4., pag. 35:

„Ein abgeſchlagener Kopf ſchlug die Augen wieder auf, und blickte mich von der Seite an, weil ich mit der Spitze des Fingers ſein Rückenmark berührt hatte."

— Haller, es ſei; — aber Haller hat ſich irren können.

— Er hat ſich geirrt, ich will es zugeben. Gehen wir zu einem Andern über. — Weycard, Arts philosophiques p. 221, ſagt:

„Ich habe die Lippen eines Mannes ſich bewegen ſehen, dem der Kopf abgeſchlagen war."

— Gut; aber von ſich Bewegen bis zum Sprechen...

— Warten Sie, wir kommen darauf. — Hier iſt Sömmering; ſeine Werke ſind da, und Sie können ſuchen. Sömmering ſagt: „Mehrere Aerzte, meine Collegen, haben mir verſichert, einen von dem Rumpfe getrennten Kopf vor Schmerz mit den Zähnen knirſchen geſehen zu haben, und ich bin überzeugt, daß wenn die Luft noch durch die Organe der Stimme kreiſte, die Köpfe ſprechen würden." — Nun denn! Doctor, fuhr Herr Ledru erbleichend fort, — ich bin weiter als Sömmering. — Zu mir hat ein Kopf geſprochen.

Wir erbebten Alle. — Die bleiche Dame erhob ſich auf ihrem langen Stuhl.

— Zu Ihnen?

— Ja, zu mir; werden Sie etwa auch ſagen, daß ich ein Narr bin?

— Dam! äußerte der Doctor, wenn Sie mir ſagen, daß Ihnen ſelbſt . . .

— Ja, ich ſage Ihnen, daß mir die Sache ſelbſt begegnet iſt. Sie ſind zu höflich, nicht wahr, Doctor, um mir laut zu ſagen, daß ich verrückt bin; aber Sie werden es in Ihrem Inneren ſagen, und das würde durchaus auf daſſelbe herauskommen.

— Wohlan! laſſen Sie hören, erzählen Sie uns das, ſagte der Doctor.

— Sie haben gut ſprechen. Wiſſen Sie, daß ich das, was Sie von mir Ihnen erzählt wünſchen, ſeit den ſieben und dreißig Jahren, wo mir die Sache begegnet iſt, noch Niemand erzählt habe; wiſſen Sie, daß ich Ihnen nicht dafür ſtehe, ohnmächtig zu werden, indem ich es Ihnen erzähle, wie ich ohnmächtig geworden bin, als jener Kopf geſprochen hat, als die ſterbenden Augen ſich auf die meinigen geheftet haben?

Das Geſpräch wurde immer intereſſanter, die Lage immer dramatiſcher.

— Nun denn, Ledru, Muth, ſagte Alliette, erzählen Sie uns das.

— Erzählen Sie uns das, mein Freund, ſagte der Abbé Moulle.

— Erzählen Sie, ſagte der Chevalier Lenoir.

— Mein Herr . . . flüsterte die bleiche Frau.

Ich sagte Nichts, aber mein Verlangen lag in meinen Augen.

— Es ist sonderbar, sagte Herr Ledru, ohne uns zu antworten und wie, als ob er mit sich selbst spräche, es ist sonderbar, welchen Einfluß die Ereignisse auf einander haben! Sie wissen, wer ich bin, sagte Herr Ledru, indem er sich nach meiner Seite wandte.

— Ich weiß, mein Herr, antwortete ich, daß Sie ein sehr unterrichteter, sehr geistreicher Mann sind, der vortreffliche Mittagessen gibt, und daß Sie Maire von Fontenay-aux-Roses sind.

Herr Ledru lächelte, indem er mir mit einem Zeichen des Kopfes dankte.

— Ich spreche von meiner Herkunft, von meiner Familie, sagte er.

— Ich kenne Ihre Herkunft nicht, mein Herr, und kenne Ihre Familie nicht.

— Wohlan! Hören Sie, ich will Ihnen Alles sagen, und vielleicht wird dann die Geschichte, die Sie zu wissen wünschen und die ich Ihnen nicht zu erzählen wage, nachher kommen. Wenn sie kömmt, wohlan! so werden Sie sie nehmen; wenn sie nicht kömmt, so verlangen Sie sie nicht mehr von mir; es ist ein Beweis, daß die Kraft mir gefehlt hat, sie Ihnen zu erzählen.

Jedermann setzte sich und traf seine Anstalten, um nach seiner Bequemlichkeit zuzuhören.

Uebrigens war der Salon ein wahrer Salon für Erzählungen oder Legenden, groß, dunkel durch die dicken

Vorhänge und das abnehmende Tageslicht, deſſen Ecken bereits in voller Finſterniß waren, während die Linien, welche mit den Thüren und den Fenſtern in Verbindung ſtanden, allein einen Reſt von Licht behielten.

In einer dieſer Ecken befand ſich die bleiche Dame. Ihr ſchwarzes Kleid war gänzlich in der Dunkelheit verloren. Ihr weißer, regungslos auf das Kiſſen des Sophas zurückgeworfener Kopf war allein ſichtbar.

Herr Ledru begann:

—Ich bin, ſagte er, der Sohn des berühmten Cosmus, Phyſiker des Königs und der Königin; mein Vater, den ſein ſpaßhafter Beiname unter die Taſchenſpieler und Charlatane hatte ſtellen laſſen, war ein ausgezeichneter Gelehrter der Schule Voltas, Galvanis und Mesmers. Er war der Erſte in Frankreich, welcher ſich mit Phantasmagorie und Electricität beſchäftigte, indem er dem Hofe mathematiſche und phyſikaliſche Sitzungen gab.

Die arme Maria Antoinette, die ich zwanzig Male geſehen habe, und die mich bei ihrer Ankunft in Frankreich, das heißt, als ich ein Kind war, bei den Händen ergriffen und geküßt hat, Maria Antoinette war in ihn vernarrt. Bei ſeiner Anweſenheit im Jahre 1777 erklärte Joſeph II., daß er nichts Merkwürdigeres geſehen hätte, als Comus.

Bei alle dem beſchäftigte ſich mein Vater mit der meines Bruders und meiner Erziehung, indem er uns in das einweihte, was er von geheimen Wiſſenſchaften wußte, und in eine Menge von galvaniſchen, phyſikaliſchen und magnetiſchen Kenntniſſen, die heut zu Tage all-

gemein bekannt ſind, die aber zu jener Zeit Geheimniſſe, nur Vorrechte für Einige waren; der Titel als Phyſiker des Königs brachte meinen Vater im Jahre 93 in das Gefängniß; aber vermittelſt einiger freundſchaftlichen Verbindungen, die ich mit der Berg-Partei hatte, gelang es mir, ihn wieder freigeben zu laſſen.

Mein Vater zog ſich nun in daſſelbe Haus zurück, in welchem ich mich befinde, und ſtarb darin im Jahre 1807 im Alter von ſechs und ſiebenzig Jahren.

Kommen wir auf mich zurück.

Ich habe von meinen freundſchaftlichen Verbindungen mit der Berg-Partei geſprochen. Ich war in der That mit Danton und Camille Desmoulins befreundet. Ich hatte Marat, eher als Arzt, wie als Freund, gekannt, kurz ich hatte ihn gekannt. Aus dieſer Bekanntſchaft, ſo kurz ſie auch geweſen iſt, die ich mit ihm hatte, ging hervor, daß ich mich an dem Tage, an welchem man Fräulein von Corday auf das Schaffot führte, entſchloß, ihrer Hinrichtung beizuwohnen.

— Ich wollte Ihnen gerade, unterbrach ich ihn, in Ihrem Streite mit dem Herrn Doctor Robert über die Fortdauer des Lebens dadurch zu Hilfe kommen, daß ich die Thatſache erzählte, welche die Geſchichte in Bezug auf Charlotte von Corday aufbewahrt hat.

— Wir kommen darauf, unterbrach mich Herr Ledru, laſſen Sie mich erzählen. Ich war Zeuge, dem zu Folge können Sie das glauben, was ich ſagen werde.

Von zwei Uhr Nachmittags an hatte ich meinen Poſten neben der Statue der Freiheit eingenommen. Es war

ein heißer Julitag, das Wetter war drückend, der Himmel war bedeckt und verhieß ein Gewitter.

Um vier Uhr brach das Gewitter aus; wie man sagt, bestieg Charlotte gerade in diesem Augenblicke den Karren.

Man hatte sie in dem Augenblicke in ihrem Gefängnisse abgeholt, wo ein junger Maler damit beschäftigt war, ihr Porträt zu malen. Der eifersüchtige Tod schien zu wollen, daß Nichts das junge Mädchen überleben sollte, nicht einmal ihr Bild.

Der Kopf war flüchtig auf der Leinwand entworfen, — und, wie sonderbar! in dem Augenblicke, wo der Scharfrichter eintrat, war der Maler an der Stelle des Halses, welche das Eisen der Guillotine durchschneiden sollte.

Die Blitze leuchteten, der Regen fiel, der Donner grollte, aber nichts hatte das neugierige Volk zerstreuen können; die Kais, die Brücken, die Plätze waren überfüllt; — das Getöse der Erde überschallte fast das Getöse des Himmels. — Jene Weiber, welche man mit jenem energischen Namen Leckerinnen der Guillotine benannte, verfolgten sie mit Verwünschungen. — Ich hörte dieses Brüllen zu mir kommen, wie man das eines Wasserfalles hört. Lange bevor man etwas erblicken konnte, wogte die Menge; endlich erschien der Karren wie ein unglückseliges Schiff, indem er den Strom spaltete, und ich konnte die Verurtheilte erkennen, welche ich nicht kannte, die ich niemals gesehen hatte.

Es war ein schönes junges Mädchen von sieben und zwanzig Jahren, mit prachtvollen Augen, einer Nase von

vollkommenem Schnitte, Lippen von außerordentlicher Regelmäßigkeit. Sie ſtand aufrecht, den Kopf erhoben, weniger als wolle ſie dieſe Menge zu beherrſchen ſcheinen, als weil ihre auf den Rücken gebundenen Hände ſie zwangen den Kopf ſo zu halten. — Der Regen hatte aufgehört; da ſie aber während drei Viertel des Weges den Regen ertragen hatte, ſo zeigte das Waſſer, das auf ſie gefloſſen war, die Umriſſe ihres reizenden Körpers; — man hätte glauben können, daß ſie aus dem Bade käme. — Das rothe Hemd, mit dem ſie der Scharfrichter bekleidet hatte, verlieh dieſem ſo ſtolzen und ſo energiſchen Kopfe einen ſeltſamen Anblick, einen ſchaurigen Glanz.

In dem Augenblicke, wo ſie auf dem Platze anlangte, hörte der Regen auf, und ein zwiſchen zwei Wolken durchfallender Sonnenſtrahl ſpiegelte ſich auf ihren Haaren, die er wie einen Heiligenſchein glänzen ließ. Wahrlich, — ich ſchwöre es Ihnen, obgleich dieſes junge Mädchen einen Mord begangen hatte, — eine ſchreckliche That, ſelbſt dann, wenn ſie die Menſchheit rächt, — obgleich ich dieſen Mord verabſcheute, — ich hätte nicht zu ſagen vermogt, ob das, was ich ſah, eine Apotheoſe oder eine Hinrichtung wäre. Als ſie das Schaffot erblickte, erbleichte ſie, und dieſe Bläſſe war merklich, beſonders wegen des rothen Hemdes, das bis zu ihrem Hals hinaufreichte; aber faſt ſogleich beherrſchte ſie ſich, und wandte ſich vollends nach dem Schaffotte um, das ſie lächelnd anblickte.

Der Karren hielt; Charlotte ſprang auf den Boden, ohne erlauben zu wollen, daß man ihr beim Ausſteigen

helfe, dann ſtieg ſie die durch den gefallenen Regen ſchlüpferig gewordenen Stufen des Schaffottes ſo raſch hinauf, als es ihr die Länge ihres ſchleppenden Hemdes und die Unbequemlichkeit ihrer gebundenen Hände erlaubten. Als ſie die Hand des Scharfrichters ſich auf ihre Schultern legen fühlte, um das Tuch abzureißen, das ihren Hals bedeckte, erbleichte ſie ein zweites Mal; aber auf der Stelle widerſprach ein letztes Lächeln dieſer Bläſſe, und von ſelbſt, ohne daß man ſie auf das entehrende Fallbret befeſtigte, ſtreckte ſie in einer erhabenen und faſt freudigen Regung ihren Kopf durch die gräßliche Oeffnung. — Das Beil fiel, der von dem Rumpfe getrennte Kopf fiel auf das Gerüſt und prallte zurück. Jetzt, achten Sie wohl auf folgendes, Doctor; achten Sie wohl auf folgendes, Dichter, jetzt ergriff einer der Knechte des Scharfrichters, Namens Legros, dieſen Kopf bei den Haaren, und gab ihm aus einer gemeinen Schmeichelei für die Menge eine Ohrfeige. Nun denn! Ich ſage Ihnen, daß der Kopf bei dieſer Ohrfeige erröthete; ich habe es geſehen, der Kopf, nicht die Wange, verſtehen Sie wohl? Nicht nur die berührte Wange, ſondern die beiden Wangen; und das mit einer gleichen Röthe, denn das Gefühl lebte in dieſem Kopfe, — und ſie empörte ſich, eine Schmach erlitten zu haben, welche das Urtheil nicht ausgeſprochen hatte.

Das Volk ſah gleichfalls dieſes Erröthen, und nahm Partei für die Todte gegen den Lebenden, für die Hingerichtete gegen den Scharfrichter. Es verlangte auf der Stelle Rache für dieſe Abſcheulichkeit, und auf der Stelle

wurde der Elende den Händen der Gendarmen übergeben und in das Gefängniß geführt.

Warten Sie, ſagte Herr Ledru, welcher ſah, daß der Doctor ſprechen wollte, warten Sie, das iſt nicht Alles.

Ich wollte wiſſen, welches Gefühl dieſen Menſchen zu der ſchändlichen That hätte veranlaſſen können, die er begangen hatte. Ich erkundigte mich nach dem Orte, wo er war; ich verlangte eine Erlaubniß, um ihn in der Abtei zu beſuchen, wo man ihn eingeſperrt hatte; ich erlangte ſie und beſuchte ihn.

Ein Urtheil des Revolutions-Tribunals hatte ihn zu drei Monat Gefängniß verurtheilt. Er begriff nicht, daß er wegen einer ſo natürlichen Sache, als die, welche er begangen hatte, verurtheilt worden war.

Ich fragte ihn, was ihn zu dieſer That veranlaßt hätte.

— Ei! ſagte er, eine ſchöne Frage! Ich bin ein Anhänger Marats; ich hatte ſie für Rechnung des Geſetzes beſtraft, — ich habe ſie für meine Rechnung beſtrafen wollen.

— Aber, ſagte ich zu ihm, Sie haben alſo nicht eingeſehen, daß in dieſer Verletzung der dem Tode ſchuldigen Achtung faſt ein Verbrechen liegt?

— Ah ſo! ſagte Legros zu mir, indem er mich feſt anblickte, Sie glauben alſo, daß ſie todt ſind, weil man ſie guillotinirt hat?

— Ohne Zweifel.

— Nun denn! Man ſieht wohl, daß Sie nicht in

den Korb blicken, wenn sie alle mit einander darin sind; daß Sie nicht sehen, wie sie noch während fünf Minuten nach der Hinrichtung die Augen verdrehen und mit den Zähnen knirschen. Wir sind genöthigt, alle drei Monate den Korb zu wechseln, so sehr zerreißen sie den Boden mit den Zähnen. — Sehen Sie, es ist ein Haufen aristokratischer Köpfe, die sich nicht entschließen wollen zu sterben, und ich würde mich nicht verwundern, wenn eines Tages einer von ihnen auszurufen begänne: Es lebe der König!

— Ich wußte Alles, was ich wissen wollte; ich entfernte mich, von einem Gedanken verfolgt: — Nämlich, daß diese Köpfe in der That noch lebten, und ich beschloß mich davon zu überzeugen.

VI.

Solange.

Während der Erzählung des Herrn Ledru war die Nacht gänzlich hereingebrochen. Die Bewohner des Salons erschienen nur noch wie Schatten, — nicht allein stumme, sondern auch noch regungslose Schatten, so sehr fürchtete man, daß Herr Ledru sich unterbrechen mögte; denn man sah ein, daß hinter der schrecklichen Erzählung, welche er gemacht hatte, sich eine noch weit schrecklichere befände.

Man hörte daher keinen Athemzug. — Der Doktor allein that den Mund auf, ich ergriff ihn bei der Hand, um ihn vom Sprechen abzuhalten, und er schwieg in der That.

Nach Verlauf einiger Secunden fuhr Herr Ledru fort:

Ich hatte die Abtei verlassen, und ging über den Platz Taranne, um mich nach der Straße Turnon zu be-

geben, in welcher ich wohnte, als ich eine um Hilfe rufende weibliche Stimme hörte.

Es konnten keine Miſſethäter ſein, es war kaum zehn Uhr Abends. Ich eilte nach der Ecke des Platzes, wo ich den Schrei gehört hatte, und ſah bei dem Scheine des hinter einer Wolke hervortretenden Mondes eine Frau, welche ſich in Mitte einer Runde Sans-Culotten ſträubte.

Dieſe Frau erblickte mich gleichfalls, und da ſie an meinem Koſtüme bemerkte, daß ich nicht gänzlich ein Mann des Volkes wäre, ſtürzte ſie auf mich zu, indem ſie ausrief:

— Ah! Sehen Sie, da iſt gerade Herr Albert, den ich kenne, er wird Ihnen ſagen, daß ich wirklich die Tochter der Mutter Ledieu, der Wäſcherin bin!

Und zu gleicher Zeit ergriff die arme, ganz bleiche und ganz zitternde Frau meinen Arm, indem ſie ſich wie der Schiffbrüchige an die rettende Planke an mich klammerte.

— Die Tochter der Mutter Ledieu ſo viel als Du willſt, aber Du haſt keine Bürgerkarte, ſchönes Kind, und Du wirſt uns auf die Wache folgen!

Die junge Frau drückte mir den Arm; — ich fühlte Alles, was an Schrecken und an Bitte in dieſem Drucke lag. — Ich hatte verſtanden.

Da ſie mich bei dem erſten beſten Namen genannt hatte, der ihr eingefallen war, ſo nannte ich ſie bei dem erſten beſten Namen, der mir einfiel.

— Wie! Sie ſind es, meine arme Solange, ſagte ich zu ihr, was begegnet Ihnen denn?

— Da, ſehen Sie, meine Herren, begann ſie wieder.

— Es ſcheint mir, daß Du wohl ſagen könnteſt: Bürger.

— Hören Sie, Herr Sergeant, es iſt nicht meine Schuld, daß ich ſo ſpreche, ſagte das junge Mädchen, meine Mutter hatte Kunden in der vornehmen Welt, ſie hatte mich daran gewöhnt höflich zu ſein, ſo daß es eine üble Gewohnheit iſt, die ich angenommen habe, ich weiß es wohl, eine ariſtokratiſche Gewohnheit; aber dem iſt nun einmal ſo, Herr Sergeant, und ich vermag nicht, ſie mir abzugewöhnen.

Und es lag in dieſer mit zitternder Stimme gegebenen Antwort ein unmerklicher Spott, den ich allein erkannte. Ich fragte mich, wer dieſe Frau ſein könnte. Das Problem war unmöglich zu löſen. Nur war ich davon überzeugt, daß ſie nicht die Tochter einer Wäſcherin ſei.

— Was mir begegnet? begann ſie wieder, Bürger Albert, ſehen Sie, was mir begegnet: ſtellen Sie ſich vor, daß ich ausgegangen bin, um Wäſche zurückzubringen, daß die Herrin vom Hauſe ausgegangen war, daß ich gewartet habe, um mein Geld zu erhalten, bis ſie nach Haus käme. Dam! Bei den jetzigen Zeiten hat jeder ſein Geld nöthig. Die Nacht iſt hereingebrochen, ich glaubte am Tage nach Haus zurückzukehren. Ich hatte meine Bürgerkarte nicht mitgenommen, ich bin mitten unter dieſe Herren gerathen, Verzeihung, ich wollte ſagen unter dieſe Bürger, ſie haben mich nach meiner Karte gefragt, ich habe ihnen geſagt, daß ich keine hätte, und ſie haben mich auf die Wache führen wollen. Ich habe gerufen, Sie ſind

herbeigeeilt, gerade eine Bekanntſchaft, nun bin ich beruhigt geweſen. Ich habe mir geſagt: da Herr Albert weiß, daß ich Solange heiße, da er weiß, daß ich die Tochter der Mutter Lebieu bin, ſo wird er für mich gut ſagen, nicht wahr, Herr Albert?

— Gewiß werde ich für Sie gut ſagen, und ich ſtehe für Sie gut.

— Gut! ſagte der Anführer der Runde, und wer wird mir für Dich gut ſagen, Herr Stutzer?

— Danton. Iſt Dir das recht? Iſt der ein guter Patriot?

— Ah! Wenn Danton für Dich bürgt, ſo iſt Nichts dagegen zu ſagen.

— Wohlan! Es iſt Sitzungstag bei den Cordeliers; gehen wir dorthin.

— Gehen wir dorthin, — ſagte der Sergeant. — Bürger Sans-Culotten, vorwärts, Marſch!

Der Club der Cordeliers wurde in dem ehemaligen Franziskaner Kloſter Straße l'Obſervance gehalten, in welcher wir in einem Augenblicke waren. An der Thüre angelangt, riß ich ein Blatt aus meiner Schreibtafel, ſchrieb einige Zeilen mit Bleiſtift, und übergab ſie dem Sergeanten, indem ich ihn aufforderte, ſie Danton zu überbringen, während wir in den Händen des Corporals und der Runde bleiben würden.

Der Sergeant trat in den Clubb, und kehrte mit Danton zurück.

— Wie! ſagte er zu mir, Du biſt es, den man verhaftet, Du, mein Freund, — Du, der Freund Camil-

les, Du, einer der beſten Republikaner, welche es gibt! Ei was! — Bürger Sergeant, fügte er hinzu, indem er ſich wieder nach dem Anführer der Sans-Culotten umwandte, — ich bürge Dir für ihn. — Genügt Dir das?

— Du bürgſt für ihn; aber bürgſt Du auch für ſie? begann der hartnäckige Sergeant wieder.

— Für ſie? Von wem ſprichſt Du?

— Von dieſer Frau, bei Gott!

— Für ihn, für ſie, für Alles, was ihn umgibt; biſt Du zufrieden?

— Ja, ich bin zufrieden, ſagte der Sergeant, beſonders Dich geſehen zu haben.

— Ah, bei Gott! Dieſes Vergnügen kannſt Du Dir umſonſt gewähren; betrachte mich ganz nach Deinem Gefallen, — ſo lange als Du mich haſt.

— Ich danke, — fahre fort die Intereſſen des Volkes zu behaupten, und ſei unbeſorgt, das Volk wird Dir dankbar ſein.

— O, ja, ich rechne darauf! ſagte Danton.

— Willſt Du mir eine Hand geben? fuhr der Sergeant fort.

— Warum nicht?

Und Danton gab ihm die Hand.

— Es lebe Danton! rief der Sergeant aus.

— Es lebe Danton! wiederholte die ganze Runde.

Und ſie entfernte ſich unter Anführung ihres Sergeanten, der zehn Schritte weit entfernt ſich umwandte, und indem er ſeine rothe Mütze ſchwenkte, noch ein Mal aus-

rief: Es lebe Danton! Ein Ruf, der von ſeiner Mannſchaft wiederholt wurde.

Ich wollte Danton danken, als ſein mehrere Male in dem Innern des Clubbs wiederholter Name bis zu uns gelangte. Danton! Danton! riefen mehrere Stimmen, — auf die Tribüne! — Verzeihung, mein Lieber, ſagte er zu mir, — Du hörſt, — eine Hand, und laß mich zurückkehren. Ich habe dem Sergeanten die Rechte gegeben, — ich gebe Dir die Linke. — Wer weiß? der würdige Patriot hatte vielleicht die Krätze.

Und indem er ſich umwandte, ſagte er mit dieſer mächtigen Stimme, welche die Stürme der Straße erhob und beſänftigte:

— Hier bin ich, hier bin ich, erwartet mich.

Und er eilte wieder in das Innere des Clubbs.

Ich blieb allein mit meiner Unbekannten vor der Thüre.

— Wohin muß ich Sie jetzt führen, Madame? ſagte ich zu ihr, ich ſtehe zu Ihren Befehlen.

— Dam! Zu der Mutter Ledieu, antwortete ſie mir lachend, Sie wiſſen wohl, daß ſie meine Mutter iſt.

— Aber wo wohnt die Mutter Ledieu?

— Straße Férou, Nr. 24.

— Gehen wir zu der Mutter Ledieu, Straße Férou Nr. 24.

Wir gingen die Straße des Foſſés-Monſieur-le-Prince bis nach der Straße des Foſſés-Saint-Germain, dann die Straße du Petit-Lion hinab, dann gingen wir

den Platz Saint Sulpice und dann die Straße Féron wieder hinauf.

Dieſer ganze Weg wurde zurückgelegt, ohne daß wir ein Wort ausgewechſelt hätten.

Nur hatte ich ſie bei dem Scheine des Mondes, der in ſeinem ganzen Glanze leuchtete, nach meinem Gefallen aufmerkſam betrachten können.

Sie war eine liebenswürdige Perſon von zwanzig bis zwei und zwanzig Jahren, braun, mit großen, mehr geiſtreichen als ſchwermüthigen blauen Augen, einer ſchmalen und geraden Naſe, ſpöttiſchen Lippen, Zähne wie Perlen, Hände einer Königin, Füße eines Kindes. Alles das hatte unter dem Volkskoſtüme der Tochter der Mutter Ledieu ein ariſtokratiſches Anſehen behalten, welches mit gutem Rechte den Verdacht des wackeren Sergeanten und ſeiner kriegeriſchen Runde erweckt hatte.

Als wir an der Thüre ankamen, blieben wir ſtehen, und blickten uns einen Augenblick lang ſchweigend an.

—Nun denn! Was wollen Sie von mir, mein lieber Herr Albert? ſagte meine Unbekannte lächelnd zu mir.

—Ich wollte Ihnen ſagen, meine liebe Demoiſelle Solange, daß es nicht der Mühe werth war, uns zu begegnen, um uns ſo ſchnell wieder zu verlaſſen.

—Ich bitte Sie Tauſend Male um Verzeihung. Ich finde, daß es im Gegentheile ganz der Mühe werth war, — weil, wenn ich Ihnen nicht begegnet wäre, man mich auf die Wache geführt hätte; — man hätte erkannt, daß ich nicht die Tochter der Mutter Ledieu bin; — man hätte

entdeckt, daß ich eine Aristokratin wäre, und man hätte mir sehr wahrscheinlicher Weise den Hals abgeschnitten.

— Sie gestehen also, daß Sie eine Aristokratin sind?

— Ich, ich gestehe Nichts.

— Nun denn, sagen Sie mir zum Mindesten Ihren Namen.

— Solange.

— Sie wissen wohl, daß dieser Name, den ich Ihnen auf den Zufall hin gegeben habe, nicht der Ihrige ist.

— Gleich viel! Ich liebe und behalte ihn . . . zum Mindesten für Sie.

— Wozu haben Sie nöthig ihn für mich zu behalten, wenn ich Sie nicht wiedersehen darf?

— Das sage ich nicht. Ich sage nur, daß, wenn wir uns wiedersehen, es ebenso unnöthig ist, daß Sie wissen, wie ich heiße, als daß ich weiß, wie Sie heißen. Ich habe Sie Albert genannt, behalten Sie diesen Namen Albert, wie ich den Namen Solange behalte.

— Wohlan! Es sei; aber hören Sie, Solange, sagte ich zu ihr.

— Ich höre Sie, Albert, antwortete sie.

— Sie sind eine Aristokratin, Sie gestehen es?

— Wenn ich es nicht gestände, so würden Sie es errathen, nicht wahr? Mein Geständniß verliert demnach viel von seinem Verdienste.

— Und in Ihrer Eigenschaft als Aristokratin werden Sie verfolgt?

— Es findet wohl etwas derartiges statt.

— Und Sie verbergen ſich, um den Verfolgungen auszuweichen?

— Straße Férou, Nr. 24. bei der Mutter Ledieu, deren Gatte Kutſcher meines Vaters geweſen iſt. Sie ſehen, daß ich keine Geheimniſſe für Sie habe.

— Und Ihr Vater?

— Ich habe keine Geheimniſſe für Sie, mein lieber Herr Albert, ſo lange als dieſe Geheimniſſe die meinigen ſind; aber die Geheimniſſe meines Vaters ſind nicht die meinigen. Mein Vater verbirgt ſich ſeiner Seits, bis daß er eine Gelegenheit zum Auswandern findet. Das iſt Alles, was ich Ihnen ſagen kann.

— Und Sie, was gedenken Sie zu thun?

— Mit meinem Vater abzureiſen, wenn das möglich iſt; wenn es unmöglich iſt, ihn allein abreiſen zu laſſen und ihm ſpäter zu folgen.

— Und heute Abend, als Sie verhaftet worden ſind, kehrten Sie von Ihrem Vater zurück?

— Ich kehrte von ihm zurück.

— Hören Sie mich an, liebe Solange!

— Ich höre Sie an.

— Sie haben geſehen, was ſich heute Abend zugetragen hat?

— Ja, und das hat mir einen Maßſtab Ihres Anſehens gegeben.

— O! Mein Anſehen iſt unglücklicher Weiſe nicht groß. Ich habe indeſſen einige Freunde.

— Ich habe heute Abend die Bekanntſchaft des einen von ihnen gemacht.

— Und wie Sie wiſſen, gehört dieſer nicht zu den minder mächtigen Männern der Zeit.

— Sie gedenken ſeinen Einfluß anzuwenden, um die Flucht meines Vaters zu unterſtützen?

— Nein, ich behalte ihn für Sie vor.

— Und für meinen Vater?

— Für ihren Vater habe ich ein anderes Mittel.

— Sie haben ein anderes Mittel! rief Solange aus, indem ſie ſich meiner Hände bemächtigte und mich voll Bangigkeit anblickte.

— Werden Sie mich in gutem Andenken behalten, wenn ich Ihren Vater rette?

— O! Ich werde Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar ſein.

Und ſie ſprach dieſe Worte mit einem liebenswürdigen Ausdrucke im Voraus gehegter Dankbarkeit aus.

Indem ſie mich hierauf anblickte, fragte ſie mit einem bittenden Tone:

— Aber wird Ihnen das genug ſein?

— Ja, antwortete ich.

— Nun denn! Ich hatte mich nicht geirrt, Sie ſind ein edles Herz. Ich danke Ihnen im Namen meines Vaters und dem meinigen, und wenn es Ihnen in der Zukunft nicht gelingen ſollte, ſo bin ich Ihnen nichts deſto weniger für die Vergangenheit verpflichtet.

— Wann werden wir uns wiederſehen, Solange?

— Sobald Sie mich wieder zu ſehen nöthig haben.

— Ich hoffe, daß ich Ihnen morgen irgend etwas Gutes mitzutheilen habe.

— Wohlan! ſehen wir uns morgen wieder.

— Wo das?

— Hier, wenn Sie wollen.

— Hier, auf der Straße?

— Ei! mein Gott! Sie ſehen, daß das noch das Sicherſte iſt; ſeit einer halben Stunde, welche wir vor dieſer Thür ſprechen, iſt keine einzige Perſon vorübergekommen.

— Warum ſollte ich nicht zu Ihnen hinaufkommen, oder warum ſollten Sie nicht zu mir kommen?

— Weil, wenn Sie zu mir kommen, Sie dieſe wackeren Leute compromittiren, welche mir eine Zuflucht gewährt haben; weil, wenn ich zu Ihnen komme, ich Sie compromittire.

— Wohlan! es ſei, ich werde die Karte einer meiner Verwandten nehmen, und ſie Ihnen geben.

— Ja, damit man Ihre Verwandte guillotinirt, wenn ich zufällig verhaftet würde.

— Sie haben Recht, ich werde Ihnen eine Karte auf den Namen Solange bringen.

— Vortrefflich! Sie werden ſehen, daß Solange am Ende mein einziger und wahrer Name werden wird.

— Ihre Stunde?

— Dieſelbe, zu welcher wir uns heute getroffen haben.

— Um zehn Uhr, wenn Sie wollen.

— Es ſei, um zehn Uhr.

— Und wie werden wir uns begegnen?

— O! das iſt nicht ſehr ſchwierig. Sie werden um

Bayerische Staatsbibliothek München

fünf Minuten vor zehn Uhr an der Thür ſein; um zehn Uhr werde ich herabkommen.

—Alſo morgen um zehn Uhr, liebe Solange.

—Morgen um zehn Uhr, lieber Albert.

Ich wollte ihr die Hand küſſen, ſie bot mir die Stirn.

Am folgenden Abend war ich um halb zehn Uhr in der Straße.

Ein Viertel vor zehn Uhr machte Solange die Thür auf.

Jeder von uns war der Stunde zuvorkommen.

Ich that nur einen Sprung bis zu ihr.

—Ich ſehe, daß Sie gute Nachrichten haben, ſagte ſie lächelnd.

—Vortreffliche; zuvörderſt iſt hier Ihre Karte.

—Zuvörderſt mein Vater, und ſie wies meine Hand zurück.

—Ihr Vater iſt gerettet, wenn er es will.

—Wenn er es will, ſagen Sie? was muß er thun?

—Er muß Vertrauen zu mir haben.

—Das iſt eine abgemachte Sache.

—Sie haben ihn geſehen?

—Ja.

—Sie haben ſich der Gefahr ausgeſetzt?

—Das iſt nicht zu ändern, es muß ſein; aber Gott iſt da!

—Und Sie haben Ihrem Vater Alles geſagt?

—Ich habe ihm geſagt, daß Sie mir geſtern das

Leben gerettet hätten, und daß Sie ihm vielleicht morgen das Leben retten würden.

— Morgen, — ja, gerade morgen rette ich ihm das Leben, wenn er will.

— Wie das? ſagen Sie, laſſen Sie hören, ſprechen Sie. Welche wundervolle Begegnung ich gemacht hätte, wenn Alles das gelänge!

— Nur, ſagte ich zögernd zu ihr.

— Nun denn?

— Sie werden nicht mit ihm abreiſen können.

— Was das anbetrifft, habe ich Ihnen nicht geſagt, daß mein Entſchluß gefaßt wäre?

— Außerdem bin ich ſicher, ſpäterhin einen Paß für Sie zu erhalten.

— Sprechen wir zuvörderſt von meinem Vater, wir werden nachher von mir ſprechen.

— Wohlan! ich habe Ihnen geſagt, daß ich Freunde hätte, nicht wahr?

— Ja.

— Ich habe heute einen derſelben beſucht.

— Weiter?

— Einen Mann, deſſen Namen Sie kennen, und deſſen Name eine Bürgſchaft des Muthes, der Rechtſchaffenheit und der Ehre iſt.

— Und dieſer Name iſt . . .

— Marceau.

— Der General Marceau?

— Ganz recht.

— Sie haben Recht, wenn dieſer verſprochen hat, ſo wird er Wort halten.

— Nun denn! er hat verſprochen.

— Mein Gott! wie glücklich Sie mich machen! laſſen Sie hören, was hat er verſprochen? ſagen Sie.

— Er hat verſprochen uns zu dienen.

— Wie das?

— Ah! auf eine ſehr einfache Weiſe. Kleber hat ihn zum kommandirenden General des Weſtens ernennen laſſen. Er geht morgen Abend ab.

— Morgen Abend; aber wir werden nicht Zeit haben, irgend etwas vorzubereiten.

— Wir haben nichts vorzubereiten.

— Ich verſtehe Sie nicht.

— Er nimmt Ihren Vater mit.

— Meinen Vater?

— Ja, als Secretär. In der Vendée angelangt, gibt Ihr Vater Marceau ſein Wort, nicht gegen Frankreich zu dienen, und eines Nachts erreicht er das Vendéeiſche Lager; von der Vendée geht er nach der Bretagne, und von da nach England. Wenn er in London angekommen iſt, läßt er Ihnen Nachrichten zukommen; ich verſchaffe Ihnen einen Paß, und Sie gehen zu ihm nach London.

— Morgen! rief Solange aus. Mein Vater würde morgen abreiſen!

— Aber es iſt keine Zeit zu verlieren.

— Mein Vater iſt nicht benachrichtigt.

— Benachrichtigen Sie ihn.

— Heute Abend?

— Heute Abend.

— Aber wie, zu dieſer Stunde?

— Sie haben eine Karte und meinen Arm.

— Sie haben Recht, — meine Karte.

Ich gab ſie ihr; ſie ſteckte ſie in ihren Buſen.

— Jetzt, Ihren Arm.

Ich gab ihr meinen Arm, und wir brachen auf.

Wir gingen bis nach dem Platze Taranne hinab, das heißt bis nach dem Orte, wo ich ihr am Abende zuvor begegnet war.

— Erwarten Sie mich hier, ſagte ſie zu mir.

Ich verneigte mich und wartete.

Sie verſchwand an der Ecke des ehemaligen Hotels Matignon; — dann erſchien ſie nach Verlauf einer Viertelſtunde wieder.

— Kommen Sie, ſagte ſie, mein Vater will Sie ſehen und Ihnen danken.

Sie nahm meinen Arm wieder, und führte mich in die Straße Saint Guillaume dem Hotel Mortemart gegenüber.

Dort angelangt, nahm ſie einen Schlüſſel aus ihrer Taſche, ſchloß eine kleine Thür auf, nahm mich bei der Hand, führte mich bis auf den zweiten Stock und klopfte auf eine eigenthümliche Weiſe an.

Ein Mann von acht und vierzig bis fünfzig Jahren machte die Thür auf. Er war als Arbeiter gekleidet, und ſchien das Gewerbe eines Buchbinders zu betreiben.

Aber bei den erſten Worten, welche er mir ſagte,

bei den erſten Dankſagungen, die er an mich richtete, hatte ſich der vornehme Herr verrathen.

—Mein Herr, ſagte er zu mir, die Vorſehung ſendet Sie uns, und ich empfange Sie wie einen Abgeſandten der Vorſehung. Iſt es wahr, daß Sie mich retten können, und beſonders, daß Sie mich retten wollen?

Ich erzählte ihm Alles, ich ſagte ihm, wie Marceau es übernehme, ihn als Secretär mitzunehmen, und nichts Anderes von ihm verlangte, als das Verſprechen, nicht die Waffen gegen Frankreich zu tragen.

—Dieſes Verſprechen gebe ich Ihnen von ganzem Herzen, und ich werde es ihm erneuern.

—Ich danke Ihnen dafür in ſeinem Namen und in dem meinigen.

—Aber wann geht Marceau ab?

—Morgen.

—Muß ich mich heute Nacht zu ihm begeben?

—Wann Sie wollen, er wird Sie immer erwarten.

Der Vater und die Tochter ſahen einander an.

—Ich glaube, daß es weit vorſichtiger ſein würde, ſich heute Abend zu ihm zu begeben, mein Vater, ſagte Solange.

—Es ſei. Aber wenn man mich anhält, ich habe keine Bürgerkarte.

—Hier iſt die meinige.

—Aber Sie?

—O! ich bin bekannt.

—Wo wohnt Marceau?

— Straße der Univerſität, Nr. 40, bei ſeiner Schweſter, Mademoiſelle Desgraviers Marceau.

— Werden Sie mich dorthin begleiten?

— Ich werde Ihnen folgen, um Mademoiſelle zurückführen zu können, ſobald Sie eingetreten ſind.

— Und wie wird Marceau wiſſen, daß ich der Mann bin, von dem Sie mit ihm geſprochen haben?

— Sie werden ihm dieſe dreifarbige Kokarde geben, ſie iſt das Erkennungszeichen.

— Was werde ich für meinen Retter thun?

— Sie werden mich mit der Rettung Ihrer Tochter beauftragen, wie ſie mich mit der ihrigen beauftragt hat.

— Gehen wir.

Er ſetzte ſeinen Hut auf und löſchte die Lichter aus.

Wir gingen bei dem Scheine des Mondes hinab, der durch die Fenſter der Treppe fiel.

An der Thür nahm er den Arm ſeiner Tochter, wandte ſich rechts und erreichte durch die Straße des Saint Pères die Straße der Univerſität.

Ich folgte ihnen immer in der Entfernung von zehn Schritten.

Man gelangte an die Nr. 40, ohne irgend Jemand begegnet zu ſein.

Ich näherte mich ihnen.

— Das iſt von guter Vorbedeutung, ſagte ich; wollen Sie jetzt, daß ich warte, oder daß ich mit Ihnen hinaufgehe?

— Nein, compromittiren Sie Sich nicht weiter; erwarten Sie meine Tochter hier.

Ich verneigte mich.

—Haben Sie nochmals Dank und leben Sie wohl, sagte er zu mir, indem er mir die Hand reichte. Die Sprache hat keine Worte, um die Gefühle auszudrücken, die ich Ihnen gewidmet habe. Ich hoffe, daß mich Gott eines Tages in den Stand setzen wird, Ihnen meine ganze Dankbarkeit auszudrücken.

Ich antwortete ihm durch einen einfachen Händedruck.

Er trat ein. Solange folgt ihm, aber auch sie drückte mir die Hand, bevor sie eintrat.

Nach Verlauf von zehn Minuten öffnete sich die Thür wieder.

—Nun denn? sagte ich zu ihr.

—Nun denn? erwiderte sie, Ihr Freund ist ganz würdig, Ihr Freund zu sein; — das heißt, daß er jedes Zartgefühl besitzt. — Er sieht ein, daß ich glücklich sein würde bei meinem Vater bis zu dem Augenblicke seiner Abreise zu bleiben. Seine Schwester läßt mir ein Bett in ihrem Zimmer zurecht machen. Morgen Nachmittag um drei Uhr wird mein Vater außer aller Gefahr sein. Wenn Sie glauben, daß der Dank einer Tochter, welche Ihnen ihren Vater verdanken wird, der Mühe werth ist sich zu bemühen, so kommen sie morgen Abend um zehn Uhr, ihn in der Straße Férou zu holen.

—O! gewiß, ich werde hingehen. Hat Ihnen Ihr Vater nichts für mich gesagt?

—Er dankt Ihnen für Ihre Karte, die ich Ihnen hier zurückbringe, und bittet Sie, mich so bald als es Ihnen möglich sein würde, ihm nachzusenden.

— Das wird geſchehen, wann Sie es wünſchen, Solange, antwortete ich mit beklommenem Herzen.

— Ich muß zum Mindeſten wiſſen, wo ich meinen Vater finde, ſagte ſie, dann fügte ſie lächelnd hinzu: — O! Sie ſind meiner noch nicht entledigt.

Ich ergriff ihre Hand und drückte ſie an mein Herz.

Aber, indem ſie mir wie am Abende zuvor die Stirn bot, ſagte ſie:

— Auf morgen.

Und indem ich meine Lippen auf ihre Stirn drückte, drückte ich nicht mehr allein ihre Hand an mein Herz, ſondern ihr bebender Buſen, ihr klopfendes Herz berührte das meine.

Ich kehrte von Herzen ſo vergnügt nach Haus zurück, wie ich es niemals geweſen war. War es das Bewußtſein der guten That, welche ich vollbracht hatte, oder liebte ich bereits das liebenswürdige Weſen?

Ich weiß nicht ob ich ſchlief, oder ob ich wachte; ich weiß nur, daß alle Harmonien der Natur in mir ſangen; ich weiß nur, daß die Nacht mir endlos, der Tag mir unermeßlich ſchien; ich weiß nur, daß, indem ich immerhin die Zeit drängte, ich ſie hätte zurückhalten mögen, um nicht eine Minute der Tage zu verlieren, die ich noch zu leben hatte.

Am folgenden Tage war ich um neun Uhr in der Straße Férou.

Um halb zehn Uhr erſchien Solange.

Sie kam auf mich zu, und ſchlang mir die Arme um den Hals.

— Gerettet, ſagte ſie, mein Vater iſt gerettet, und Sie ſind es, dem ich ſeine Rettung verdanke! O! wie ich Sie liebe!

Vierzehn Tage nachher empfing Solange einen Brief, welcher ihr meldete, daß ihr Vater in England war.

Am folgenden Tage brachte ich ihr einen Paß.

Indem ſie ihn empfing, brach Solange in Thränen aus.

— Sie lieben mich alſo nicht? ſagte ſie.

— Ich liebe Sie mehr als mein Leben, antwortete ich; aber ich habe Ihrem Vater mein Wort verpfändet, und ich muß vor Allem mein Wort halten.

— Dann, ſagte ſie, bin ich es, die ich das meinige brechen wird. Wenn Du den Muth haſt mich abreiſen zu laſſen, Albert, ſo habe ich nicht den Muth, Dich zu verlaſſen.

Ach! ſie blieb.

VII.

Albert.

Wie bei der ersten Unterbrechung der Erzählung des Herrn Ledru entstand ein Augenblick des Schweigens.

Ein noch mehr als das erste Mal geehrtes Schweigen, denn man fühlte, daß man sich dem Ende der Geschichte nähere, und Herr Ledru hatte gesagt, daß er vielleicht nicht die Kraft haben würde diese Geschichte zu endigen.

Aber fast sogleich begann er wieder.

Drei Monate waren seit diesem ersten Abende verflossen, an welchem die Rede von der Abreise Solanges gewesen war, und seit diesem Abende war kein Wort von Trennung ausgesprochen worden.

Solange hatte eine Wohnung in der Straße Taranne gewünscht. Ich hatte sie unter dem Namen Solange ge-

miethet; ich kannte keinen andern von ihr, wie sie keinen andern als Albert von mir kannte. Ich hatte sie in eine Erziehungsanstalt junger Mädchen als Unterlehrerin eintreten lassen, und das, um sie weit sicherer den Nachforschungen der Revolutionspolizei zu entziehen, die weit thätiger als jemals geworden war.

Die Sonntage und die Donnerstage brachten wir mit einander in dieser kleinen Wohnung der Straße Taranne zu; von dem Fenster des Schlafzimmers aus sahen wir den Platz, auf welchem wir einander zum ersten Male begegnet waren.

Jeden Tag empfingen wir einen Brief, sie unter dem Namen Solange, ich unter dem Namen Albert.

Diese drei Monate waren die glücklichsten meines Lebens gewesen.

Ich hatte indessen nicht auf diesen Plan verzichtet, den ich in Folge meiner Unterhaltung mit dem Knechte des Scharfrichters gefaßt hatte.

Ich hatte die Erlaubniß verlangt und erhalten, Versuche über die Fortdauer des Lebens nach der Hinrichtung anzustellen, und diese Versuche hatten mir bewiesen, daß der Schmerz die Hinrichtung überlebte und schrecklich sein müßte.

— Ah! dem widerspreche ich! rief der Doctor aus.

— Sagen Sie an, begann Herr Ledru wieder, werden Sie leugnen, daß das Beil an dem Orte unseres Körpers trifft, welcher wegen der Nerven, die dort vereinigt sind, am Empfindlichsten ist? Werden Sie leugnen, daß der Hals alle Nerven der oberen Glieder enthält;

den Nervus sympathicus, den Vagus, den Phremius, endlich das Rückenmark, aus denen alle Nerven entſpringen, welche den untern Gliedern angehören? Werden Sie leugnen, daß die Brechung, daß die Zerſchmetterung der knochigen Wirbelſäule einen der gräßlichſten Schmerzen hervorbringen muß, welche ein menſchliches Geſchöpf zu empfinden vermag?

— Es ſei, ſagte der Doctor; aber dieſer Schmerz dauert nur einige Sekunden.

— O! dem widerſpreche ich nun meinerſeits, rief Herr Ledru mit inniger Ueberzeugung aus, und dann, wenn er auch nur einige Sekunden dauern ſollte, ſo bleiben während dieſer wenigen Sekunden das Gefühl, die Perſönlichkeit, das Ich lebendig; der Kopf hört, ſieht, fühlt und beurtheilt die Trennung von ſeinem Daſein, und wer vermag zu ſagen, ob die kurze Dauer des Leidens den gräßlichen Schmerz dieſes Leidens ausgleichen kann.*)

— Nach Ihrer Meinung war alſo die conſtituirende Verſammlung, welche die Guillotine an die Stelle des Galgens hat treten laſſen, in einem menſchenfreundlichen Irrthume, und es wäre beſſer, gehangen als enthauptet zu werden?

---

*) Wir verweilen nicht bei einem ſolchen Gegenſtande, um mit kaltem Blute das Gräßliche zu ſchildern, aber es ſcheint uns, daß in dem Augenblicke, wo man ſich ernſtlich mit Abſchaffung der Todesſtrafe beſchäftigt, eine ſolche Abhandlung nicht überflüſſig ſein mögte.

— Ohne allen Zweifel, viele ſind gehangen oder gehangen geweſen, die wieder in das Leben zurückgekehrt ſind. — Nun! dieſe haben die Empfindung ſchildern können, welche ſie empfunden haben. — Es iſt die eines Schlagfluſſes, — das heißt eines tiefen Schlafes ohne irgend einen beſonderen Schmerz, ohne irgend das Gefühl irgend einer Angſt, eine Art von Flamme, die vor den Augen ſprüht, und die allmählig ſich in eine blaue Farbe, dann in Dunkelheit verwandelt, wenn man in Ohnmacht fällt. Und in der That, Doctor, Sie wiſſen das beſſer als irgend Jemand. Der Menſch, deſſen Gehirn man mit dem Finger an einer Stelle drückt, wo ein Stück des Schädels fehlt, dieſer Menſch empfindet keinen Schmerz, nur ſchläft er ein. Nun denn! daſſelbe Phänomen ereignet ſich, wenn das Gehirn durch eine Aufhäufung des Blutes zuſammengedrückt iſt. — Nun aber häuft ſich bei den Gehangenen das Blut auf, zuvörderſt, weil es durch die Adern des Rückgrates in das Gehirn dringt, welche, da ſie durch die knochigen Kanäle des Halſes gehen, nicht zuſammengedrückt werden können, und dann, weil es, indem es wieder durch die Adern des Halſes zurückzuſtrömen ſucht, durch die Bande aufgehalten wird, welche den Hals und die Adern zuſchnüren.

— Es ſei, ſagte der Doctor, aber laſſen Sie uns auf die Verſuche zurückkommen. Es drängt mich, zu dieſem merkwürdigen Kopfe zu kommen, der geſprochen hat.

Ich glaubte einen Seufzer aus der Bruſt des Herrn Ledru entſchlüpfen zu hören. — Sein Geſicht konnte ich nicht ſehen, denn es war gänzlich Nacht. —

— Ja, ſagte er, ich komme in der That von meinem Gegenſtand ab, Doctor kommen wir auf meine Verſuche zurück.

Unglücklicher Weiſe fehlten die Gegenſtände dazu nicht.

Wir waren in der Zeit, wo die meiſten Hinrichtungen ſtattfanden, man guillotinirte dreißig bis vierzig Perſonen täglich, und es floß eine ſo große Maſſe von Blut auf dem Revolutionsplatze, daß man genöthigt geweſen war, einen drei Fuß tiefen Graben um das Schaffot herum anzubringen.

Dieſer Graben war mit Brettern zugedeckt.

Eines dieſer Bretter drehte ſich unter dem Fuße eines Kindes von acht bis zehn Jahren, das in dieſen abſcheulichen Graben fiel und darin ertrank.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mich wohl hütete, Solange zu ſagen, womit ich mich am Tage, wo ich ſie nicht ſah, beſchäftigte; übrigens muß ich geſtehen, daß ich Anfangs einen ſo heftigen Widerwillen gegen dieſe armen menſchlichen Ueberreſte empfand, daß mich der nachträgliche Schmerz, welchen meine Verſuche vielleicht der Hinrichtung hinzufügten erſchreckte. — Aber am Ende hatte ich mir geſagt, daß die Studien, denen ich mich hingab, der ganzen menſchlichen Geſellſchaft zum Nutzen gereichen könnten, weil, wenn es mir jemals gelänge, meine Ueberzeugungen einer Verſammlung von Geſetzgebern theilen zu laſſen, es mir vielleicht gelingen würde, die Todesſtrafe abſchaffen zu laſſen.

In dem Maße, als meine Verſuche Reſultate lieferten, ſchrieb ich ſie in einer Denkſchrift nieder.

Nach Verlauf von zwei Monaten hatte ich über die Fortdauer des Lebens nach der Hinrichtung alle die Verſuche angeſtellt, welche man machen kann. Ich beſchloß, dieſe Verſuche mit Hilfe des Galvanismus und der Electricität noch weiter zu treiben, wenn es möglich wäre.

Man überließ mir den Friedhof von Clamart, und ſtellte alle Köpfe und alle Leichen der Hingerichteten zu meiner Verfügung.

Man hatte eine kleine Kapelle, welche in der Ecke des Friedhofes erbaut war, für mich in ein Laboratorium umgewandelt. Wie Sie wiſſen, verjagte man Gott aus ſeinen Kirchen, nachdem man die Könige aus ihren Palläſten verjagt hatte.

Ich hatte dort eine Electriſirmaſchine und drei bis vier jener Inſtrumente, welche man Auslader (electriſche Flaſchen) nennt.

Gegen fünf Uhr langte der ſchreckliche Leichenwagen an. Die Leichen befanden ſich bunt durcheinander auf dem Karren, die Köpfe bunt durcheinander in einem Sacke.

Ich nahm auf den Zufall hin ein bis zwei Köpfe und ein bis zwei Leichen; die übrigen warf man in die gemeinſame Gruft.

Am folgenden Tage wurden die Köpfe und die Leichen, an denen ich am Tage zuvor Verſuche angeſtellt hatte, den neueſten Transporten hinzugefügt. Mein Bruder half mir faſt immer bei dieſen Verſuchen.

Unter dieſen Berührungen mit dem Tode, wuchs meine Liebe für Solange mit jedem Tage. Das arme Kind liebte mich ihrer Seits mit aller Kraft ihres Herzens.

Sehr oft hatte ich daran gedacht, ſie zu meiner Gattin zu machen, ſehr oft hatten wir das Glück einer ſolchen Verbindung ermeſſen; aber, um meine Gattin zu werden, mußte Solange ihren wahren Namen nennen, und ihr Name, der Name eines Ausgewanderten, eines Ariſtokraten, eines Geächteten, hatte den Tod im Gefolge.

Ihr Vater hatte ihr verſchiedene Male geſchrieben, um ihre Abreiſe zu beſchleunigen, aber ſie hatte ihm unſere Liebe geſtanden. Sie hatte ihn um ſeine Einwilligung zu unſerer Verheirathung gebeten, welche er bewilligt hatte; es ging daher von dieſer Seite Alles gut.

Unter alle den ſchrecklichen Proceſſen hatte uns indeſſen ein Proceß, der noch weit ſchrecklicher war, als die andern, beide tief betrübt.

Es war der Proceß der Königin Maria Antoinette.

Am 4. October begonnen, wurde dieſer Proceß mit Thätigkeit betrieben; am 14. October war ſie vor dem Revolutionstribunale erſchienen; am 16. war ſie um vier Uhr Morgens verurtheilt worden, und um eilf Uhr deſſelben Tages hatte ſie das Schaffot beſtiegen.

Am Morgen hatte ich einen Brif von Solange erhalten, welche mir ſchrieb, daß ſie einen ſolchen Tag nicht vorübergehen laſſen wollte, ohne mich zu ſehen.

Gegen zwei Uhr kam ich nach unſerer kleinen Wohnung der Straße Taranne, und fand Solange ganz in Thränen. Ich war ſelbſt über dieſe Hinrichtung tief erſchüttert. Die Königin war in meiner Jugend ſo gütig

gegen mich gewesen, daß ich eine tiefe Erinnerung an diese Güte bewahrt hatte.

O! Ich werde mich dieses Tages immer erinnern; es war ein Mittwoch, es herrschte in Paris mehr als Traurigkeit, es herrschte Schrecken.

Ich selbst empfand eine seltsame Entmuthigung, Etwas wie die Ahnung eines großen Unglückes. Ich hatte versuchen wollen, Solange wieder Kräfte zu verleihen, welche in meine Arme zurückgeworfen weinte, und die tröstenden Worte hatten mir gefehlt, weil kein Trost in meinem Herzen war.

Wir brachten die Nacht wie gewöhnlich mit einander zu; unsere Nacht war noch weit trauriger als unser Tag. Ich erinnere mich, daß ein in einem Zimmer über dem unsrigen eingeschlossener Hund bis gegen zwei Uhr Morgens heulte.

Am folgenden Morgen erkundigten wir uns; sein Herr war ausgegangen, indem er den Schlüssel mitnahm, auf der Straße war er verhaftet und vor das Revolutions-Tribunal geführt, um drei Uhr verurtheilt, und um vier Uhr schon hingerichtet worden.

Wir mußten uns trennen, die Unterrichtsstunden Solanges begannen um neun Uhr Morgens. Ihr Pensionat befand sich in der Nähe des Jardin des Plantes. Ich zögerte lange sie gehen zu lassen. — Sie selbst konnte sich nicht entschließen mich zu verlassen. — Aber zwei Tage außerhalb zu bleiben, hieß sich Nachforschungen aussetzen, welche in der Lage Solanges immer gefährlich waren.

Ich ließ einen Wagen kommen, und begleitete sie bis

an die Ecke der Straße des Fossés-Saint-Bernard; — dort stieg ich aus, und sie setzte ihren Weg fort. Während des ganzen Weges hatten wir uns umarmt gehalten, ohne ein Wort auszusprechen, indem wir die Bitterkeit unserer Thränen, welche bis auf unsere Lippen flossen, mit dem Schmerze unserer Küsse vereinigten.

Ich stieg aus dem Fiaker; aber statt mich nach meiner Wohnung zu entfernen, blieb ich auf denselben Platz gefesselt, um länger den Wagen zu sehen, der sie fortführte. — Nach Verlauf von zwanzig Schritten hielt der Wagen, Solange streckte ihren Kopf aus dem Schlage, wie, als ob sie errathen hätte, daß ich noch da wäre. — Ich eilte zu ihr. Ich stieg wieder in den Fiaker und verschloß die Fenster. Ich drückte sie noch ein Mal in meine Arme, aber es schlug neun Uhr am Thurme Saint-Etienne-du-Mont. — Ich trocknete ihre Thränen ab, — ich verschloß ihre Lippen mit einem Kusse, und indem ich aus dem Wagen sprang, entfernte ich mich im Laufe.

Es schien mir, daß Solange mich zurückriefe, aber diese Thränen, all dieses Zögern, konnte bemerkt werden. Ich hatte den unglückseligen Muth, mich nicht umzuwenden.

Ich kehrte verzweifelt nach Haus zurück. Ich brachte den Tag damit zu, an Solange zu schreiben; am Abend sandte ich ihr einen Band.

Ich hatte soeben meinen Brief auf die Post geworfen, als ich einen von ihr erhielt.

Es war sehr mit ihr gezankt worden; man hatte eine

Menge Fragen an sie gerichtet und ihr gedroht, ihr ihren nächsten Ausgang zu nehmen.

Ihr nächster Ausgang war der bevorstehende Sonntag; aber Solange schwor mir, daß sie in jedem Falle, sollte sie auch mit der Vorsteherin der Erziehungsanstalt brechen, mich an diesem Tage sehen würde.

Auch ich schwor es; es schien mir, wenn ich sie sieben Tage lang nicht sehen würde, was geschähe, wenn sie ihren ersten Ausgang nicht benutzte, ich wahnsinnig werden würde.

Um so mehr, als Solange einige Besorgniß ausdrückte. Ein von ihrem Vater angekommener Brief, den sie bei ihrem Nachhausekommen gefunden hatte, schien ihr erbrochen gewesen zu sein.

Ich brachte eine schlimme Nacht zu und nach ihr einen noch schlimmeren Tag. Ich schrieb wie gewöhnlich an Solange, und da es der Tag meiner Versuche war, so ging ich gegen drei Uhr zu meinem Bruder, um ihn mit nach Clamart zu nehmen.

Mein Bruder war nicht zu Haus; ich ging allein.

Es war ein gräßliches Wetter; die verwaiste Natur ergoß sich in Regen, in diesen kalten und strömenden Regen, der den Winter meldet. Auf meinem ganzen Wege hörte ich die öffentlichen Ausrufer mit heiserer Stimme die Liste der Verurtheilten des Tages kreischen; sie war zahlreich; es befanden sich darunter Männer, Frauen und Kinder. Die blutige Erndte war reich, und es konnte mir nicht an Gegenständen für die Sitzung fehlen, welche ich für den Abend zu machen im Begriffe stand.

Die Tage endigten frühzeitig. Um vier Uhr kam ich nach Clamart; es war faſt Nacht.

Der Anblick dieſes Friedhofes mit ſeinen ungeheuren friſch aufgehäuften Gräbern, mit ſeinen ſeltenen und in dem Winde wie Skelette klappernden Bäumen, war traurig und faſt abſcheulich.

Alles, was nicht umgegrabene Erde war, war Gras, Diſteln oder Brennneſſeln. Jeden Tag erfüllte die aufgegrabene Erde die grüne Erde.

Unter allen dieſen Hügeln des Bodens ſtand das Grab des Tages weit offen und erwartete ſeine Beute; man war von dem Zuwachſe der Verurtheilten benachrichtigt, und das Grab war weit größer als gewöhnlich.

Ich näherte mich ihm unwillkürlich. Der ganze Grund war voller Waſſer; arme, nackte und kalte Leichen, welche man in dieſes wie ſie kalte Waſſer werfen würde!

Als ich an das Grab gelangte, glitt mein Fuß aus, und ich wäre beinahe hinein gefallen; meine Haare ſträubten ſich. Ich war durchnäßt, ich hatte Fieberſchauder; ich ging nach meinem Laboratorium.

Es war, wie ich geſagt habe, eine ehemalige Kapelle; ich ſuchte mit den Augen (warum ſuchte ich? Ich weiß es nicht), ich ſuchte mit den Augen, ob nicht an der Wand oder auf dem, was der Altar geweſen war, irgend ein Zeichen des Gottesdienſtes geblieben wäre. Die Wand war nackend, der Altar kahl. An der Stelle, wo ſich ehemals der Tabernakel, das heißt Gott, das heißt das Leben, befunden hatte, befand ſich ein ſeines Flei-

ſches und ſeiner Haare beraubter Schädel, das heißt der Tod, das heißt das Nichts.

Ich zündete mein Licht an, ſtellte es auf den Tiſch, der zu meinen Verſuchen diente, und der ganz mit jenen Werkzeugen von ſeltſamer Form bedeckt war, die ich ſelbſt erfunden hatte, und ſetzte mich tiefſinnig; — an was dachte ich? — an die arme Königin, welche ich ſo ſchön, ſo glücklich, ſo geliebt geſehen hatte; die am Tage zuvor, von den Verwünſchungen eines ganzen Volkes verfolgt, auf einem Karren nach dem Schaffotte geführt worden war, und die jetzt, mit dem Rumpfe ohne Kopf, in dem Sarge der Armen ſchlief; ſie, welche unter dem vergoldeten Getäfel der Tuilerien, von Verſailles und von Saint-Cloud geſchlafen hatte.

Während ich mich in dieſe traurigen Träumereien verſenkte, verdoppelte ſich der Regen, der Wind zog in gewaltigen Stößen vorüber, indem er ſeine ſchaurige Klage zwiſchen den Zweigen der Bäume, zwiſchen den Stengeln der Kräuter verbreitete, die er erbeben ließ.

Mit dieſem Getöſe vereinigte ſich bald etwas wie ein ſchauriges Rollen des Donners; nur ſtatt in den Wolken zu grollen, rollte dieſer Donner auf dem Boden, den er erbeben ließ.

Es war das Rollen des rothen Karrens, der von dem Revolutionsplatze zurückkehrte, und in Clamart einfuhr.

Die Thüre der kleinen Kapelle ging auf, und zwei von Regen triefende Männer traten mit einem Sacke ein.

Der eine war derſelbe Legros, den ich im Gefängniſſe beſucht hatte, der Andere war ein Todtengräber.

— Hier, Herr Ledru, ſagte der Knecht des Scharfrichters zu mir, hier iſt Ihre Sache; — Sie haben heute Abend nicht nöthig ſich zu eilen; — wir laſſen Ihnen den ganzen Pack da; — morgen wird man ſie begraben; — es wird Tag ſein; — ſie werden ſich keinen Schnupfen dadurch zuziehen, eine Nacht im Freien zugebracht zu haben.

Und mit einem abſcheulichen Gelächter ſtellten dieſe beiden Beſoldeten des Todes ihren Sack in die Ecke neben den ehemaligen Altar zu meiner Linken vor mich.

Hierauf entfernten ſie ſich, ohne die Thüre wieder zuzumachen, welche in ihrer Einlaſſung zu ſchlagen begann, indem ſie Stöße des Windes eindringen ließ, welche die Flamme meines Lichtes bewegten, die bleich und ſo zu ſagen ſterbend längs ihrem geſchwärzten Dochte aufſtieg.

Ich hörte ſie das Pferd abſpannen, den Friedhof verſchließen und ſich entfernen, indem ſie den Karren voller Leichen zurückließen.

Ich hatte große Luſt gehabt mit ihnen fortzugehen; aber ich weiß nicht, warum mich irgend Etwas, — ganz ſchaudernd, — auf meinem Platze zurückhielt. Gewiß hatte ich keine Furcht; aber das Toſen des Windes, das Peitſchen des Regens, das Knarren der Bäume, welche ſich biegen, das Pfeifen dieſer Luft, welche mein Licht zittern ließ, — alles das verbreitete über mein Haupt ein unbeſtimmtes Entſetzen, das ſich von der feuchten Wurzel meiner Haare über meinen ganzen Körper verbreitete.

Plötzlich ſchien es mir, als ob eine ſanfte und zugleich klagende Stimme, eine Stimme, welche aus dem

inneren Raume der Kapelle ſelbſt erſchallte, den Namen Albert ausſpräche.

O! dieſes Mal erbebte ich. — Albert! . . . Eine einzige Perſon auf der Welt nannte mich ſo.

Meine verwirrten Augen machten langſam die Runde der kleinen Kapelle, deren Wände zu erleuchten mein Licht nicht ausreichte, ſo eng ſie auch war, und verweilten auf dem an die Ecke des Altares geſtellten Sacke, deſſen blutige Leinwand den grauſigen Inhalt andeutete.

In dem Augenblicke, wo meine Augen auf dem Sacke verweilten, wiederholte dieſelbe Stimme, aber weit ſchwächer, aber noch weit klagender, den Namen:

— Albert!

Vor Entſetzen erſtarrt richtete ich mich auf; dieſe Stimme ſchien aus dem Innern des Sackes zu kommen.

Ich befühlte mich, um mich zu überzeugen, ob ich ſchliefe oder ob ich wachte; dann ſchritt ich ſteif, indem ich wie ein Mann von Stein ging, mit ausgeſtreckten Armen auf den Sack zu, in welchen ich eine meiner Hände ſenkte.

Nun ſchien es mir, als ob noch warme Lippen ſich auf meine Hand drückten.

Ich war zu dieſem Grade des Schreckens gelangt, wo gerade das Uebermaß des Schreckens uns den Muth wiedergibt. Ich nahm dieſen Kopf, und indem ich nach meinem Seſſel zurückkehrte, auf welchen ich ſank, ſtellte ich ihn auf den Tiſch.

O! Ich ſtieß einen ſchrecklichen Schrei aus. Dieſer

Kopf, deſſen Lippen noch warm ſchienen, deſſen Augen halb geſchloſſen waren, war der Kopf Solanges!

Ich glaubte wahnſinnig zu werden. Ich rief drei Male:

Solange! Solange! Solange!

Bei dem dritten Male öffneten ſich die Augen wieder, blickten mich an, ließen zwei Thränen fallen, und indem ſie eine feuchte Flamme ausſprühten, wie, als ob die Seele ihnen entſtrömte, ſchloſſen ſie ſich wieder, um ſich nicht mehr zu öffnen.

Ich ſtand wahnſinnig, ſinnlos, raſend auf; ich wollte entfliehen; aber indem ich aufſtand, blieb ich mit dem Schooße meines Rockes an dem Tiſche hängen; der Tiſch fiel, zog das Licht nach ſich, welches erloſch, der Kopf rollte herab, indem er mich ſelbſt, außer mir, nach ſich zog. Nun, auf dem Boden liegend, ſchien es mir, als ob dieſer Kopf auf den Steinplatten dem meinigen zuglitte; ſeine Lippen berührten meine Lippen, ein eiſiger Schauder verbreitete ſich durch meinen ganzen Körper; ich ſtieß ein Stöhnen aus und ſank in Ohnmacht.

Am folgenden Tage fanden mich die Todtengräber um ſechs Uhr Morgens eben ſo kalt als die Steinplatten wieder, auf denen ich lag.

Durch den Brief ihres Vaters erkannt, war Solange an demſelben Tage verhaftet, verurtheilt, und an demſelben Tage hingerichtet worden.

Der Kopf, welcher mich angeredet, die Augen, welche mich angeblickt, die Lippen, welche meine Lippen ge-

küßt hatten, es waren die Lippen, die Augen, der Kopf Solanges!

Sie wiſſen, Lenoir, fuhr Herr Ledru fort, indem er ſich nach dem Chevalier umwandte, daß ich zu jener Zeit beinahe geſtorben wäre.

XIII.

Die Katze, der Gerichtsdiener und das Skelett.

Die durch die Erzählung des Herrn Ledru hervorgebrachte Wirkung war schrecklich; Niemand von uns dachte daran, gegen diesen Eindruck zu wirken, nicht einmal der Doctor. Von Herrn Ledru angeredet, antwortete der Chevalier Lenoir durch ein einfaches Zeichen der Zustimmung; die bleiche Dame, welche sich einen Augenblick lang auf ihrem Kanapee aufgerichtet hatte, war wieder auf ihre Kissen zurückgesunken, und hatte nur durch einen Seufzer ein Lebenszeichen von sich gegeben; der Polizeicommissär, der in alle dem keinen Stoff zu einer Protokoll-Aufnahme sah, sagte kein Wort. — Was mich anbetrifft, so merkte ich mir alle die Umstände der Catastrophe in meinem Kopfe, um sie darin wiederzufinden, — wenn es mir eines Tages gefallen sollte, sie wieder zu erzählen, — und was Alliette und den Abbé Moulle anbelangt, so ging das

Abenteuer zu ſehr in ihre Ideen ein, als daß ſie es zu beſtreiten verſuchten.

Der Abbé Moulle brach im Gegentheile zuerſt das Schweigen, und indem er in gewiſſer Art die allgemeine Meinung darſtellte, ſagte er:

— Ich glaube das, was Sie uns erzählt haben, — mein lieber Ledru; aber wie erklären Sie ſich dieſen Vorfall, wie man in der materiellen Sprache ſagt?

— Ich erkläre mir ihn nicht, ſagte Herr Ledru, — ich erzähle ihn; ſonſt Nichts.

— Ja, wie erklären Sie ihn? fragte der Doctor, — denn am Ende, welches die Fortdauer des Lebens auch ſein möge, ſo werden Sie doch nicht annehmen, daß ein abgeſchnittener Kopf nach Verlauf von zwei Stunden ſpricht, anblickt und handelt.

— Wenn ich es mir erklärt hätte, mein lieber Doctor, ſagte Herr Ledru, ſo würde ich keine ſo ſchreckliche Krankheit in Folge dieſes Ereigniſſes beſtanden haben.

— Aber am Ende, Doctor, ſagte der Chevalier Lenoir, wie erklären Sie es ſich ſelbſt? — denn Sie nehmen nicht an, daß Herr Ledru uns eine abſichtlich erfundene Geſchichte erzählt hat; — ſeine Krankheit iſt gleichfalls eine materielle Thatſache.

— Bei Gott! Eine große Sache, durch eine Verblendung. Herr Ledru hat zu ſehen geglaubt, Herr Ledru hat zu hören gelaubt, das iſt gerade für ihn, wie, als ob er geſehen oder gehört hätte. — Die Organe, welche die Wahrnehmung dem Sensorium zu führen, — das heißt dem Gehirne, — können durch die Umſtände, welche Ein-

fluß auf ſie haben, geſtört ſein; — in dieſem Falle trüben ſie ſich, und indem ſie ſich trüben, übertragen ſie falſche Wahrnehmungen; man glaubt zu hören, man hört; man glaubt zu ſehen, und man ſieht.

Die Kälte, der Regen, die Dunkelheit hatten die Organe des Herrn Ledru getrübt, das iſt Alles. Der Wahnſinnige ſieht und hört gleichfalls das, was er zu ſehen und zu hören glaubt; die Verblendung iſt ein augenblicklicher Wahnſinn; man behält die Erinnerung davon, wenn ſie verſchwunden iſt. Das iſt Alles.

—Aber wenn ſie nicht verſchwindet? fragte der Abbé Moulle.

—Nun denn! Dann wird die Krankheit zur unheilbaren Krankheit, und man ſtirbt daran.

—Und Sie haben zuweilen dieſe Arten von Krankheiten behandelt, Doctor?

—Nein, aber ich habe einige Aerzte gekannt, welche ſie behandelt haben, und unter andern einen engliſchen Doctor, der Walter Scott auf ſeiner Reiſe nach Frankreich begleitete.

—Der Ihnen erzählt hat?

—Etwas dem Aehnliches, was uns ſo eben unſer Wirth erzählt hat, etwas vielleicht ſogar noch weit Außerordentlicheres.

—Und das Sie von der materiellen Seite erklären, fragte der Abbé Moulle.

—Natürlicher Weiſe.

—Und können Sie uns den Fall erzählen, der Ihnen von dem engliſchen Doctor erzählt worden iſt?

— Ohne Zweifel.

— Ah! Erzählen Sie, Doctor, erzählen Sie.

— Muß es ſein?

— Ei, ohne Zweifel! rief Jedermann aus.

— Es ſei. Der Arzt, welcher Walter Scott nach Frankreich begleitete, nannte ſich Doctor Sympſon; er war einer der ausgezeichnetſten Männer der Facultät von Edinburg, und dem zu Folge mit den angeſehenſten Perſonen der Stadt befreundet.

Unter der Zahl dieſer Perſonen befand ſich ein Richter an dem Criminal-Gerichtshofe, deſſen Namen er mir nicht genannt hat. — Der Name war das einzige Geheimniß, das er für angemeſſen fand, in dieſer ganzen Angelegenheit zu verſchweigen.

Dieſer Richter, den er gewöhnlich als Arzt behandelte, verfiel ſichtlich ohne irgend eine ſcheinbare Urſache der Störung in der Geſundheit; eine finſtere Schwermuth hatte ſich ſeiner bemächtigt. Seine Familie hatte bei verſchiedenen Veranlaſſungen den Doctor befragt, und der Doctor hatte gleichfalls ſeine Freunde befragt, ohne etwas Anderes aus ihnen herauszubringen, als unbeſtimmte Antworten, welche ſeine Beſorgniß nur noch mehr erregt hatten, indem ſie ihm bewieſen, daß ein Geheimniß obwalte, daß aber der Kranke dieſes Geheimniß nicht ſagen wollte.

Endlich drang der Doctor Sympſon eines Tages dermaßen in ihn, daß ſein Freund ihm geſtehen mögte, daß er krank wäre, daß dieſer, indem er ihn mit einem traurigen Lächeln bei den Händen ergriff, zu ihm ſagte:

— Nun denn! Ja, ich bin krank, und meine Krankheit, lieber Doctor, iſt um ſo unheilbarer, als ſie gänzlich in meiner Einbildung liegt.

— Wie! In Ihrer Einbildung.

— Ja, ich werde wahnſinnig.

— Sie werden wahnſinnig! Und in was, ich bitte Sie? Sie haben einen klaren Blick, eine ruhige Stimme, — er ergriff ihn bei der Hand, — einen vortrefflichen Puls.

— Und das iſt es gerade, was das Gefährliche meines Zuſtandes ausmacht, lieber Doctor, nämlich daß ich es ſehe und es beurtheile.

— Aber worin beſteht am Ende Ihr Wahnſinn?

— Verſchließen Sie die Thüre, damit man uns nicht ſtört, Doctor, und ich will es Ihnen ſagen.

Der Doctor verſchloß die Thüre und kehrte zurück, ſich neben ſeinen Freund zu ſetzen.

— Erinnern Sie ſich des letzten Criminalproceſſes, ſagte der Richter zu ihm, in welchem ich berufen geweſen bin ein Urtheil auszuſprechen?

— Ja; über einen ſchottiſchen Räuber, der von Ihnen zum Galgen verurtheilt und gehangen worden iſt.

— Ganz recht. Nun denn! In dem Augenblicke, wo ich das Urtheil ausſprach, ſprühte eine Flamme aus ſeinen Augen und er zeigte mir drohend die Fauſt. Ich achtete nicht darauf . . . Solche Drohungen ſind bei den Verurtheilten häufig. Aber am Tage nach der Hinrichtung erſchien der Scharfrichter bei mir, indem er mich demüthig über ſeinen Beſuch um Verzeihung bat, aber mir

erklärte, daß er geglaubt hätte, mich von Etwas benachrichtigen zu müſſen; der Räuber war geſtorben, indem er eine Art von Beſchwörung gegen mich ausſprach, und indem er ſagte, daß ich am folgenden Tage um ſechs Uhr, der Stunde, in welcher er hingerichtet worden war, Nachrichten von ihm erhalten würde.

Ich glaubte an irgend eine Ueberraſchung ſeiner Kameraden, an irgend eine Rache mit bewaffneter Hand, und als die ſechste Stunde herbeikam, ſchloß ich mich mit einem Paar Piſtolen auf meinem Schreibtiſche in mein Kabinet ein.

Es ſchlug ſechs Uhr auf der Standuhr meines Kamines. Ich war den ganzen Tag über mit dieſer Mittheilung des Scharfrichters beſchäftigt geweſen. Aber der letzte Schlag erbebte auf der Glocke, ohne daß ich etwas Anderes hörte, als ein gewiſſes Schnurren, deſſen Urſache ich nicht wußte. Ich wandte mich um, und erblickte eine große ſchwarze und feuerfarbige Katze. Wie war ſie hereingekommen? Es war unmöglich, das zu ſagen; meine Thüren und meine Fenſter waren verſchloſſen. Sie mußte während des Tages in das Zimmer eingeſperrt geweſen ſein.

Ich hatte mein Veſperbrod nicht genommen; ich ſchellte, mein Bedienter kam, aber er konnte nicht eintreten, da ich mich von Innen eingeſchloſſen hatte; ich ging an die Thüre und machte ſie auf. Nun ſprach ich ihm von der ſchwarzen und feuerfarbigen Katze; aber wir ſuchten ſie vergebens, ſie war verſchwunden.

Ich bekümmerte mich nicht weiter darum; der Abend verfloß, die Nacht brach an, dann der Tag, dann ver-

floß der Tag, dann schlug es sechs Uhr. Im selben Augenblicke hörte ich dasselbe Geräusch hinter mir und sah dieselbe Katze.

Dieses Mal sprang sie auf meinen Schooß.

Ich habe keinen Widerwillen gegen die Katzen, und dennoch verursachte diese Vertraulichkeit mir einen unangenehmen Eindruck. Ich verjagte sie von meinem Schooße. Aber kaum war sie auf dem Boden, als sie von Neuem auf mich sprang. Ich stieß sie zurück, aber eben so vergebens, als das erste Mal. Nun stand ich auf und ging in dem Zimmer auf und ab; die Katze folgte mir Schritt vor Schritt; unwillig über diese Beharrlichkeit, schellte ich wie am Tage zuvor, mein Bedienter trat ein, aber die Katze entfloh unter das Bett, wo wir sie vergebens suchten; sobald sie sich unter dem Bette befunden hatte, war sie verschwunden.

Ich ging am Abend aus, und besuchte zwei bis drei Freunde; dann kehrte ich nach Haus zurück, in welches ich mittels eines Hauptschlüssels eintrat.

Da ich kein Licht hatte, so ging ich aus Furcht mich an irgend etwas zu stoßen vorsichtig die Treppe hinauf. Als ich auf die letzte Stufe gelangte, hörte ich meinen Bedienten, der sich mit der Kammerjungfer meiner Frau unterhielt.

Mein ausgesprochener Name veranlaßte, daß ich auf das horchte, was er sagte, und nun hörte ich ihn das ganze Abenteuer von gestern und Heute erzählen; nur fügte er hinzu: der Herr muß wahnsinnig werden, es befand sich eben so wenig eine schwarze und feuerfar-

bige Katze in dem Zimmer, als sich eine solche in meiner Hand befand.

Diese wenigen Worte erschreckten mich; entweder war die Erscheinung wirklich, oder sie war falsch; wenn die Erscheinung wirklich war, so befand ich mich unter der Last einer übernatürlichen Sache; wenn die Erscheinung falsch war, wenn ich etwas zu sehen glaubte, das nicht bestand, wie mein Bedienter es gesagt hatte, so wurde ich wahnsinnig.

Sie werden errathen, mit welcher mit Furcht gemischter Ungeduld ich die sechste Stunde erwartete; am folgenden Tage behielt ich unter dem Vorwand etwas zu ordnen meinen Bedienten bei mir zurück; es schlug sechs Uhr, während er da war; bei dem letzten Schlage der Glocke hörte ich dasselbe Geräusch und sah meine Katze wieder.

Sie saß neben mir.

Ich blieb einen Augenblick lang ohne etwas zu sagen, indem ich hoffte, daß mein Bedienter das Thier erblicken und zuerst davon sprechen würde; aber er ging in meinem Zimmer hin und her, ohne daß er etwas zu sehen schien.

Ich ergriff einen Moment, wo er in der Linie, die er durchschreiten mußte, um den Auftrag auszuführen, den ich ihm geben wollte, fast auf die Katze treten mußte.

— Stellen Sie meine Schelle auf meinen Tisch, John, sagte ich zu ihm.

Er stand an dem Kopfende meines Bettes, die Schelle stand auf dem Kamine; um von dem Kopfende

meines Bettes nach dem Kamine zu gehen, mußte er nothwendiger Weiſe über das Thier gehen.

Er ſetzte ſich in Bewegung; aber in dem Augenblicke, wo ſein Fuß ſich auf ſie zu ſtellen im Begriffe ſtand, ſprang die Katze auf meinen Schooß.

John ſah ſie nicht oder ſchien ſie zum Mindeſten nicht zu ſehen.

Ich geſtehe, daß ein kalter Schweiß auf meine Stirn trat, und daß die Worte: „Der Herr muß wahnſinnig werden," ſich auf eineſchreckliche Weiſe meinen Gedanken wieder vorſtellten.

—John, ſagte ich zu ihm, ſehen Sie nichts auf meinem Schooße?

John blickte mich an. Dann ſagte er wie ein Menſch, der einen Entſchluß faßt:

—Doch, mein Herr, ich ſehe eine Katze.

Ich athmete wieder auf.

Ich nahm die Katze und ſagte zu ihm:

—Dann tragen Sie ſie hinaus, John, ich bitte Sie.

Seine Hände kamen den meinigen entgegen; ich legte ihm das Thier auf die Arme, worauf er auf einen Wink von mir das Zimmer verließ.

Ich war ein wenig beruhigt; während zehn Minuten blickte ich mit einem Reſte von Angſt um mich; da ich aber kein lebendiges Weſen, das irgend einer Thierart angehörte, erblickt hatte, ſo beſchloß ich zu ſehen, was John mit der Katze gemacht hätte.

Ich verließ daher mein Zimmer in der Abſicht, ihn darüber zu fragen, als ich, indem ich den Fuß auf die

Schwelle der Thür des Salons ſetzte, ein lautes Gelächter hörte, das aus dem Toilettenkabinette meiner Frau kam. Ich näherte mich leiſe auf den Fußzehen, und hörte die Stimme Johns.

— Meine liebe Freundin, — ſagte er zu der Kammerjungfer, — der Herr wird nicht wahnſinnig, — nein, er iſt es. — Wie Du weißt, beſteht ſein Wahnſinn darin, eine ſchwarze und feuerfarbige Katze zu ſehen. — Heute Abend hat er mich gefragt, ob ich dieſe Katze nicht auf ſeinem Schooße ſähe.

— Und was haſt Du geantwortet? antwortete die Kammerjungfer.

— Bei Gott! ich habe geantwortet, daß ich ſie ſähe, ſagte John. Ich habe den armen lieben Mann nicht ärgern wollen; errathe nun, was er gethan hat?

— Wie ſoll ich das errathen?

— Nun denn! er hat die vermeintliche Katze von ſeinem Schooße genommen, mir ſie auf die Arme gelegt und zu mir geſagt: — Trage ſie fort! — Trage ſie fort! — Ich habe die Katze herzhaft fortgetragen, und er iſt zufrieden geweſen.

— Aber wenn Du die Katze fortgetragen haſt, — ſo beſtand die Katze alſo.

— Nicht doch, die Katze beſtand nur in ſeiner Einbildung. Aber wozu hätte ihm das genützt, wenn ich ihm die Wahrheit geſagt hätte? — mich aus dem Hauſe werfen zu laſſen; — meiner Treue, nein, ich befinde mich hier gut und ich bleibe. — Er gibt mir fünf und zwanzig Pfund jährlich, — um eine Katze zu ſehen. Ich ſehe

ſie. — Er ſoll mir dreißig geben, und ich werde deren zwei ſehen.

Ich hatte nicht den Muth mehr zu hören. Ich ſtieß einen Seufzer aus und kehrte in mein Zimmer zurück.

Mein Zimmer war leer . . .

Am folgenden Tage fand ſich um ſechs Uhr meine Geſellſchafterin wie gewöhnlich wieder bei mir ein, und verſchwand erſt am folgenden Morgen.

Was ſoll ich Ihnen ſagen, mein Freund? fuhr der Kranke fort, einen Monat lang erneuerte ſich dieſelbe Erſcheinung jeden Abend, und ich fing an mich an ihre Gegenwart zu gewöhnen; am dreißigſten Tage nach der Hinrichtung ſchlug es ſechs Uhr, ohne daß die Katze erſchien.

Ich glaubte von ihr befreit zu ſein, ich ſchlief nicht vor Freude; den ganzen Morgen des folgenden Tages drängte ich ſo zu ſagen die Zeit vor mir her; ich hatte Eile die verhängnißvolle Stunde zu erreichen. Von fünf bis ſechs Uhr verließen meine Augen meine Standuhr nicht. Ich folgte dem Gange des großen Zeigers von Minute zu Minute. Endlich erreichte er die Zahl XII., das Knarren der Uhr ließ ſich hören, — dann that der Hammer den erſten, den zweiten, den dritten, den vierten, den fünften, endlich den ſechsten Schlag! . . .

Bei dem ſechsten Schlage ging meine Thür auf . . .

Bei dem ſechsten Schlage ging meine Thür auf, ſagte der unglückliche Richter, und ich ſah eine Art von Gerichtsboten der Kammer in einem Koſtüme eintreten, wie

als ob er in dem Dienſte des Lord Lieutenants von Schottland geſtanden hätte.

Mein erſter Gedanke war, daß der Lord Lieutenant mir irgend ein Schreiben ſende, und ich ſtreckte die Hand nach meinem Unbekannten aus. Aber er ſchien auf meine Geberde durchaus nicht geachtet zu haben, und ſtellte ſich hinter meinem Seſſel.

Ich hatte nicht nöthig mich umzuwenden, um ihn zu ſehen; ich befand mich dem Spiegel gegenüber, und ich ſah ihn in dieſem Spiegel.

Ich ſtand auf und ging; er folgte mir in der Entfernung einiger Schritte.

Ich kehrte nach meinem Tiſche zurück und ſchellte.

Mein Bedienter erſchien, aber er ſah den Gerichtsboten eben ſo wenig, als er die Katze geſehen hatte.

Ich ſchickte ihn wieder fort und blieb mit dieſer ſeltſamen Perſon allein, welche ich alle Zeit hatte nach meinem Gefallen zu betrachten.

Er trug das Hofkleid, den Haarbeutel, den Degen an der Seite, eine geſtickte Weſte und ſeinen Hut unter dem Arme.

Um zehn Uhr legte ich mich zu Bett; nun, wie um gleichfalls die Nacht ſo bequem als möglich zuzubringen, ſetzte er ſich meinem Bette gegenüber in einen Seſſel.

Ich wandte den Kopf nach der Seite der Wand; da es mir aber unmöglich war einzuſchlafen, ſo wandt ich mich zwei bis drei Male wieder um, und zwei bis drei Male ſah ich ihn bei dem Lichte meiner Nachtlampe in demſelben Seſſel.

Auch er ſchlief nicht.

Endlich ſah ich die erſten Strahlen des Tages durch die Zwiſchenräume der Läden in mein Zimmer dringen, ich wandte mich ein letztes Mal nach meinem Mann um: er war verſchwunden, der Seſſel war leer.

Bis zum Abend war ich von meiner Erſcheinung befreit.

Am Abend fand Empfang bei dem Großcommiſſär der Kirche ſtatt, und ich rief unter dem Vorwande, mein Feierkleid zurecht zu machen, um ſechs Uhr weniger fünf Minuten meinen Bedienten, indem ich ihm befahl, die Riegel der Thür vorzuſchieben.

Er gehorchte.

Bei dem letzten Schlage der ſechsten Stunde heftete ich die Augen auf die Thür; die Thür ging auf und mein Gerichtsbote trat ein.

Ich ging auf der Stelle nach der Thür; die Thür war wieder verſchloſſen; die Riegel ſchienen nicht aus ihren Haken gegangen zu ſein, ich wandte mich um, der Gerichtsbote ſtand hinter meinem Seſſel, und John ging in dem Zimmer hin und her, ohne daß er im Mindeſten mit ihm beſchäftigt ſchien.

Es war augenſcheinlich, daß er eben ſo wenig den Mann ſah, als er das Thier geſehen hatte.

Ich kleidete mich an.

Nun trug ſich etwas Seltſames zu; voll Aufmerkſamkeit für mich, half mein neuer Hausgenoſſe John bei alle dem, was er that, ohne daß John es bemerkte, daß man ihm helfe. So hielt John meinen Rock bei dem

Kragen, das Geſpenſt unterſtützte die Schöße; ſo reichte mir John mein Beinkleid bei dem Gürtel, das Geſpenſt hielt es bei den Beinen.

Ich hatte niemals einen dienſtfertigeren Bedienten gehabt.

Die Stunde meines Ausganges kam herbei.

Nun, ſtatt mir zu folgen, ging der Gerichtsbote mir voraus, ſchlüpfte durch die Thür meines Zimmers, ging die Treppe hinab, hielt ſich, den Hut unter dem Arme, hinter John, der den Schlag des Wagens aufmachte, und als John ihn verſchloſſen und ſeinen Platz hinter dem Wagen eingenommen hatte, ſtieg er auf den Bock des Kutſchers, der zur Rechten rückte, um ihm Platz zu machen.

An der Thür des Großcommiſſärs der Kirche hielt der Wagen; John machte den Schlag auf, aber das Geſpenſt befand ſich bereits hinter ihm auf ſeinem Poſten. Kaum war ich ausgeſtiegen, als das Geſpenſt mir vorauseilte, indem es durch die Bedienten drang, welche die Eingangsthür überfüllten, und nachſah, ob ich ihm folgte.

Nun ergriff mich die Luſt bei dem Kutſcher denſelben Verſuch anzuſtellen, den ich bei John angeſtellt hatte.

— Patrick, fragte ich ihn, wer war der Mann, der neben Euch ſaß.

— Welcher Mann, Eure Gnaden?

— Der Mann, der auf Eurem Bocke ſaß.

Patrick machte große erſtaunte Augen, indem er um ſich blickte.

— Es iſt gut, ſagte ich zu ihm, ich irrte mich.

Ich trat nun auch ein.

Der Gerichtsbote war auf der Treppe ſtehen geblieben und erwartete mich. Sobald er mich meinen Weg wieder einſchlagen ſah, ſchlug er den ſeinigen wieder ein, trat vor mir ein, wie um mich in dem Empfangsſaale zu melden; dann, als ich eingetreten war, nahm er in dem Vorzimmer den Platz wieder ein, der ſich für ihn geziemte.

Wie für John und wie für Patrick war das Geſpenſt für Jedermann unſichtbar geweſen.

Nun verwandelte ſich meine Furcht in Entſetzen, und ich ſah ein, daß ich wahrhaft wahnſinnig würde.

Von dieſem Abende an wurde man die Veränderung gewahr, welche in mir vorging. — Jedermann fragte mich, welche Sorgen mich beſchäftigten, — Sie, wie die Andern.

Ich fand mein Geſpenſt in dem Vorzimmer wieder. — Wie bei meiner Ankunft eilte er mir bei meinem Fortgehen voraus, kehrte mit mir nach Haus und hinter mir in mein Zimmer zurück, und ſetzte ſich in den Seſſel, in dem er ſich die Nacht vorher geſetzt hatte.

Nun wollte ich mich verſichern, ob irgend etwas Wirkliches und beſonders etwas Fühlbares an dieſer Erſcheinung wäre. Ich nahm allen meinen Muth zuſammen, und ſetzte mich rückwärts ſchreitend auf den Seſſel.

Ich fühlte nichts, aber ich ſah ihn in dem Spiegel hinter mir ſtehen.

Wie am Abende zuvor legte ich mich zu Bett, aber

erſt um ein Uhr Morgens. Sobald ich in meinem Bette war, ſah ich ihn auf ſeinem Seſſel wieder.

Am folgenden Morgen verſchwand er.

Die Erſcheinung dauerte einen Monat.

Nach Verlauf eines Monats fehlte ſie gegen ihre Gewohnheit und blieb einen Tag aus.

Dieſes Mal glaubte ich nicht mehr an ein gänzliches Verſchwinden, wie das erſte Mal, ſondern an irgend eine ſchreckliche Veränderung, und ſtatt mein Alleinſein zu genießen, erwartete ich den folgenden Tag voll Entſetzen.

Am folgenden Tage hörte ich bei dem letzten Schlage der ſechsten Stunde ein leiſes Rauſchen in den Vorhängen meines Bettes, und an dem Durchſchnittspunkte, den ſie hinter dem Bette an der Wand bildeten, erblickte ich ein Skelett.

Dieſes Mal, mein Freund, war es, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, das lebendige Bild des Todes.

Das Skelett befand ſich dort regungslos, und blickte mich mit ſeinen hohlen Augen an.

Ich ſtand auf, machte mehrere Gänge in meinem Zimmer, der Kopf folgte allen meinen Bewegungen. Die Augen verließen mich keinen Augenblick, der Körper blieb regungslos.

Dieſe Nacht hatte ich nicht den Muth mich zu Bett zu legen. Ich ſchlief, oder ich blieb vielmehr mit geſchloſſenen Augen in dem Lehnſtuhl, in welchem gewöhnlich das Geſpenſt ſaß, nach deſſen Gegenwart ich mich nun ſogar ſehnte.

Mit dem Tage verſchwand das Skelett.

Ich befahl John, mein Bett von der Stelle zu rücken und die Vorhänge zuzuziehen.

Bei dem letzten Schlage der ſechsten Stunde hörte ich daſſelbe Rauſchen, ich ſah die Vorhänge ſich bewegen, dann erblickte ich zwei Knochenhände, welche die Vorhänge meines Bettes zurückſchlugen, und, als die Vorhänge zurückgeſchlagen waren, nahm das Skelett in der Oeffnung den Platz ein, den es die Nacht zuvor eingenommen hatte.

Dieſes Mal hatte ich den Muth, mich zu Bett zu legen.

Der Kopf, welcher wie am Tage zuvor allen meinen Bewegungen gefolgt war, neigte ſich nun zu mir.

Die Augen, welche mich wie in der vorhergehenden Nacht keinen Augenblick aus dem Geſicht verloren hatten, hefteten ſich nun auf mich.

Sie werden begreifen, welche Nacht ich zubrachte! Nun denn! mein lieber Doctor, ich bringe jetzt zwanzig ähnliche Nächte zu. Jetzt wiſſen Sie, was ich habe; werden Sie es noch unternehmen mich zu heilen?

— Ich werde es zum Mindeſten verſuchen, antwortete der Doctor.

— Wie das? laſſen Sie hören.

— Ich bin überzeugt, daß das Geſpenſt, welches Sie ſehen, nur in Ihrer Einbildung beſteht.

— Was liegt mir daran, ob es beſteht oder nicht, wenn ich es ſehe?

— Sie wollen, daß ich verſuche es zu ſehen, nicht wahr?

— Das iſt es, was ich wünſche.

— Wann das?

— Sobald als möglich. Morgen.

— Es ſei, morgen . . . bis dahin, guten Muth!

Der Kranke lächelte traurig.

Am folgenden Tage trat der Doctor um ſieben Uhr Morgens in das Zimmer ſeines Freundes.

— Nun denn! fragte er ihn, das Skelett?

— Es iſt ſo eben verſchwunden, antwortete dieſer mit ſchwacher Stimme.

— Wohlan! wir wollen uns ſo einrichten, daß es heute Nacht nicht wieder kömmt.

— Thun Sie es.

— Zuvörderſt, Sie ſagen, daß es mit dem letzten Schlage der ſechsten Stunde eintritt?

— Unfehlbar.

— Fangen wir damit an, die Uhr ſtehen zu laſſen, und er hielt den Pendel an.

— Was wollen Sie thun?

— Ich will Ihnen die Möglichkeit nehmen, die Zeit zu berechnen.

— Gut.

— Jetzt wollen wir die Läden verſchloſſen halten, und die Vorhänge der Fenſter zuziehen.

— Warum das?

— Immer zu demſelben Zwecke, damit Sie ſich keine

Rechenschaft von dem Gange des Tages abzulegen vermögen.

— Thun Sie es.

Die Läden wurden zugemacht, die Vorhänge zugezogen, und man zündete Kerzen an.

— Halten Sie ein Frühstück und ein Mittagessen bereit, John, sagte der Doctor, wir wollen nicht zu bestimmten Stunden bedient sein, sondern nur dann, wenn ich rufen werde.

— Sie hören, John, sagte der Kranke.

— Ja, mein Herr.

— Dann, geben Sie uns Karten, Würfel, Dominos, und lassen Sie uns allein.

Die verlangten Gegenstände wurden von John gebracht, der sich entfernte.

Der Doctor begann damit, den Kranken nach seinen Kräften zu zerstreuen, bald indem er plauderte, bald indem er mit ihm spielte; dann, als er Hunger hatte, schellte er.

John, welcher wußte, warum man geschellt hatte, brachte das Frühstück.

Nach dem Frühstücke begann die Parthie wieder, und wurde durch einen neuen Schellenzug des Doctors unterbrochen.

John brachte das Mittagessen.

Man aß, man trank, nahm den Kaffee zu sich und begann wieder zu spielen. So unter vier Augen zugebracht, schien der Tag lang. Der Doctor glaubte die

Zeit in ſeinem Geiſte ermeſſen zu haben, und daß die verhängnißvolle Stunde vorüber ſein müßte.

—Nun denn! ſagte er, indem er aufſtand, Victoria.

—Wie, Victoria? fragte der Kranke.

—Ohne Zweifel, es muß zum Mindeſten acht bis neun Uhr ſein, und das Skelett iſt nicht gekommen.

—Sehen Sie nach Ihrer Uhr, Doctor, da es die einzige im Hauſe iſt, welche geht, und wenn die Stunde vorüber iſt, ſo werde ich, meiner Treue, wie Sie Victoria rufen.

Der Doctor ſah nach ſeiner Uhr, aber ſagte Nichts.

—Sie hatten ſich geirrt, nicht wahr, Doctor? ſagte der Kranke, es iſt gerade ſechs Uhr.

—Ja, nun denn!

—Nun denn! da tritt das Skelett ein.

Und der Kranke warf ſich mit einem tiefen Seufzer zurück.

Der Doctor blickte nach allen Seiten.

—Wo ſehen Sie es denn? fragte er.

—An ſeinem gewöhnlichen Platze, hinter meinem Bette, zwiſchen den Vorhängen.

Der Doctor ſtand auf, zog das Bett vor, ging hinter daſſelbe und nahm zwiſchen den Vorhängen den Platz ein, den das Skelett einnehmen ſollte.

—Und jetzt, ſagte er, ſehen Sie es immer noch?

—Ich ſehe nicht mehr den untern Theil ſeines Körpers, da der Ihrige es mir verbirgt, aber ich ſehe ſeinen Schädel.

—Wo das?

— Ueber Ihrer rechten Schulter. Es iſt, als ob Sie zwei Köpfe hätten, den einen lebendig, den andern todt.

So ungläubig er auch war, ſo ſchauderte der Doctor doch unwillkürlich.

Er wandte ſich um, aber er ſah nichts.

— Mein Freund, ſagte er trauriger Weiſe, indem er zu dem Kranken zurückkehrte, wenn Sie einige teſtamentliche Beſtimmungen zu treffen haben, ſo thun Sie es.

Und er entfernte ſich.

Als John neun Tage nachher in das Zimmer ſeines Herrn trat, fand er ihn todt in ſeinem Bette.

Es war, genau gerechnet, drei Monate her, ſeitdem der Räuber hingerichtet worden war.

XI.

Die Gräber von Saint-Denis.

— Nun denn! Was beweiſet das, Doctor? fragte Herr Ledru.

— Das beweiſet, daß die Organe, welche dem Gehirn die Wahrnehmungen überliefern, die ſie empfangen, in Folge gewiſſer Urſachen in dem Grade geſtört werden können, um dem Verſtande einen untreuen Spiegel zu bieten, und daß man in ſolchem Falle Gegenſtände ſieht und Töne hört, welche nicht beſtehen. Das iſt Alles.

— Indeſſen, ſagte der Chevalier Lenoir mit der Schüchternheit eines überzeugten Gelehrten, — indeſſen ereignen ſich gewiſſe Dinge, die eine Spur zurücklaſſen, gewiſſe Prophezeihungen, die in Erfüllung gehen. Wie wollen Sie erklären, Doctor, daß von Geſpenſtern gegebene Schläge ſchwarze Flecke auf dem Körper deſſen haben entſtehen laſſen können, der ſie erhalten hat? wie wollen Sie

erklären, daß eine Erſcheinung zehn, zwanzig, dreißig Jahre zuvor die Zukunft hat offenbaren können? Kann das, was nicht beſteht, das verletzen was beſteht, oder das verkünden, was geſchehen wird?

— Ah! ſagte der Doctor, Sie wollen von der Erſcheinung des Königs von Schweden ſprechen.

— Nein, ich will von dem ſprechen, was ich ſelbſt geſehen habe.

— Sie!

— Ich.

— Wo das?

— In Saint-Denis.

— Wann das?

— Im Jahre 1794, zur Zeit der Entweihung der Gräber.

— Ah, ja! Hören Sie das, Doctor, ſagte Herr Ledru.

— Wie, was haben Sie geſehen? — erzählen Sie.

— Hier iſt es: — Im Jahre 1793 war ich zum Director des Muſeums der franzöſiſchen Monumente ernannt worden, und als ſolcher war ich bei der Ausgrabung der Leichen der Abtei von Saint-Denis gegenwärtig, deren Namen die aufgeklärten Patrioten in den von Franciade umgeändert hatten. — Ich kann Ihnen nach vierzig Jahren die ſeltſamen Dinge erzählen, welche dieſe Entweihung bezeichnet haben.

Der Haß, den man dem Volke gegen den König Ludwig XVI. einzuflößen gewußt, und den das Schaffot des 21. Januar nicht zu ſtillen vermogt hatte, war auch auf

die Könige seines Geschlechtes übergegangen; — man wollte die Monarchie bis an ihre Quelle — die Monarchen bis in ihr Grab verfolgen — die Asche von sechszig Königen in den Wind streuen.

Dann war man vielleicht auch neugierig zu sehen, ob die großen Schätze, von denen man behauptete, daß sie in einigen von diesen Gräbern eingeschlossen wären, sich ebenso unverletzt erhalten hätten, als man es sagte.

Das Volk fiel daher über Saint-Denis her.

Vom 6. bis zum 8. August zerstörte es ein und funfzig Gräber, die Geschichte von zwölf Jahrhunderten.

Nun beschloß die Regierung diesen Frevel zu ordnen, für eigene Rechnung die Gräber zu durchsuchen und von der Monarchie zu erben, welche in Ludwig dem XVI., ihren letzten Repräsentanten gefällt hatte.

Dann handelte es sich darum, selbst den Namen, selbst das Andenken, selbst die Gebeine der Könige zu vernichten; es handelte sich darum, vierzehn Jahrhunderte der Monarchie aus der Geschichte auszustreichen.

Arme Thoren, welche nicht begreifen, daß die Menschen zuweilen die Zukunft . . . niemals die Vergangenheit ändern können.

Man hatte auf dem Friedhofe ein großes gemeinsames Grab nach dem Muster der Armen-Gräber vorbereitet. In dieses Grab und auf ein Bett von Kalk, sollten wie auf einen Schindanger die Gebeine derer geworfen werden, welche aus Frankreich die erste der Nationen gemacht hatten, von Dagobert an bis auf Ludwig XV.

Auf diese Weise war dem Volke Genugthuung gege-

ben, aber beſonders war dieſen Geſetzgebern, dieſen Advokaten, dieſen neidiſchen Zeitungsſchreibern, den Raubvögeln der Revolutionen, Genuß gewährt, deren Auge jeder Glanz verletzt, wie das Auge ihrer Brüder, der Nachteulen, durch jedes Licht verletzt wird.

Der Stolz derer, welche nicht aufzubauen vermögen, beſteht darin, zu zerſtören.

Ich wurde zum Aufſeher der Ausgrabungen ernannt; das war für mich ein Mittel, eine Menge koſtbarer Dinge zu retten. Ich nahm es an.

Am Sonnabend den 12. Oktober, während man den Prozeß der Königin einleitete, ließ ich das Grabgewölbe der Bourbons zur Seite der unterirdiſchen Kapellen eröffnen, und begann damit den Sarg Heinrichs IV. herauszunehmen, der am 14. Mai 1610 im Alter von ſieben und fünfzig Jahr ermordet geſtorben war.

Was die Statüe des Pont-Neuf anbelangt, ein Meiſterſtück Johanns von Bologna und ſeines Schülers, ſo war ſie eingeſchmolzen worden, um Sous daraus zu ſchlagen.

Die Leiche Heinrichs IV. war zum Verwundern erhalten; die vollkommen erkennbaren Züge des Geſichts waren ganz die, welche die Liebe des Volkes und Rubens Pinſel der Nachwelt überliefert haben. Als man ihn zuerſt aus dem Grabe hervorgehen und in ſeinem Leichentuche ſo gut erhalten erſcheinen ſah, war die Gemüthsbewegung groß, und es fehlte wenig, daß der in Frankreich ſo volksthümliche Ruf: Es lebe Heinrich IV.! nicht inſtinctmäßig unter den Gewölben der Kirche erſchallte.

Als ich dieſe Zeichen von Ehrerbietung, ich mögte ſogar ſagen von Liebe, ſah, ließ ich die Leiche aufrecht gegen eine der Säulen des Chores ſtellen, und dort konnte ſie jeder betrachten.

Er war wie zu ſeinen Lebszeiten mit ſeinem Wamnſe von ſchwarzem Sammet, auf welchem ſich ſeine weißen Krauſen und Manſchetten zeigten, mit ſeiner Faltenhoſe von Sammet gleich dem Wamnſe, mit ſeidenen Strümpfen von derſelben Farbe und Schuhen von Sammet bekleidet.

Seine ſchönen grauen Haare bildeten immer noch einen Heiligenſchein um ſeinen Kopf, ſein ſchöner weißer Bart fiel immer noch auf ſeine Bruſt herab.

Nun begann eine unermeßliche Prozeſſion, wie nach dem Reliquienkäſtchen eines Heiligen; die Frauen kamen, die Hände des guten Königs zu berühren, andere küßten den Saum ſeines Mantels, andere ließen ihre Kinder niederknien, indem ſie leiſe murmelten:

—Ach! Wenn er lebte, ſo würde das arme Volk nicht ſo unglücklich ſein. Und ſie hätten hinzufügen können: Noch ſo grauſam; denn was das Volk grauſam macht, iſt das Unglück.

Dieſe Prozeſſion dauerte während des ganzen Tages Sonnabends, des 12. Oktobers, des Sonntags den 13. und Montag den 14. fort.

Am Montage begannen nach dem Mittageſſen der Arbeiter, das heißt gegen drei Uhr Nachmittags, die Ausgrabungen von neuem.

Die erſte Leiche, welche nach der Heinrichs IV. zu

Tage kam, war die ſeines Sohnes Ludwigs XIII. Sie war gut erhalten, und obgleich die Züge des Geſichts eingefallen waren, ſo konnte man ihn doch noch an ſeinem Schnurrbarte erkennen.

Dann kam die Ludwigs XIV., erkenntlich an ſeinen ſtarken Zügen, welche aus ſeinem Geſichte die typiſche Maske der Bourbons gemacht haben; nur war ſie ſchwarz wie Tinte.

Dann kamen allmählig die der Maria von Medicis, der zweiten Gattin Heinrichs IV.; Annas von Oeſterreich, der Gattin Ludwigs XIII., Maria Thereſias, Infantin von Spanien und Gattin Ludwigs XIV., und die des großen Dauphins.

Alle dieſe Leichen waren verweſet. — Nur die des großen Dauphins war in flüſſiger Verweſung.

Am Dienſtage den 15. Oktober wurden die Ausgrabungen fortgeſetzt.

Die Leiche Heinrichs IV. ſtand immer noch an ihrer Säule, indem ſie gleichgültig dieſer großen Ruchloſigkeit beiwohnte, welche zugleich an ſeinen Vorgängern und an ſeinen Nachkommen vollzogen wurden.

Am Mittwoch den 16., gerade in dem Augenblicke, wo der Königin Maria Antoinette auf dem Revolutionsplatze der Kopf abgeſchlagen wurde, das heißt um eilf Uhr Morgens, — nahm man aus dem Begräbnißgewölbe der Bourbons nach ſeiner Reihe den Sarg König Ludwigs XV.

Nach altem Hofgebrauch von Frankreich ſchlief er an dem Eingange des Gewölbes, wo er ſeinen Nachfolger erwartete, der dort nicht zu ihm kommen ſollte. — Man

nahm ihn, trug ihn fort und öffnete ihn nur auf dem Friedhofe und an dem Rande des Grabes.

Anfangs schien die aus dem bleiernen Sarge genommene und gut in Leinwand und in Binden eingehüllte Leiche ganz gut erhalten; aber von dem befreit, was sie umhüllte, bot sie nur noch das Bild der abscheulichsten Verwesung, und es entströmte ihr ein dermaßen verpesteter Geruch, daß Jedermann entfloh und man genöthigt war, mehre Pfund Pulver zu verbrennen um die Luft zu reinigen.

Man warf sogleich das, was von dem Helden des Park-aux-Cerfs, dem Geliebten der Madame von Châteauroux, der Frau von Pompadour und der Frau du Barry übrig geblieben war, in das Grab, und auf ein Bett von ungelöschtem Kalk gefallen, bedeckte man diese unreinen Reliquien mit ungelöschtem Kalk.

Ich war bis zuletzt geblieben, um das Feuerwerk abbrennen und den Kalk werfen zu lassen, als ich einen großen Lärm in der Kirche hörte; ich kehrte rasch in dieselbe zurück und erblickte einen Arbeiter, der sich in Mitte seiner Kameraden wehrte, während die Frauen ihm die Faust zeigten und ihm drohten.

Der Elende hatte sein trauriges Werk verlassen, um ein noch bei weitem traurigeres Schauspiel, die Hinrichtung Maria Antoinettens, zu sehen; dann berauscht durch das Geschrei, das er ausgestoßen und das er hatte ausstoßen hören, durch den Anblick des Blutes, das er hatte vergießen sehen, war er nach Saint-Denis zurückgekehrt, und indem er sich Heinrich IV. näherte, der an seinen

Pfeiler gelehnt ſtand, und immer noch von Neugierigen, und ich mögte faſt ſagen von Verehrern umgeben war, hatte er zu ihm geſagt:

— Mit welchem Rechte bleibſt Du hier ſtehen, wenn man auf dem Revolutionsplatze den Königen den Kopf abſchlägt?

Und während er mit der rechten der königlichen Leiche eine Ohrfeige gab, hatte er zugleich mit der linken Hand den Bart gepackt und ihn ausgeriſſen.

Die Leiche war auf den Boden gefallen, indem ſie ein klapperndes Geräuſch hören ließ, dem eines Sackes voller Gebeine, den man hatte fallen laſſen, ähnlich.

Sogleich hatte ſich ein großes Geſchrei von allen Seiten erhoben. — Bei jedem andern Könige, welcher es auch ſein mogte, hätte man eine ſolche Beſchimpfung wagen können, — aber bei Heinrich IV., dem Könige des Volkes, war es faſt eine dem Volke angethane Schmach.

Der ruchloſe Arbeiter lief alſo die größte Gefahr, als ich zu ſeiner Hilfe herbeieilte.

Sobald er ſah, daß er in mir einen Beiſtand finden könnte, ſtellte er ſich unter meinen Schutz.

Aber, indem ich ihn immerhin beſchützte, wollte ich ihn unter dem Drucke der ſchändlichen Handlung laſſen, welche er begangen hatte.

— Meine Kinder, ſagte ich zu den Arbeitern, laßt dieſen Elenden; der, den er beleidigt hat, ſteht dort oben hinlänglich gut, um von Gott ſeine Strafe zu erlangen.

Als ich ihn hierauf den Bart wieder abgenommen, den er der Leiche ausgeriſſen hatte, und den er immer noch

in der linken Händ hielt, jagte ich ihn aus der Kirche, indem ich ihm meldete, daß er nicht mehr zu den Arbeitern gehöre, die ich verwendete.

Das Hohngeschrei und die Drohungen seiner Kameraden verfolgten ihn bis auf die Straße.

Indem ich neue Beschimpfungen für Heinrich IV. fürchtete, befahl ich, daß er in die gemeinsame Gruft getragen würde; aber die Leiche wurde bis dorthin von Zeichen der Ehrerbietung begleitet. Statt, wie die andern, in das königliche Beinhaus geworfen zu werden, — wurde er herabgelassen, sanft niedergelegt und sorgfältig in eine Ecke gebettet; dann wurde eine Lage Erde, statt einer Lage Kalk, frommer Weise über ihn ausgebreitet.

Da das Tagewerk beendigt, so entfernten sich die Arbeiter, und der Wächter blieb zurück; er war ein wackerer Mann, den ich dort angestellt hatte, aus Furcht, daß man des Nachts in die Kirche dringen mögte, um entweder neue Verstümmelungen vorzunehmen, oder um neue Diebstähle zu begehen; dieser Wächter schlief am Tage und wachte von sieben Uhr Abends bis sieben Uhr Morgens. Er brachte die Nacht stehend zu und ging herum, um sich zu wärmen, oder setzte sich an ein angezündetes Feuer an einen der Pfeiler, der sich der Thüre am nächsten befand.

Alles in der Domkirche bot das Bild des Todes, und die Verheerung machte dieses Bild des Todes noch weit schrecklicher. Die Grabgewölbe standen offen und ihre Platten waren gegen die Wände gestellt; die zerbrochenen Statüen bedeckten den Fußboden der Kirche; hie und da

hatten aufgebrochene Särge die Todten zurückgegeben, von denen ſie erſt am Tage des jüngſten Gerichts Rechenſchaft abzulegen geglaubt hatten. Kurz alles führte den Geiſt des Menſchen, wenn dieſer Geiſt erhaben war, zu der Betrachtung, wenn er ſchwach war, zu dem Schrecken.

Glücklicher Weiſe war der Wächter kein Geiſt, ſondern ein organiſirter Stoff. Er betrachtete alle dieſe Trümmer mit demſelben Auge, wie er einen gefällten Wald oder ein gemähtes Feld betrachtet hätte, und war nur damit beſchäftigt die Stunden der Nacht zu zählen, die einförmige Stimme der Uhr, des Einzigen, was in dem verwaiſten Dome lebendig geblieben war.

In dem Augenblicke, wo es Mitternacht ſchlug, und wo der letzte Schlag des Hammers in den dunkeln Tiefen der Kirche erbebte, hörte er lautes Geſchrei, das von der Seite des Kirchhofes herkam. Dieſes Geſchrei waren Rufe, lange Klagen, ſchmerzliches Jammern. — Nach dem erſten Augenblicke der Ueberraſchung bewaffnete er ſich mit einer Hacke und ſchritt auf die Thüre zu, welche die Kirche mit dem Friedhofe in Verbindung ſetzte; als er aber, nachdem er dieſe Thüre geöffnet, vollkommen erkannte, daß dieſes Geſchrei von der Gruft der Könige herkäme, wagte er nicht weiter zu gehen, verſchloß die Thüre wieder, und eilte, mich in dem Wirthshauſe zu wecken, in welchem ich logirte.

Ich wollte anfangs nicht an das Beſtehen dieſes aus der königlichen Gruft kommenden Geſchreies glauben; da ich aber der Kirche gerade gegenüber logirte, ſo machte der Wächter mein Fenſter auf, und in Mitte des nur al-

lein durch das Rauſchen des Winterwindes geſtörten Schweigens, glaubte ich in der That lange Klagen zu hören, welche mir nicht einzig und allein das Jammern des Windes zu ſein ſchienen.

Ich ſtand auf und begleitete den Wächter bis in die Kirche. Dort angelangt, und nachdem wir die Vorhalle wieder hinter uns verſchloſſen hatten, hörten wir die Klagen weit deutlicher, von denen er geſprochen hatte. Es war um ſo leichter zu erkennen, woher dieſe Klagen kämen, als die von dem Wächter ſchlecht verſchloſſene Thüre des Kirchhofes ſich wieder hinter ihm geöffnet hatte. — Es kamen alſo wirklich dieſe Klagen von dem Kirchhofe.

Wir zündeten zwei Fackeln an und gingen nach der Thüre; aber drei Male löſchte ſie die Zugluft aus, welche von Außen nach Innen entſtanden war, wenn wir uns dieſer Thüre näherten. — Ich ſah ein, daß es wie mit dieſen ſchwer zu überſchreitenden Engpäſſen wäre, und daß, wenn wir einmal auf dem Kirchhofe wären, wir nicht mehr denſelben Kampf zu beſtehen hätten. — Ich ließ außer unſeren Fackeln eine Laterne anzünden. — Unſere Fackeln erloſchen, aber die Laterne widerſtand. — Wir ſchritten durch die enge Thüre, und ſobald wir auf dem Kirchhofe waren, zündeten wir unſere Fackeln wieder an, welche der Wind reſpectirte.

Indeſſen in dem Maße, als wir näher kamen, nahm das Geſchrei ab, und in dem Augenblicke, wo wir an dem Rande des Grabes ankamen, war es ſo ziemlich erloſchen.

Wir ſchwangen unſere Fackeln über der ungeheuren

Oeffnung, und wir ſahen in Mitte der Gebeine, auf dieſer ganz von ihnen durchlöcherten Lage von Kalk und von Erde etwas Geſtaltloſes, das ſich abkämpfte.

Dieſes Etwas glich einem Manne.

— Was haben Sie und was wollen Sie? fragte ich dieſe Art von Geſpenſt.

— Ach! murmelte es, ich bin der elende Arbeiter, der Heinrich IV. eine Ohrfeige gegeben hat.

— Aber wie befindeſt Du Dich dort? fragte ich.

— Ziehen Sie mich zuerſt hier heraus, Herr Lenoir, denn ich ſterbe, und nachher ſollen Sie Alles erfahren.

Sobald der Todtenwächter überzeugt war, daß er es mit einem Lebendigen zu thun hätte, ſo war der Schrecken verſchwunden, der ſich anfangs ſeiner bemächtigt hatte, und er hatte bereits eine in dem Graſe des Kirchhofes liegende Leiter ergriffen, dieſe aber aufgerichtet und erwartete meine Befehle.

Ich befahl ihm, die Leiter in das Grab hinabzulaſſen, und forderte den Arbeiter auf heraufzuſteigen. Er ſchleppte ſich in der That bis an den Fuß der Leiter; aber dort angelangt, als er ſich aufrichten mußte, um die Sproſſen hinaufzuſteigen, bemerkte ich, daß er ein Bein und einen Arm gebrochen hatte.

Wir warfen ihm einen Strick mit einer Schleife zu; er ſchlang ſich den Strick um ſeine Schultern. — Ich behielt das andere Ende in meinen Händen; der Wächter ſtieg einige Sproſſen hinab, und Dank dieſer doppelten Unterſtützung gelang es uns, dieſen Lebendigen der Geſellſchaft der Todten zu entreißen.

Kaum war er außer dem Grabe, als er ohnmächtig wurde.

Wir trugen ihn an das Feuer, und legten ihn auf ein Bett von Stroh; dann ſandte ich den Wächter fort, um einen Wundarzt zu holen.

Der Wächter kehrte mit einem Doctor zurück, bevor der Verwundete wieder zur Beſinnuug gekommen war, und erſt während der Operation ſchlug er die Augen wieder auf.

Als der Verband angelegt war, verabſchiedete ich den Wundarzt, und da ich wiſſen wollte, durch welchen ſeltſamen Umſtand ſich der Entweiher in dem königlichen Grabe befand, ſchickte ich auch den Wächter fort. Dieſem war nichts lieber, als ſich nach den Gemüthsbewegungen einer ſolchen Nacht zu Bett zu legen, und ich blieb allein bei dem Arbeiter. Ich ſetzte mich auf einen Stein neben das Stroh, auf welchem er lag, und dem Heerde gegenüber, deſſen zitternde Flamme den Theil der Kirche erleuchtete, wo wir uns befanden, aber die ganze Tiefe in einer um ſo ſchwärzeren Dunkelheit ließ, da der Theil, wo wir uns befanden, in einem weit helleren Lichte war.

Ich verhörte nun den Verwundeten; hier iſt das, was er mir erzählte.

Seine Verabſchiedung hatte ihn wenig bekümmert. — Er hatte Geld in der Taſche, und bis dahin hatte er geſehen, daß man mit Geld keinen Mangel litte.

Er war dem zu Folge in die Schenke gegangen.

In der Schenke hatte er angefangen eine Flaſche an-

zubrechen; aber bei dem dritten Glaſe hatte er den Wirth eintreten ſehen.

— Sind wir bald fertig? hatte dieſer gefragt.

— Und warum das? hatte der Arbeiter geantwortet.

— Weil ich habe ſagen hören, daß Du es wäreſt, der Heinrich IV. eine Ohrfeige gegeben hat.

— Nun denn! ja, ich bin es, ſagte der Arbeiter unverſchämter Weiſe. — Was mehr?

— Was mehr? ich will keinem ſchlechten Schurken zu trinken geben, wie Du einer biſt, der den Fluch über mein Haus herbeiziehen würde.

— Dein Haus, — Dein Haus iſt das Haus für Jedermann, und ſobald man bezahlt, — ſo iſt man zu Haus.

— Ja, aber Du wirſt nicht bezahlen.

— Und warum das?

— Weil ich Dein Geld nicht will. — Da Du nun aber nicht bezahlſt, ſo wirſt Du nicht zu Haus ſein, — ſondern bei mir, und da Du bei mir ſein wirſt, ſo werde ich das Recht haben, Dich vor die Thür zu werfen.

— Ja, wenn Du der Stärkere biſt.

— Wenn ich nicht der Stärkere bin, ſo werde ich meine Aufwärter rufen.

— Wohlan! rufe ein wenig, damit wir ſehen.

Der Schenkwirth hatte gerufen; drei im Voraus benachrichtigte Aufwärter waren jeder mit einem Stocke in der Hand bei ſeiner Stimme eingetreten, und ſo große Luſt er auch hatte ſich zu widerſetzen, ſo war der Arbei-

ter dennoch gezwungen worden, ſich ohne ein Wort zu ſagen zurückzuziehen.

Nun hatte er ſich entfernt, war einige Zeit lang in der Stadt herum geirrt und zur Stunde des Mittageſſens zu einem Garkoch eingetreten, bei welchem die Arbeiter gewöhnlich ihre Mahlzeiten einnahmen.

Er hatte kaum ſeine Suppe gegeſſen, als die Arbeiter eintraten, welche ihr Tagewerk ſo eben beendigt hatten.

Als ſie ihn erblickten, blieben ſie auf der Schwelle ſtehen, und indem ſie den Wirth riefen, erklärten ſie ihm, daß wenn dieſer Mann fortführe ſeine Mahlzeiten bei ihm zu nehmen, ſie von dem erſten bis zum letzten ſein Haus verlaſſen würden.

Der Garkoch fragte, was dieſer Menſch gethan hätte, der ſo der allgemeinen Verdammung unterläge.

Man ſagte ihm, daß es der Mann wäre, welcher Heinrich IV. eine Ohrfeige gegeben hätte.

— Dann pack Dich hinaus, ſagte der Garkoch, indem er auf ihn zuſchritt, und möge das, was Du gegeſſen haſt, Dir zu Gift werden!

Es war noch weniger möglich, bei dem Garkoch Widerſtand zu leiſten, als bei dem Weinhändler. — Der geächtete Arbeiter ſtand auf, indem er ſeine Kameraden bedrohte, welche vor ihm zur Seite traten, nicht wegen der Drohungen, die er ausgeſtoßen, ſondern wegen der Entweihung, die er begangen hatte.

Er verließ voll Wuth im Herzen das Haus und irrte einen Theil des Abends fluchend und läſternd in den Stra-

ßen von Saint Denis herum. Dann ging er gegen zehn Uhr nach ſeiner Schlafſtelle.

Gegen die Gewohnheit des Hauſes waren die Thüren verſchloſſen.

Er klopfte an die Thür.

Der Wirth erſchien an einem Fenſter. Da es finſtere Nacht war, ſo konnte er den nicht erkennen, welcher klopfte.

— Wer ſind Sie? fragte er.

Der Arbeiter nannte ſich.

— Ah! ſagte der Wirth, Du biſt es, der Heinrich IV. eine Ohrfeige gegeben hat; warte.

— Wie, warum muß ich warten? ſagte der Arbeiter ungeduldig.

Zu gleicher Zeit fiel ein Bündel zu ſeinen Füßen.

— Was iſt das? fragte der Arbeiter.

— Alles, was von Dir hier war.

— Wie! Alles, was von mir hier war?

— Ja, Du kannſt ſchlafen gehen, wo Du willſt; ich habe keine Luſt, daß mir mein Haus über dem Kopfe zuſammenſtürzt.

Der Arbeiter ergriff raſend einen Pflaſterſtein, und warf ihn gegen die Thür.

— Warte! ſagte der Wirth, ich will Deine Kameraden wecken, und wir werden ſehen.

Der Arbeiter ſah ein, daß er nichts Gutes zu erwarten hätte. Er zog ſich zurück, und als er Hundert Schritte weit von dort eine offene Thür gefunden hatte, ſo trat er ein, und legte ſich unter einen Schoppen.

Unter dieſem Schoppen befand ſich Stroh; er legte ſich auf dieſes Stroh und ſchlief ein.

Um drei Viertel auf zwölf Uhr ſchien es ihm, als ob ihn Jemand, an der Schulter berühre.

Er erwachte und ſah vor ſich eine weiße Geſtalt, welche das Anſehen einer Frau hatte, und die ihm einen Wink gab, ihr zu folgen.

Er glaubte, daß es eine jener Unglücklichen wäre, welche immer ein Lager und Vergnügen dem zu bieten haben, welcher das Lager und das Vergnügen bezahlen kann, und, da er Geld hatte, da er es vorzog die Nacht unter einem Obdache und in einem Bette, als hier unter einem Schoppen auf Stroh zuzubringen, ſo ſtand er auf und folgte der Frau.

Die Frau ging einen Augenblick lang die Häuſer der linken Seite der Großen Straße hinab, dann ging ſie über die Straße, ſchlug eine Gaſſe zur Rechten ein, wobei ſie dem Arbeiter immer winkte ihr zu folgen.

Dieſer, an dieſes nächtliche Treiben gewöhnt, und indem er aus Erfahrung die Gaſſen kannte, in denen gewöhrlich die Frauen von der Art derer logirten, welcher er folgte, machte keine Schwierigkeit, und trat in die Gaſſe.

Die Gaſſe führte auf das Feld; er glaubte, daß dieſe Frau ein abgelegenes Haus bewohne, und folgte ihr immer noch.

Nach Verlauf von Hundert Schritten gingen ſie durch eine Mauerlücke; als er aber plötzlich die Augen erhoben hatte, erblickte er die alte Abtei von Saint-Denis

mit ihrem rieſenhaften Glockenthurme und ihren durch das innere Feuer, bei welchem der Wächter wachte, leicht gerötheten Fenſtern vor ſich.

Er ſuchte mit den Augen die Frau; ſie war verſchwunden.

Er befand ſich auf dem Kirchhofe.

Er wollte wieder durch die Mauerlücke zurück gehen.

Aber es ſchien ihm, als ob er auf dieſer Mauerlücke, finſter, drohend, den Arm nach ihm ausgeſtreckt, das Geſpenſt Heinrich IV. ſähe.

Das Geſpenſt that einen Schritt vorwärts, und der Arbeiter einen Schritt zurück.

Bei dem vierten oder fünften Schritte fehlte der Boden unter ſeinen Füßen, und er fiel rücklings in das Grab.

Nun meinte er um ſich herum alle dieſe Könige, die Vorgänger und die Nachkommen Heinrich IV. ſich aufrichten zu ſehen; — nun ſchien es ihm, als ob die einen ihre Zepter, die andern ihre Hände der Gerechtigkeit über ihn erhöben, indem ſie ihr Wehe über den Heiligthums-Schänder ſchrien. Nun ſchien es ihm, als ob bei der Berührung dieſer Hände der Gerechtigkeit und dieſer wie Blei ſchweren, wie Feuer brennenden Zepter er ſeine Glieder eines nach dem andern zerſchmettert fühlte.

Dies war der Augenblick, wo es Mitternacht ſchlug und der Wächter die Klagen hörte.

Ich that, was ich vermochte, um dieſen Unglücklichen zu beruhigen; aber ſein Verſtand war zerrüttet, und nach dreitägigem Delirium ſtarb er mit dem Ausrufe: Gnade!

— Verzeihung, ſagte der Doctor, aber ich verſtehe den Schluß Ihrer Erzählung nicht recht. Der Unfall Ihres Arbeiters beweiſt, daß er, mit dem beſchäftigt, was ihm am Tage begegnet war, entweder im wachenden Zuſtande, oder im Zuſtande des Somnambulismus, — des Nachts herumzuirren, begonnen hat, daß er im Herumirren auf den Kirchhof gekommen iſt, und daß er, während er in die Luft blickte, ſtatt zu ſeinen Füßen zu ſehen, in das Grab gefallen iſt, in welchem er natürlicher Weiſe in ſeinem Sturze einen Arm und ein Bein gebrochen hat. Nun aber haben Sie von einer Prophezeiung geſprochen, die in Erfüllung gegangen iſt, und ich ſehe an alle dieſem nicht die geringſte Prophezeiung.

— Warten Sie, Doctor, ſagte der Chevalier, die Geſchichte, welche ich ſo eben erzählt habe, und die, wie Sie Recht haben, nur ein Vorfall iſt, führt geraden Weges zu dieſer Prophezeiung, welche ich Ihnen erzählen werde, und die ein Geheimniß iſt.

Dieſe Prophezeiung, hier iſt ſie:

Gegen den 20. Januar 1794, nach Zerſtörung des Grabmals Franz I. öffnete man das Begräbniß der Gräfin von Flandern, der Tochter Philipps des Langen.

Dieſe beiden Gräber waren die letzten, die zu durchſuchen übrig blieben, alle Grabgewölbe waren erbrochen, alle Begräbniſſe waren leer, alle Gebeine lagen in dem Beinhauſe.

Ein letztes Begräbniß war unbekannt geblieben, es war das des Kardinals von Retz, — den, wie man ſagte, in Saint Denis begraben worden war.

Alle Grabgewölbe, das Grabgewölbe der Valois, das Grabgewölbe der Karls, waren wieder verſchloſſen worden, oder ſo ziemlich.

Es blieb nur noch das Grabgewölbe der Bourbons übrig, das man am folgenden Tage verſchließen ſollte.

Der Wächter brachte ſeine letzte Nacht in der Kirche zu, in welcher er nichts mehr zu bewachen hatte, es war ihm daher die Erlaubniß gegeben worden zu ſchlafen, und er benutzte die Erlaubniß.

Um Mitternacht wurde er durch den Klang der Orgel und religiöſer Geſänge geweckt.

Er erwachte, rieb ſich die Augen und wandte den Kopf nach dem Chore, das heißt nach der Seite, von woher die Geſänge kamen.

Nun ſah er voll Erſtaunen die Sitze des Chores von den Mönchen von Saint Denis beſetzt; er ſah einen Erzbiſchof, der am Altare Meſſe las; er ſah das Todtengerüſt erleuchtet, und unter dem erleuchteten Todtengerüſt das große goldene Leichentuch, welches gewöhnlich nur die Leiche der Könige bedeckt.

In dem Augenblicke, wo er erwachte, war die Meſſe beendigt, und die Feierlichkeit des Begräbniſſes begann.

Das Zepter, die Krone und die Hand der Gerechtigkeit, welche auf einem Kiſſen von rothem Sammet lagen, wurden den Herolden wieder übergeben, welche ſie drei Prinzen überreichten, die ſie nahmen.

Sogleich näherten ſich, eher gleitend als gehend, und ohne daß das Geräuſch ihrer Schritte das geringſte Echo in dem Gewölbe erweckte, die Edelleute der Kammer, wel-

che die Leiche nahmen und sie in das Grabgewölbe der Bourbons trugen, das allein offen geblieben war, während alle anderen verschlossen waren.

Nun ging der Wappenkönig in dasselbe hinab, und als er hinabgegangen war, rief er den andern Herolden zu, daß sie hinabzukommen hätten, um ihren Dinst zu versehen.

Der Wappenkönig und die Herolde waren fünf an der Zahl.

Aus der Tiefe des Grabgewölbes rief der Wappenkönig den ersten Herold, der die Sporen trug. Dieser stieg hinab.

Dann den zweiten, der hinabging, indem er den Panzerhandschuh trug.

Dann den dritten, dieser trug das Schild.

Dann den vierten, welcher folgte, indem er die Helm-Sturmhaube trug.

Dann den fünften, der den Panzer trug.

Hierauf rief er den ersten Vorschneider, der das Banner brachte.

Die Kapitäne der Schweizer, der Bogenschützen der Garde und der zwei Hundert adeligen Garden des Königs.

Den Oberstallmeister, welcher das königliche Schwerdt brachte.

Den ersten Kammerherrn, der das Banner von Frankreich brachte.

Den Großhaushofmeister, vor dem alle Haushofmeister vorübergingen, indem sie ihre weißen Stäbe in das Grabgewölbe warfen und in dem Maße, als sie vorüber-

gingen, ſich vor den drei Prinzen verneigten, welche die Krone, das Zepter und die Hand der Gerechtigkeit trugen.

Die drei Prinzen, welche nun auch das Zepter, die Hand der Gerechtigkeit und die Krone brachten.

Nun rief der Wappenkönig mit lauter Stimme und drei Male aus:

Der König iſt todt; es lebe der König!

Der König iſt todt; es lebe der König!

Der König iſt todt; es lebe der König!

Ein Herold, der in dem Chore geblieben war, wiederholte dieſen dreifachen Ruf.

Endlich zerbrach der Großhaushofmeiſter ſeinen Stab zum Zeichen, daß der königliche Hofhalt aufgelöſt wäre, und daß die Beamten des Königs für ſich ſorgen könnten.

Sogleich ſchmetterten die Trompeten und die Orgel ertönte wieder.

Dann, während die Trompeten immer ſchwächer bliesen, während die Orgel immer leiſer ſtöhnte, erbleichten die Lichter der Kerzen, verdunkelten ſich die Körper der Anweſenden, und, bei dem letzten Stöhnen der Orgel, bei dem letzten Klange der Trompeten, — verſchwand Alles.

Am folgenden Tage erzählte der Wächter in Thränen zerfließend das königliche Begräbniß, das er geſehen hatte, und dem er, der arme Mann, allein beiwohnte, indem er prophezeite, daß dieſe verſtümmelten Gräber wieder hergeſtellt werden würden, und daß Frankreich trotz den Dekreten des Convents und dem Werke der Guillotine eine neue Monarchie und Saint Denis neue Könige wiederſehen würde.

Dieſe Prophezeiung brachte den armen Teufel in das Gefängniß und beinahe auf das Schaffot, ihn, der dreißig Jahre ſpäter, das heißt am 20. September 1824, hinter derſelben Säule, wo er ſeine Erſcheinung gehabt hatte, zu mir ſagte, indem er mich bei dem Schooße meines Rockes zog:

— Nun denn! Herr Lenoir, hatte ich es Ihnen nicht geſagt, daß unſere armen Könige eines Tages nach Saint Denis zurückkehren würden, — hatte ich mich geirrt?

In der That, an dieſem Tage begrub man Ludwig XVIII. mit denſelben Feierlichkeiten, welche der Wächter der Gräber dreißig Jahre vorher hatte ausüben ſehen.

— Erklären Sie das, Doctor.

X.

Artifaille.

Der Doctor ſchwieg; vielleicht war er überzeugt, oder, was weit wahrſcheinlicher iſt, es erſchien ihm der Widerſpruch gegen einen Mann, wie der Chevalier Lenoir, zu ſchwierig.

Das Schweigen des Doctors ließ den Auslegern freies Feld; der Abbé Moulle bemächtigte ſich des Kampfplatzes.

—Alles das beſtätigt mich in meinem Syſteme, ſagte er.

—Und welches iſt Ihr Syſtem? fragte der Doctor, entzückt, die Polemik mit weniger tüchtigeren Kämpfern, als Herr Ledru und der Chevalier Lenoir, wieder aufnehmen zu können.

—Daß wir zwiſchen zwei unſichtbaren Welten leben, von denen die eine mit Dämonen, die andere mit himm-

liſchen Geiſtern bevölkert iſt; daß zu der Stunde unſerer Geburt zwei Genien, ein guter und ein böſer, an unſerer Seite Platz nehmen, und uns unſer ganzes Leben lang begleiten, indem der Eine uns das Gute, der Andere das Böſe zuflüſtert, und daß zur Stunde unſeres Todes der, welcher den Sieg davon trägt, ſich unſerer bemächtigt; auf dieſe Weiſe wird unſer Leib entweder die Beute eines Dämons, oder die Wohnung eines Engels. Bei der armen Solange hatte der gute Genius triumphirt, und er war es, der Ihnen, Ledru, durch die ſtummen Lippen der jungen Märtyrerin Lebewohl ſagte; bei dem von dem ſchottiſchen Richter verurtheilten Räuber war der Dämon Herr des Platzes geblieben, und er iſt es, der dem Richter unter der Geſtalt einer Katze, dann in dem Anzuge eines Gerichtsdieners, und endlich mit dem Anſcheine eines Skelettes erſchien; in dem letzteren Falle endlich iſt es der Engel der Monarchie, der an dem Heiligthumsſchänder die ſchreckliche Entweihung der Gräber gerächt hat, und der, indem er ſich wie Chriſtus den Demüthigen kundthat, einem armen Wächter der Gräber die zukünftige Reſtauration des Königthumes gezeigt hat, und das mit eben ſo viel Prunk, als ob die phantaſtiſche Feierlichkeit alle zukünftigen Würdenträger von dem Hofe Ludwigs XVIII. zu Zeugen gehabt hätte.

—Aber am Ende, Herr Abbé, ſagte der Doctor, iſt jedes Syſtem auf eine Ueberzeugung gegründet.

—Ohne Zweifel.

—Aber damit dieſe Ueberzeugung wirklich ſei, muß ſie auf einer Thatſache beruhen.

— Die meinige beruht daher auch auf einer Thatsache.

— Auf einer Thatsache, welche Ihnen von Jemand erzählt worden ist, zu dem Sie Alles Vertrauen haben.

— Auf einer Thatsache, die mir selbst begegnet ist.

— Ah! Abbé, erzählen Sie uns die Thatsache.

— Mit Vergnügen. Ich bin in diesem Theile des Erbes der ehemaligen Könige geboren, den man heut zu Tage das Departement de l'Aisne nennt und den man ehedem Isle-de-France nannte; mein Vater und meine Mutter bewohnten ein kleines Dorf mitten im Walde von Villers-Cotterets, Fleury genannt. Vor meiner Geburt hatten meine Eltern bereits fünf Kinder gehabt, drei Knaben und zwei Mädchen, die Alle gestorben waren; es ging daraus hervor, daß meine Mutter, als sie sich mit mir schwanger sah, das Gelübde that, mich bis zum Alter von sieben Jahren weiß zu kleiden, und mein Vater eine Wallfahrt nach Notre-Dame de Liesse gelobte.

Diese beiden Gelübde sind in der Provinz nicht selten, und es fand zwischen ihnen eine directe Verbindung statt, da das Weiße die Farbe der Jungfrau ist, und unter Notre-Dame de Liesse Niemand anders gemeint ist, als die Jungfrau Maria.

Unglücklicher Weise starb mein Vater während der Schwangerschaft meiner Mutter; aber meine Mutter, welche eine fromme Frau war, beschloß nichts desto weniger das Gelübde in seiner ganzen Strenge zu erfüllen; gleich nach meiner Geburt wurde ich von Kopf bis zu den Füßen weiß gekleidet, und sobald sie gehen konnte, unternahm

meine Mutter zu Fuß die heilige Wallfahrt, wie ſie gelobt worden war.

Glücklicher Weiſe lag Notre-Dame de Lieſſe nur fünfzehn Stunden weit von dem Dorfe Fleury; in drei Tagereiſen hatte meine Mutter den Beſtimmungsort erreicht.

Dort verrichtete ſie ihre Andacht und empfing aus den Händen des Pfarrers eine ſilberne Medaille, welche ſie mir um den Hals hing.

Dank dieſem doppelten Gelübde war ich von allen Unfällen der Jugend befreit, und als ich das Alter der Vernunft erreicht hatte, fühlte ich mich, entweder als Reſultat der religiöſen Erziehung, die ich erhalten, oder durch den Einfluß der Medaille, zu dem geiſtlichen Stande hingezogen; nachdem ich meine Studien in dem Seminar von Soiſſons vollendet, verließ ich daſſelbe im Jahre 1780 als Prieſter, und wurde als Pfarrverweſer nach Etampes geſandt.

Der Zufall wollte, daß ich an der der vier Kirchen von Etampes angeſtellt wurde, welche der Mutter Gottes gewidmet iſt.

Dieſe Kirche iſt eines der wundervollen Monumente, welche die romaniſche Epoche dem Mittelalter hinterlaſſen hat. Von Robert dem Starken gegründet, wurde ſie erſt im zwölften Jahrhundert beendigt; ſie hat noch heut zu Tage bewunderungswürdige Fenſterſcheiben, welche zur Zeit ihrer Erbauung wundervoll mit der Malerei und der Vergoldung harmoniren mußten, welche ihre Säulen bedeckten und die Kapitäler derſelben ſchmückten.

Schon als Kind hatte ich dieſe wundervollen Blumen

von Granit ſehr geliebt, welche der Glaube von dem zehnten bis zum ſechszehnten Jahrhunderte aus der Erde hat hervorgehen laſſen, um den Boden von Frankreich, dieſer erſtgebornen Tochter Roms, mit einem Walde von Kirchen zu bedecken, und der aufhörte, als der von dem Gifte Luthers und Calvins getödtete Glauben in dem Herzen erſtarb.

Ich hatte als kleines Kind in den Ruinen der Sanct-Johanneskirche zu Soiſſons geſpielt; — ich hatte meine Augen an den Gebilden aller dieſer Geſimſe erfreut, welche verſteinerte Blumen zu ſein ſcheinen; ſo daß ich, als ich Notre-Dame von Etampes ſah, glücklich war, daß der Zufall oder vielmehr die Vorſehung mir, der Schwalbe, ein ſolches Neſt, mir, dem Achon, ein ſolches Schiff gegeben hatte.

Die glücklichſten Augenblicke waren daher für mich auch die, welche ich in der Kirche zubrachte. Ich will nicht ſagen, daß ein rein religiöſes Gefühl mich darin zurückhielt; nein, es war ein Gefühl des Wohlſeins, das mit dem des Vogels verglichen werden kann, den man aus der Luftpumpe, aus welcher man angefangen hat die Luft zu ziehen, heraus nimmt, um ihn dem Raume und der Freiheit wiederzugeben. Mein Raum war der, welcher ſich von dem Portale nach dem Chore erſtreckte; meine Freiheit war die: zwei Stunden lang auf einem Grabe kniend oder an eine Säule gelehnt zu träumen. — Worüber träumte ich? zuverläſſig nicht über irgend eine theologiſche Spitzfindigkeit; nein, es war der ewige Kampf des Guten und des Böſen, welcher den Menſchen ſeit dem

Tage des Sündenfalles hin und herzieht; ich träumte von den schönen Engeln mit weißen Flügeln, von den abscheulichen Dämonen mit rothen Gesichtern, welche bei jedem Sonnenstrahle an den Fensterscheiben funkelten, die einen von dem himmlischen Feuer strahlend, die andern in dem Feuerpfuhle der Hölle flammend. Kurz, die Kirche unserer lieben Frau war meine Wohnung; — dort lebte, dachte, betete ich. Das kleine Pfarrhaus, das man mir gegeben, war nur mein Absteigequartier, ich aß und schlief dort, sonst Nichts.

Dabei verließ ich oft meine schöne Kirche erst um Mitternacht oder um ein Uhr Morgens.

Man wußte das. — Wenn ich nicht im Pfarrhause war, so war ich in der Kirche. — Man suchte, und fand mich dort.

Eingeschlossen in dieses Heiligthum der Religion und besonders der Poesie, wie ich es war, gelangten von den Gerüchten der Welt sehr wenige bis zu mir.

Unter diesen Gerüchten gab es eines, das Jedermann, groß und klein, Geistliche und Laien interessirte. Die Umgegend von Etampes ward durch die Unternehmungen eines Nachfolgers oder vielmehr eines Nebenbuhlers von Cartousche und von Poulailler in Schrecken versetzt, der, was die Vermessenheit anbetrifft, in die Fußtapfen seiner Vorgänger treten zu müssen schien. Dieser Räuber, der sich an Allem vergriff, aber besonders an den Kirchen, nannte sich Artifaille.

Etwas, das mir noch eine besondere Aufmerksamkeit auf die Unternehmungen dieses Räubers verlieh, war, daß

ſeine Frau, welche in der untern Stadt von Etampes wohnte, eines meiner fleißigſten Beichtkinder war. Eine wackere und würdige Frau, für welche das Verbrechen, in welches ihr Gatte verſunken war, ein Gewiſſensbiß war, und die, indem ſie ſich als Gattin vor Gott verantwortlich hielt, ihr Leben in Gebeten und in Beichten in der Hoffnung zubrachte, durch ihre frommen Werke die Gottloſigkeit ihres Gatten zu mildern.

Was ihn anbetrifft, ſo war er, wie ich Ihnen geſagt habe, ein Räuber, der weder Gott noch den Teufel fürchtete, indem er behauptete, daß die Geſellſchaft ſchlecht eingerichtet und daß er auf die Erde geſandt wäre, um ſie zu verbeſſern; daß durch ihn ſich das Gleichgewicht in den Vermögensumſtänden herſtellen würde, und daß er nur der Vorbote einer Secte wäre, die man eines Tages erſcheinen ſehen und die das predigen würde, was er in Ausübung ſetzte, nämlich die Gemeinſchaft der Güter.

Zwanzig Male war er gefangen genommen und in das Gefängniß geführt worden; aber faſt immer hatte man in der zweiten oder in der dritten Nacht das Gefängniß leer gefunden; da man nicht wußte, wie man ſich Rechenſchaft über dieſe Entweichung ablegen ſollte, ſo ſagte man, daß er das Kraut gefunden hätte, welches das Eiſen durchſchneidet.

Es gab alſo etwas Wunderbares, das ſich an dieſen Manne feſſelte.

Was mich anbetrifft, ſo geſtehe ich, daß ich nur dann daran dachte, wenn ſeine arme Frau zu mir in die Beichte

kam, indem ſie mir ihre Schrecken geſtand und mich um meinen Rath fragte.

Dann rieth ich ihr, wie Sie wohl begreifen werden, ihren ganzen Einfluß auf ihren Gatten anzuwenden, um ihn auf den guten Weg zurückzuführen. Aber der Einfluß der armen Frau war ſehr ſchwach. Es blieb ihr daher nur die ewige Zuflucht zur Gnade, welche das Gebet vor dem Herrn eröffnet.

Das Oſterfeſt des Jahres 1783 nahte heran. Es war in der Nacht vom Donnerſtag auf den Charfreitag. Ich hatte am Donnerſtage eine große Anzahl von Beichten gehört, und gegen acht Uhr Abends fühlte ich mich dermaßen erſchöpft, daß ich in dem Beichtſtuhle eingeſchlafen war.

Der Meſſner hatte mich eingeſchlafen geſehen; da er aber meine Gewohnheiten kannte und wußte, daß ich einen Schlüſſel zu der kleinen Kirchenthüre bei mir trug, ſo hatte er nicht einmal daran gedacht mich zu wecken; das, was mir an dieſem Abende begegnete, war mir Hundert Male begegnet.

Ich ſchlief alſo, als ich mitten in meinem Schlummer etwas wie ein doppeltes Geräuſch erſchallen fühlte.

Das eine war der Klang des ehernen Hammers, der die Mitternachtsſtunde ſchlug.

Das andere war das Knarren eines Schrittes auf den Steinplatten.

Ich öffnete die Augen und ſchickte mich an den Beichtſtuhl zu verlaſſen, als es mir in dem Mondſcheine, der

durch die Scheiben eines der Fenſter fiel, ſchien, einen Mann vorübergehen zu ſehen.

Da dieſer Mann mit Vorſicht ging, indem er bei jedem Schritte, den er that, um ſich blickte, ſo ſah ich ein, daß es weder einer der Aſſiſtenten, noch der Kirchendiener, noch der Sänger, noch irgend einer der Pfarrgehülfen der Kirche, ſondern irgend ein Eingedrungener wäre, der ſich in einer böſen Abſicht da befände.

Der nächtliche Beſucher ging nach dem Chore. Dort angelangt blieb er ſtehen, und nach Verlauf eines Augenblickes hörte ich das Anſchlagen eines Stahles an einen Feuerſtein; ich ſah einen Funken kniſtern, ein Stück Schwamm entzündete ſich, und ein Schwefelholz heftete ſein unſtätes Licht an eine auf dem Altare ſtehende Kerze.

Bei dem Scheine dieſer Kerze konnte ich nun einen Mann von mittlerer Größe ſehen, der in ſeinem Gürtel zwei Piſtolen und einen Dolch trug, mit eher ſpöttiſchem als ſchrecklichem Geſicht, und der, indem er einen forſchenden Blick in dem ganzen von der Kerze erleuchteten Kreiſe herumwarf, durch dieſe Unterſuchung vollkommen beruhigt ſchien.

Dem zu Folge zog er aus ſeiner Taſche, nicht ein Bund Schlüſſel, ſondern ein Bund jener Werkzeuge, die dazu beſtimmt ſind, ſie zu erſetzen, und die man Roſſignols Dietriche nennt, ohne Zweifel nach dem Namen jenes berühmten Roſſignol, der ſich rühmte, den Schlüſſel zu jeder Zeichenſchrift gefunden zu haben. — Mit Hilfe eines dieſer Werkzeuge ſchloß er den Tabernakel auf, indem er zuerſt das heilige Ciborium herausnahm, eine prachtvolle

Schaale von altem unter Heinrich II. ciſilirten Silber, dann eine maſſive Monſtranz, welche der Stadt von Maria Antoinette geſchenkt worden war, dann endlich zwei Kännchen von vergoldetem Silber.

Da das Alles war, was das Tabernakel enthielt, ſo verſchloß er ihn wieder ſorgfältig und kniete nieder, um den untern Theil des Altares aufzuſchließen, der zum Reliquienkäſtchen diente.

Der untere Theil des Altares enthielt ein Muttergottesbild von Wachs mit einer Krone von Gold und Diamanten, das mit einem ganz von Edelſteinen geſtickten Kleide angethan war.

Nach Verlauf von fünf Minuten war das Reliquienkäſtchen, deſſen Wände von Glas der Dieb übrigens hätte zerbrechen können, wie das Tabernakel mit Hilfe eines Nachſchlüſſels geöffnet, und er ſchickte ſich an, das Kleid und die Krone der Monſtranz, den Kännchen und dem heiligen Ciborium hinzuzufügen, als ich, indem ich nicht wollte, daß ein ſolcher Diebſtahl vor ſich ginge, den Beichtſtuhl verließ und auf den Altar zuſchritt.

Das Geräuſch, welches ich verurſachte, indem ich die Thüre aufmachte, ließ den Dieb ſich umwenden. Er neigte ſich nach meiner Seite und verſuchte ſeinen Blick in die ferne Dunkelheit der Kirche zu ſenken; aber der Beichtſtuhl war außer dem Bereiche des Lichtes, ſo daß er mich erſt wirklich ſah, als ich in den durch die zitternde Flamme der Kerze erleuchteten Kreis trat.

Als er einen Mann erblickte, lehnte ſich der Dieb ge-

gen den Altar, zog eine Piſtole aus ſeinem Gürtel und richtete ſie auf mich.

Aber an meinem langen ſchwarzen Gewande konnte er bald ſehen, daß ich nur ein einfacher friedlicher Prieſter wäre, und als ganzen Schutz nur den Glauben, als ganze Waffe nur das Wort hätte.

Trotz der Drohung der gegen mich gerichteten Piſtole ſchritt ich bis an die Stufen des Altares vor. Ich fühlte, daß, wenn er auf mich ſchöſſe, die Piſtole entweder verſagen, oder die Kugel abweichen würde; ich hatte die Hand auf meiner Medaille, und ich fühlte mich ganz durch die heilige Liebe der Mutter Gottes gedeckt.

Dieſe Ruhe des armen Pfarrverweſers ſchien den Räuber zu erſchüttern.

— Was wollen Sie? ſagte er zu mir mit einer Stimme, die er beherzt zu machen ſich bemühte.

— Sie ſind Artifaille? ſagte ich zu ihm.

— Bei Gott, antwortete er, wer würde es denn ſonſt wagen, allein in eine Kirche zu dringen, wie ich es thue, wenn ich es nicht wäre.

— Armer verhärteter Sünder, der Du ſtolz auf Dein Verbrechen biſt, ſagte ich zu ihm, begreifſt Du denn nicht, daß Du bei dem Spiele, das Du ſpielſt, nicht allein Deinen Leib, ſondern auch noch Deine Seele in's Verderben ſtürzeſt?

— Bah! ſagte er, was meinen Leib anbetrifft, ſo habe ich ihn bereits ſo viele Male gerettet, daß ich gute Hoffnung habe ihn ferner zu retten, und, was meine Seele anbetrifft . . .

—Nun denn! Was Deine Seele anbetrifft?

—Das geht meine Frau an; ſie iſt fromm für zwei, und ſie wird meine Seele zugleich mit der ihrigen retten.

—Sie haben Recht, Ihre Frau iſt eine fromme Frau, mein Freund, und ſie würde zuverläſſig vor Schmerz ſterben, wenn ſie erführe, daß Sie das Verbrechen vollbracht hätten, das Sie auszuführen im Begriffe ſtanden.

—O, o! Sie glauben, daß ſie vor Schmerz ſterben würde, meine arme Frau?

—Ich bin davon überzeugt.

—Ei! Ich werde alſo Wittwer werden, fuhr der Räuber fort, indem er in Gelächter ausbrach und die Hände nach den heiligen Gefäßen ausſtreckte.

Aber ich ging die drei Stufen des Altares hinauf und hielt ihm den Arm zurück.

—Nein, ſagte ich zu ihm, denn Sie werden dieſen Kirchenraub nicht begehen.

—Und wer wird mich davon abhalten?

—Ich.

—Mit Gewalt?

—Nein, durch Ueberredung. Gott hat ſeine Diener nicht auf die Erde geſandt, damit ſie Gewalt anwenden ſollen, was eine menſchliche Sache iſt, ſondern die Ueberredung, die eine himmliſche Kraft iſt. Mein Freund, nicht wegen der Kirche, welche ſich andere Gefäße verſchaffen kann, ſondern wegen Ihrer, der Sie Ihre Sünden nicht zurückkaufen können, geſchieht es. Mein Freund, Sie werden dieſen Kirchenraub nicht begehen.

— Ah so! Sie glauben also, daß es der erste ist, mein wackerer Mann?

— Nein, ich weiß, daß es der zehnte, der zwanzigste, der dreißigste vielleicht ist; aber was liegt daran? Bis hierher waren Ihre Augen verschlossen, Ihre Augen werden sich heute Abend öffnen, das ist Alles. Haben Sie nicht sagen hören, daß es einen Mann Namens Saul gab, welcher die Mäntel derer hielt, die den heiligen Stephan steinigten? Nun denn! Dieser Mann hatte die Augen mit Schuppen bedeckt, wie er es selbst sagt; eines Tages fielen die Schuppen von seinen Augen; er sah und er wurde der heilige Paulus.

— Sagen Sie mir doch, Herr Abbé, ist der heilige Paulus nicht gehängt worden?

— Ja.

— Nun denn! Wozu hat es ihm denn genützt, zu sehen?

— Es hat ihm dazu genützt, überzeugt zu werden, daß das Heil zuweilen in der Marter liegt. Jetzt hat der heilige Paulus einen verehrten Namen auf der Erde zurückgelassen, und genießt die ewige Glückseligkeit im Himmel.

— In welchem Alter ist es dem heiligen Paulus begegnet, zu sehen?

— Mit fünf und dreißig Jahren.

— Ich bin über das Alter hinaus; ich bin vierzig Jahre alt.

— Es ist immer Zeit, seine Sünden zu bereuen. — Jesus sagte an dem Kreuze zu dem bösen Schächer: Ein Wort des Gebetes, und ich rette Dich.

—Ah so! Du hältst also sehr auf Dein Silberzeug? sagte der Räuber, indem er mich anblickte.

—Nein. Ich halte auf Deine Seele, die ich retten will.

—Auf meine Seele! — Du willst mir das aufbinden; Du machst Dich nicht übel lustig.

—Willst Du, daß ich Dir beweise, daß es Deine Seele ist, auf welche ich halte? — sagte ich zu ihm.

—Ja, gib mir diesen Beweis, — Du wirst mir Vergnügen machen.

—Wie hoch schätzest Du den Diebstahl, den Du heute Nacht begehen willst?

—Ei, ei! äußerte der Räuber, indem er die Kännchen, den Kelch, die Monstranz und das Kleid der Jungfrau wohlgefällig anblickte, auf Tausend Thaler.

—Auf Tausend Thaler?

—Ich weiß wohl, daß sie das Doppelte werth sind, aber ich werde zum Mindesten zwei Drittheile daran verlieren müssen; diese verteufelten Juden sind so große Spitzbuben!

—Komm zu mir.

—Zu Dir?

—Ja, zu mir, in das Pfarrhaus. Ich habe eine Summe von Tausend Livres, ich werde sie Dir auf Abschlag geben.

—Und die beiden andern Tausend?

—Und die beiden andern Tausend? Wohlan! ich verspreche Dir auf mein Priesterwort, daß ich in meine Heimath gehen werde; meine Mutter besitzt einiges Ver-

mögen, ich werde drei bis vier Morgen Land verkaufen, um die beiden andern Tauſend zu erlangen, und ich werde ſie Dir geben.

—Ja, damit Du mir ein Rendezvous gibſt, und mich in irgend eine Falle gerathen läßt.

—Du glaubſt nicht, was Du da ſagſt, äußerte ich, indem ich die Hand nach ihm ausſtreckte.

—Nun denn! Es iſt wahr, ich glaube nicht daran, — ſagte er mit finſterer Miene. — Deine Mutter iſt alſo reich?

—Meine Mutter iſt arm.

—Dann wird ſie zu Grunde gerichtet ſein?

—Wenn ich Ihr geſagt haben werde, daß ich um den Preis ihrer Armuth vielleicht eine Seele gerettet habe, ſo wird ſie mich ſegnen. Außerdem wird ſie, wenn ſie Nichts mehr hat, bei mir wohnen können, und ich werde immer für zwei zu leben haben.

—Ich nehme es an, ſagte er; laß uns zu Dir gehen.

—Es ſei, — aber warte.

—Wie?

—Schließe die Gegenſtände wieder in das Tabernakel, die Du aus ihm genommen haſt, — verſchließe ihn wieder ordentlich, das wird Dir Glück bringen.

Die Stirn des Räubers runzelte ſich wie die eines Mannes, deſſen ſich der Glaube wider ſeinen Willen bemächtigt; er ſtellte die heiligen Gefäße wieder in das Tabernakel und verſchloß es.

—Komm, ſagte er.

Mach zuvor das Zeichen des Kreuzes, ſagte ich zu ihm.

Er verſuchte ein ſpöttiſches Gelächter auszuſtoßen, aber das angefangene Gelächter unterbrach ſich von ſelbſt.

Hierauf machte er das Zeichen des Kreuzes.

— Jetzt folge mir, ſagte ich zu ihm.

Wir entfernten uns durch die kleine Pforte; — in weniger als fünf Minuten befanden wir uns in meiner Wohnung.

Während des Weges, ſo kurz er auch ſein mogte, ſchien mir der Räuber ſehr beſorgt zu ſein, indem er um ſich blickte und fürchtete, daß ich ihn in irgend einen Hinterhalt locken mögte.

In meiner Wohnung angelangt, blieb er an der Thür ſtehen.

— Nun denn! dieſe Tauſend Franken? fragte er.

— Warte, antwortete ich.

Ich zündete eine Kerze an meinem ausgehenden Feuer an, ſchloß einen Schrank auf und nahm einen Beutel aus demſelben.

— Hier ſind ſie, ſagte ich zu ihm.

Und ich gab ihm den Beutel.

— Jetzt die beiden andern Tauſend, wann werde ich ſie erhalten?

— Ich verlange ſechs Wochen von Dir.

— Es iſt gut; ich gebe Dir ſechs Wochen.

— Wem werde ich ſie übergeben?

Der Räuber überlegte einen Augenblick lang.

— Meiner Frau, ſagte er.

—Es iſt gut!

—Aber ſie wird nicht erfahren, woher ſie kommen, noch wie ich ſie gewonnen habe?

—Sie wird es nicht erfahren, weder ſie, noch irgend Jemand. Und niemals wirſt Du dagegen etwas gegen Notre Dame von Etampes, noch gegen jede andere Kirche unternehmen, welche der heiligen Jungfrau gewidmet iſt?

—Niemals!

—Auf Dein Wort?

—So war ich Artifaille heiße.

—Geh, mein Bruder, und ſündige nicht mehr.

Ich grüßte ihn, indem ich ihm ein Zeichen mit der Hand gab, daß es ihm frei ſtände ſich zurückzuziehen.

Er ſchien einen Augenblick lang zu zögern; indem er hierauf vorſichtig die Thür öffnete, verſchwand er.

Ich warf mich auf die Knie . . . und betete für dieſen Menſchen.

Ich hatte mein Gebet noch nicht beendigt, als ich an die Thür klopfen hörte.

—Herein, ſagte ich, ohne mich umzuwenden.

Es trat in der That Jemand ein, welcher, da er mich im Gebet ſah, hinter mir ſtehen blieb.

Als ich mein Gebet beendigt hatte, wandte ich mich um und ſah Artifaille regungslos und ſteif, mit ſeinem Beutel unter dem Arme an der Thür ſtehen.

—Nimm, ſagte er zu mir, ich bringe Dir Deine Tauſend Livres zurück.

—Meine Tauſend Livres?

— Ja, und ich entbinde Dich für die beiden andern Tausend.

— Und indessen besteht das Versprechen fort, das Du mir gegeben hast?

— Bei Gott!

— Du bereust also?

— Ich weiß nicht, ob ich bereue oder nicht, aber ich will Dein Geld nicht, das ist Alles.

Und er stellte den Beutel auf den Rand des Schenktisches.

Als er hierauf den Beutel hingestellt, blieb er stehen, wie um irgend etwas zu verlangen; aber man fühlte, daß dieses Verlangen Mühe hatte über seine Lippen zu treten.

— Was wünschen Sie? fragte ich ihn. Sprechen Sie, mein Freund. Das, was Sie gethan haben, ist gut, schämen Sie Sich nicht, mehr zu thun.,

— Du hast eine große Verehrung für die heilige Jungfrau? fragte er mich.

— Eine große.

— Und Du glaubst, daß ein Mensch, so strafbar er auch sein möge, zur Stunde des Todes durch Ihre Fürbitte gerettet werden kann? Wohlan! gib mir gegen Deine drei Tausend Franken, für die ich Dich entbunden halte, irgend eine Reliquie, irgend einen Rosenkranz, die ich in meiner Stunde des Todes küssen kann.

Ich nahm die Medaille und die goldene Kette ab, welche meine Mutter an dem Tage meiner Geburt mir

um den Hals gehängt, und die mich ſeitdem niemals verlaſſen hatte, und ſchenkte ſie dem Räuber.

Der Räuber drückte ſeine Lippen auf die Medaille — und entfloh.

Ein Jahr verfloß, ohne daß ich von Artifaille ſprechen hörte; ohne Zweifel hatte er Etampes verlaſſen, um ſein Gewerbe anderswo auszuüben.

Inzwiſchen empfing ich einen Brief von meinem Amtsbruder, dem Pfarrverweſer von Fleury. Meine gute Mutter war ſehr krank und rief mich zu ſich. Ich erlangte einen Urlaub und begab mich auf die Reiſe.

Sechs Wochen bis zwei Monate guter Pflege und Gebete gaben meiner Mutter die Geſundheit wieder. Wir verließen uns, ich vergnügt, ſie munter und geſund, und ich kehrte nach Etampes zurück.

Ich kam an einem Freitag Abend an; die ganze Stadt war in Bewegung. Der berüchtigte Dieb Artifaille war in der Gegend von Orleans einigefangen, und von dem Landgerichte dieſer Stadt gerichtet worden, das ihn nach der Verurtheilung nach Etampes geſchickt hatte, um gehangen zu werden, da der Bezirk von Etampes der Hauptplatz ſeiner Miſſethaten geweſen war.

Die Hinrichtung hatte am ſelben Morgen ſtattgefunden.

Das iſt es, was ich auf der Straße erfuhr; — als ich aber in das Pfarrhaus trat, erfuhr ich noch etwas Anderes: nämlich daß eine Frau der unteren Stadt ſeit dem Morgen des vorigen Tages, das heißt ſeit dem Augenblicke, wo Artifaille in Etampes angekommen war, um

dort seine Hinrichtung zu erleiden, mehr als zehn Male gekommen war, um sich zu erkundigen, ob ich zurückgekehrt wäre.

In dieser Beharrlichkeit lag nichts Verwunderungswerthes. Ich hatte geschrieben, um meine bevorstehende Ankunft zu melden, und ich wurde von einem Augenblick zum andern erwartet.

Ich kannte in der untern Stadt nur die arme Frau, welche Wittwe geworden war, und ich beschloß zu ihr zu gehen, bevor ich nur den Staub von meinen Füßen geschüttelt hatte.

Von dem Pfarrhause nach der untern Stadt war nur ein Schritt. — Es schlug freilich zehn Uhr Abends, aber ich dachte, da das Verlangen mich zu sehen so groß gewesen, ich die arme Frau durch meinen Besuch nicht stören würde.

Ich ging also nach der Vorstadt hinab, und ließ mir ihr Haus andeuten. — Da Jedermann sie als eine Fromme kannte, so machte Niemand ihr aus dem Verbrechen ihres Gatten ein Verbrechen, Niemand rechnete seine Schande ihr zu.

Ich gelangte an die Thür. Der Laden stand offen, und ich konnte durch die Fensterscheiben die arme Frau an den Füßen des Bettes knieend und im Gebete sehen.

Nach der Bewegung ihrer Schultern konnte man errathen, daß sie im Beten schluchzte.

Ich klopfte an die Thür.

Sie stand auf und öffnete schnell.

— Ach! Herr Abbé! rief sie aus, ich errieth Sie.

Als man angeklopft hat, habe ich vermuthet, daß Sie es wären. Leider! leider! kommen Sie zu ſpät; mein Gatte iſt ohne Beichte geſtorben.

— Er iſt alſo in ſchlechten Geſinnungen geſtorben?

— Nein, ganz im Gegentheile, ich bin überzeugt, daß er im Grunde des Herzens Chriſt war; aber er hatte erklärt, daß er keinen andern Prieſter, als Sie wollte, daß er nur Ihnen beichten würde, und daß er, wenn er Ihnen nicht beichtete, Niemand beichten würde, als Unſerer lieben Frau.

— Er hat Ihnen das geſagt?

— Ja, und indem er es ſagte, küßte er eine Medaille der heiligen Jungfrau, welche an einer goldenen Kette an ſeinem Halſe hing, wobei er über alles empfahl, daß man ihm dieſe Medaille nicht abnähme und verſicherte, daß wenn es gelänge, ihn mit dieſer Medaille zu begraben, der böſe Geiſt keine Gewalt über ſeinen Leib haben würde.

— Iſt das Alles, was er geſagt hat?

— Nein. Indem er mich verließ, um nach dem Richtplatze zu gehen, hat er mir noch geſagt, daß Sie heute Abend ankommen würden, daß Sie mich gleich nach Ihrer Ankunft beſuchen würden; deshalb erwartete ich Sie.

— Er hat Ihnen das geſagt? äußerte ich voll Erſtaunen.

— Ja, und dann hat er mich noch mit einer letzten Bitte beauftragt.

— Für mich?

— Für Sie. Er hat geſagt, daß, zu welcher Stunde Sie auch kommen mögten, — ich Sie bitten ſollte . . .

Mein Gott! ich werde es niemals wagen, ſo etwas zu ſagen.

—Reden Sie, meine gute Frau, reden Sie.

—Nun denn, daß ich Sie bitten ſollte, nach dem Richtplatze zu gehen, um dort unter ſeiner Leiche zu Gunſten ſeiner Seele fünf Pater Noſter und fünf Ave Maria zu beten. — Er hat geſagt, daß Sie mir es nicht ausſchlagen würden, Herr Abbé.

—Und er hat Recht gehabt, denn ich will hingehen.

—O! was Sie gütig ſind!

Sie ergriff meine Hände und wollte ſie küſſen.

Ich machte mich los.

—Nun denn, meine gute Frau, ſagte ich zu ihr, Muth!

—Gott verleiht ihn mir, Herr Abbé, ich beklage mich nicht.

—Er hat nichts Anderes verlangt?

—Nein.

—Es iſt gut! Wenn er für die Ruhe ſeiner Seele nur der Erfüllung dieſes Wunſches bedarf, ſo wird ſeine Seele in Ruhe ſein.

Ich entfernte mich.

Es war ohngefähr halb eilf Uhr. — Es war in den letzten Tagen des April, der Nordwind war noch friſch. Der Himmel war indeſſen ſchön, — beſonders ſchön für einen Maler, denn der Mond ſchwamm in einem Meere dunkler Wolken, welche dem Horizonte einen erhabenen Charakter verliehen.

Ich umſchritt die alten Stadtmauern und gelangte

an das nach Paris zu führende Thor. — Nach eilf Uhr war dies das einzige Thor von Etampes, welches offen blieb.

Das Ziel meines Ausganges war auf einem Glacis, welches heut zu Tage wie damals die ganze Stadt überragte. Nur ist heut zu Tage keine andere Spur von dem Galgen mehr übrig geblieben, der damals auf diesem Glacis stand, als drei Bruchstücke des Mauerwerks, welche die drei, unter sich durch zwei Balken verbundenen Pfeiler trugen, die den Galgen bildeten.

Um auf dieses Glacis zu gelangen, welches zur Linken der Heerstraße liegt, wenn man von Etampes nach Paris geht, und zur Rechten, wenn man von Paris nach Etampes geht, mußte man an dem Fuße des Thurmes de Guinette vorüber, ein vorgeschobenes Werk, das einer in der Ebene zur Bewachung der Stadt aufgestellten Schildwache gleicht.

Dieser Thurm, den Sie kennen müssen, Chevalier Lenoir, und den Ludwig XI. vor Zeiten in die Luft sprengen zu lassen versucht hat, ist durch diesen Versuch geborsten, und scheint den Galgen, von dem er nur das äußerste Ende sieht, mit der schwarzen Höhle eines großen Auges ohne Augapfel zu betrachten.

Am Tage ist er die Wohnung der Raben; des Nachts ist er der Palast der Eulen.

Ich schlug unter ihrem Geschrei und ihrem Geheul den Weg nach dem Glacis ein, — einen engen, beschwerlichen, steinigen, in den Felsen ausgehauenen und durch das Gestrüpp gebrochenen Weg.

Ich kann nicht ſagen, daß ich Furcht hatte. — Der Menſch, der an Gott glaubt und der ihm vertraut, darf vor nichts Furcht haben, — aber ich war aufgeregt.

Man hörte von der Welt nur das einförmige Klappern der Mühle der untern Stadt, das Geſchrei der Uhus und der Käuze und das Pfeifen des Windes in dem Geſtrüppe.

Der Mond trat in eine ſchwarze Wolke, deren Ränder er mit einem weißlichen Saume ſchmückte.

Mein Herz klopfte. Es ſchien mir, als ob ich nicht das ſehen würde, was ich zu ſehen gekommen war, ſondern irgend etwas Unerwartetes. Ich ging immer weiter hinauf.

Auf einen gewiſſen Punkt der Anhöhe gelangt, begann ich das obere Ende des Galgens zu unterſcheiden, das aus dieſen drei Pfeilern und zwei Querbalken von Eichenholz beſtand, von denen ich bereits geſprochen habe.

An dieſen Querbalken von Eichenholz hängen die eiſernen Kreuze, an welche man die Hingerichteten knüpft. Ich erblickte, wie einen beweglichen Schatten, die Leiche des unglücklichen Artifaille, welche der Wind in der Luft ſchaukelte.

Plötzlich blieb ich ſtehen, ich ſah jetzt den Galgen von ſeinem obern Ende bis zu ſeinem Fuße. Ich erblickte eine geſtaltloſe Maſſe, welche einem Thiere mit vier Füßen glich und die ſich bewegte.

Ich blieb ſtehen und legte mich hinter einen Felſen. Dieſes Thier war weit größer als ein Hund und weit dicker als ein Wolf.

Plötzlich erhob es sich auf die Hinterfüße und ich erkannte, daß dieses Thier kein anderes wäre, als das, welches Plato ein Thier mit zwei Füßen und ohne Federn nennt, das heißt ein Mensch.

Was konnte zu dieser Stunde ein Mensch unter einem Galgen thun, es sei denn, daß er mit einem religiösen Herzen, um zu beten, oder mit einem irreligiösen Herzen kam, um dort irgend eine Ruchlosigkeit zu begehen?

In jedem Falle beschloß ich, mich ruhig zu verhalten und abzuwarten.

In diesem Augenblicke trat der Mond hinter der Wolke hervor, welche ihn einen Augenblick lang versteckt hatte, und erleuchtete den Galgen vollständig.

Nun konnte ich den Mann deutlich und selbst alle Bewegungen sehen, welche er machte.

Dieser Mann raffte eine auf dem Boden liegende Leiter auf, und stellte sie dann der Leiche des Gehangenen so nahe als möglich gegen einen der Pfeiler.

Dann stieg er die Leiter hinauf.

Dann bildete er mit dem Gehangenen eine seltsame Gruppe, in welcher der Lebendige und der Todte sich in einer Umarmung mit einander zu vereinigen schienen.

Plötzlich erschallte ein schrecklicher Schrei. Ich sah die beiden Körper sich bewegen; ich hörte mit erstickter Stimme, die bald aufhörte deutlich zu sein, um Hilfe rufen, dann machte sich einer der beiden Körper von dem Galgen los, während der andere an dem Stricke hängen blieb und seine Arme und seine Beine bewegte.

Es war mir unmöglich zu errathen, was sich unter

dem Galgen zutrug; mogte es aber am Ende Menschenwerk oder das Werk des Teufels sein, es hatte sich irgend etwas Außergewöhnliches zugetragen, irgend etwas, das um Hilfe rief, das Beistand forderte.

Ich stürzte herbei. Bei meinem Anblicke schien der Gehangene seine Bewegungen zu verdoppeln, während unter ihm der Körper, welcher sich von dem Galgen losgemacht hatte, ohne Bewegung lag.

Ich eilte zuerst zu dem Lebendigen. Ich stieg rasch die Sprossen der Leiter hinauf, und schnitt mit meinem Messer den Strick ab; der Gehangene fiel auf den Boden; ich sprang von der Leiter.

Der Gehangene wälzte sich in gräßlichen Krämpfen, die andere Leiche hielt sich immer regungslos.

Ich sah ein, daß die Schleife fortwährend den Hals des armen Teufels zuschnürte. Ich legte mich auf ihn, um ihn festzuhalten, — und löste mit großer Mühe die Schleife auf, welche ihn erstickte.

Während dieser Verrichtung bemühte ich mich, diesem Manne in's Gesicht zu sehen, und erkannte voll Erstaunen, daß dieser Mann der Scharfrichter war.

Seine Augen waren aus ihren Höhlen hervorgetreten, sein Gesicht bläulich, die Kinnlade fast verdreht, und ein Athem, der mehr einem Röcheln als einem Athemholen glich, drang aus seiner Brust.

Indessen kehrte die Luft allmählig in seine Lungen zurück, und mit der Luft das Leben.

Ich hatte ihn an einen großen Stein gelehnt; nach Verlauf eines Augenblickes schien er wieder zur Besinnung

zu kommen, hustete, drehte den Hals im Husten, und sah mir am Ende in's Gesicht.

Sein Erstaunen war nicht minder groß, als es das meinige gewesen war.

— O, o! Herr Abbé, sagte er, Sie sind es?

— Ja, ich bin es.

— Und was machen Sie hier? fragte er mich.

— Aber Sie selbst?

Er schien sich zu besinnen. Er blickte nochmals um sich, aber dieses Mal verweilten seine Augen auf der Leiche.

— Ah! sagte er, indem er aufzustehen versuchte, — lassen Sie uns gehen, Herr Abbé, um des Himmels Willen, lassen Sie uns gehen!

— Gehen Sie, wenn Sie wollen, mein Freund; aber ich habe eine Pflicht zu erfüllen.

— Hier?

— Hier.

— Worin besteht sie denn?

— Dieser Unglückliche, der heute von Ihnen gehängt worden ist, hat gewünscht, daß ich an dem Fuße des Galgens fünf Pater Noster und fünf Ave Maria für das Heil seiner Seele beten mögte.

— Für das Heil seiner Seele, o! Herr Abbé, Sie werden viel zu thun haben, wenn Sie diese retten, er ist der leibhaftige Satan.

— Wie! Der leibhaftige Satan!

— Ohne Zweifel, haben Sie nicht gesehen was er mir gethan hat?

—Wie! Was er Ihnen gethan hat, und was hat er Ihnen denn gethan?

—Er hat mich gehängt, bei Gott!

—Er hat Sie gehängt? aber es schien mir im Gegentheile, als ob Sie es wären, der ihm diesen traurigen Dienst erwiesen hätte.

—Ja, meiner Treue! Und ich glaubte ihn gut und gehörig gehängt zu haben. Es scheint, daß ich mich geirrt hatte! Aber wie hat er denn nicht den Augenblick benutzt, wo ich hing, um zu entfliehen?

Ich ging nach der Leiche und hob sie auf; sie war steif und kalt.

—Ei, weil er todt ist, sagte ich.

—Todt! wiederholte der Scharfrichter, todt! Ah! den Teufel! Das ist weit schlimmer; dann lassen Sie uns fliehen, Herr Abbé, lassen Sie uns fliehen.

Und er stand auf.

—Nein, bei meiner Treue! sagte er, ich ziehe es vor zu bleiben, er brauchte nur aufzustehen und mir nachzulaufen. — Sie, der Sie ein frommer Mann sind, Sie werden mich zum Mindesten schützen.

—Mein Freund, sagte ich zu dem Scharfrichter, indem ich ihn fest anblickte, dahinter steckt irgend etwas. Sie fragten mich vorhin, was ich hier zu dieser Stunde zu thun hätte. Ich mögte Sie nun auch fragen, was Sie hier thun wollten?

—Ah, meiner Treue! Herr Abbé, ich würde es Ihnen immerhin in der Beichte oder auf andere Weise sagen

müſſen. Nun denn! Ich will es Ihnen auf andere Weiſe ſagen. Aber, warten Sie doch . . .

Er machte eine Bewegung rückwärts.

— Was denn?

— Er rührt ſich doch nicht?

— Nein, ſein Sie unbeſorgt, der Unglückliche iſt wirklich todt.

— O! wirklich todt . . . wirklich todt . . . — gleichviel! — Ich will Ihnen immerhin ſagen, warum ich gekommen bin, und wenn ich lüge, ſo wird er mich Lügen ſtrafen, das iſt Alles.

— Reden Sie!

— Ich muß Ihnen ſagen, daß dieſer Ungläubige Nichts von der Beichte hat ſprechen hören wollen; — er ſagte nur von Zeit zu Zeit: — Iſt der Abbé Moulle angekommen? — Man antwortete ihm: — Nein, noch nicht. — Er ſtieß einen Seufzer aus; man bot ihm einen Prieſter an, er antwortete: — Nein! den Abbé Moulle . . . und keinen Andern.

— Ja, ich weiß das.

— An dem Fuße des Thurmes der Guinette blieb er ſtehen. — Sehen Sie doch nach, ſagte er zu mir, ob Sie nicht den Abbé Moulle kommen ſehen.

— Nein, ſagte ich zu ihm.

Und wir begaben uns wieder auf den Weg.

An dem Fuße der Leiter blieb er nochmals ſtehen.

— Kömmt der Abbé Moulle nicht? fragte er.

— Nein doch! Wenn man es Ihnen ſagt. — Es

gibt nichts Langweiligeres, als einen Mann, der uns immer dasselbe wiederholt.

— Vorwärts! sagte er.

Ich legte ihm den Strick um den Hals. — Ich stellte ihm die Füße gegen die Leiter und sagte zu ihm: Steig hinauf.

Er stieg hinauf, ohne sich zu sehr bitten zu lassen; als er aber auf zwei Drittel der Leiter angekommen war, sagte er zu mir:

— Warten Sie, damit ich mich versichere, daß der Abbé Moulle nicht kömmt.

— Ah! Sehen Sie nach, sagte ich zu ihm, das ist nicht verboten.

Nun suchte er ein letztes Mal in der Menge; da er Sie aber nicht sah, so stieß er einen Seufzer aus.

Ich glaubte, daß er entschlossen wäre, und daß ich ihn nur noch fortzustoßen hätte; aber er sah meine Bewegung und sagte:

— Warte.

— Was gibt es noch?

— Ich mögte eine Medaille unserer Lieben Frau küssen, die an meinem Halse hängt.

— Ah! Was das anbetrifft, sagte ich zu ihm, das ist zu gerecht. Küsse.

Und ich drückte ihm die Medaille an die Lippen.

— Was gibt es denn noch? fragte ich.

— Ich will mit dieser Medaille begraben werden.

— Hm, hm! äußerte ich, es scheint mir, daß der ganze Nachlaß des Gehängten dem Henker gehört.

—Das geht mich Nichts an, ich will mit meiner Medaille begraben werden.

—Ich will, ich will; wie Sie den Mund voll nehmen.

—Ich will, wie!

Die Geduld ging mir aus; er war ganz bereit, er hatte den Strick um den Hals, das andere Ende des Strickes war an dem Hacken befestigt.

—Geh zum Teufel! sagte ich zu ihm.

Und ich schleuderte ihn von der Leiter.

—Mutter Gottes, habe Erb . . .

Meiner Treue, das ist Alles, was er noch sagen konnte; der Strick erstickte zugleich den Mann und die Rede.

Im selben Augenblicke, Sie wissen wie das ausgeführt wird, packte ich den Strick; ich sprang auf seine Schultern, und im Nu war Alles aus. Er hatte sich nicht über mich zu beklagen, und ich stehe Ihnen dafür, daß er nicht gelitten hat.

—Aber Alles das sagt mir nicht, warum Sie heute Abend hierher gekommen sind.

—O! Das kommt daher, weil das gerade am Schwersten zu erzählen ist.

—Wohlan! Ich will es Ihnen sagen, Sie sind gekommen, um ihm seine Medaille zu nehmen.

—Nun denn! Ja, der Teufel hat mich in Versuchung geführt. Ich habe mir gesagt: gut, gut! Du willst; das ist sehr leicht zu sagen; aber sei unbesorgt, wenn die Nacht hereingebrochen ist, so werden wir sehen. Als nun die Nacht hereingebrochen war, bin ich von Haus

weggegangen. Ich hatte meine Leiter in der Umgegend gelassen; ich wußte, wo ich sie wiederfinden würde. Ich habe einen Spaziergang gemacht, bin auf dem längsten Wege zurückgekehrt, und dann, als ich gesehen habe, daß sich Niemand mehr in der Ebene befände, als ich kein Geräusch mehr gehört, habe ich mich dem Galgen genähert, meine Leiter aufgestellt, bin hinaufgestiegen, habe den Gehängten an mich gezogen, habe ihm seine Kette abgehängt, und . . .

— Und was?

— Meiner Treue! Glauben Sie mir, wenn Sie wollen; in dem Augenblicke, wo die Medaille seinen Hals verlassen hat, hat der Gehängte mich gepackt, seinen Hals aus der Schleife gezogen, meinen Kopf an die Stelle des seinigen hineingesteckt, und, meiner Treue! mich nun auch fortgestoßen, wie ich ihn fortgestoßen hatte. So ist die Sache.

— Unmöglich, Sie irren sich.

— Haben Sie mich gehängt gefunden oder nicht?

— Ja.

— Nun denn! Ich versichere Ihnen, daß ich mich nicht selbst gehängt habe. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann.

Ich überlegte einen Augenblick lang.

— Und die Medaille, fragte ich ihn, wo ist sie?

— Meiner Treue, suchen Sie auf der Erde, sie muß nicht weit sein. Als ich mich gehängt gefühlt habe, habe ich sie fallen lassen.

Ich stand auf und warf die Augen auf den Boden.

Ein Schein des Mondes fiel darauf, wie um meine Nachforschung zu leiten.

Ich raffte sie auf, ging nach der Leiche des armen Artifaille, und hing ihm die Medaille wieder um den Hals.

In dem Augenblicke, wo sie seine Brust berührte, lief etwas wie ein Schauder über seinen ganzen Körper, und ein schneidender und fast schmerzhafter Schrei drang aus seiner Brust.

Der Scharfrichter that einen Sprung zurück.

Mein Geist war durch diesen Schrei aufgeklärt worden. Ich erinnerte mich dessen, was die heiligen Schriften über die Beschwörungen und den Schrei sagen, welchen die Teufel ausstoßen, indem sie den Körper der Besessenen verlassen.

Der Scharfrichter zitterte wie Espenlaub.

—Kommen Sie hierher, mein Freund, sagte ich zu ihm, und fürchten Sie Nichts.

Er näherte sich zögernd.

—Was wollen Sie von mir? sagte er.

—Hier ist eine Leiche, die Sie wieder an ihren Platz bringen müssen.

—Niemals. — Wohl, damit er mich nochmals hängt!

—Es ist keine Gefahr vorhanden, mein Freund, ich stehe Ihnen für Alles.

—Aber, Herr Abbé! Herr Abbé!

—Kommen Sie, sage ich Ihnen.

Er that noch einen Schritt.

—Hm! murmelte er, ich traue nicht.

— Und Sie haben Unrecht, mein Freund, — ſo lange als der Körper ſeine Medaille hat, ſo werden Sie Nichts zu fürchten haben.

— Warum das?

— Weil der Teufel keine Gewalt über ihn haben wird, — dieſe Medaille beſchützte ihn, Sie haben ſie ihm genommen; — auf der Stelle iſt der böſe Geiſt, der ihn zum Böſen verleitet hat und der von ſeinem guten Engel beſeitigt worden war, in die Leiche zurückgekehrt, und Sie haben geſehen, welches das Werk des böſen Geiſtes geweſen iſt.

— Dann iſt dieſer Schrei, den wir ſo eben gehört haben . . .

— Der, den er ausgeſtoßen hat, als er gefühlt, daß ſeine Beute ihm entginge.

— Ei, ſagte der Scharfrichter, das wäre in der That wohl möglich.

— Dem iſt ſo.

— Dann will ich ihn wieder an ſeinen Haken hängen.

— Hängen Sie ihn wieder daran; die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Das Urtheil muß vollſtreckt werden.

Der arme Teufel zögerte noch.

— Fürchten Sie Nichts, ſagte ich zu ihm, ich ſtehe für Alles.

— Wenn auch, erwiderte der Scharfrichter, verlieren Sie mich nicht aus den Augen, und kommen Sie mir bei dem geringſten Schrei zu Hilfe.

— Sein Sie unbeſorgt, Sie werden meiner nicht bedürfen.

Er näherte ſich der Leiche, hob ſie vorſichtig bei den Schultern auf und zog ſie nach der Leiter, indem er zu ihr ſprach.

— Sei ohne Furcht, Artifaille, es geſchieht nicht, um Dir Deine Medaille zu nehmen. Sie verlieren uns nicht aus den Augen, Herr Abbé?

— Nein, mein Freund, ſein Sie unbeſorgt.

— Es geſchieht nicht, um Dir Deine Medaille zu nehmen, fuhr der Scharfrichter in dem freundlichſten Tone fort, nein, ſei unbeſorgt; da Du es gewünſcht haſt, ſo wirſt Du mit ihr begraben werden. Es iſt wahr, er rührt ſich nicht, Herr Abbé.

— Sie ſehen.

— Du wirſt mit ihr begraben werden. — Inzwiſchen hänge ich Dich auf den Wunſch des Herrn Abbé wieder an Deinen Platz, — denn, was mich anbetrifft, ſo begreifſt Du! . . .

— Ja, ja, ſagte ich zu ihm, ohne daß ich mich enthalten konnte zu lächeln, aber machen Sie geſchwind.

— Meiner Treue, es iſt geſchehen, ſagte er, indem er den Körper los ließ, den er von Neuem an den Haken gehängt hatte, und zu gleicher Zeit auf den Boden ſprang.

Und der Körper ſchaukelte ſich ohne Bewegung und leblos in der Luft.

Ich knieete nieder und begann die Gebete, welche Artifaille von mir verlangt hatte.

— Herr Abbé, ſagte der Scharfrichter, indem er neben mir niederkniete, wären Sie ſo gefällig, die Gebete

laut und langſam herzuſagen, damit ich ſie wiederholen könnte?

— Wie! Unglückſeliger! Sie haben ſie alſo vergeſſen?

— Ich glaube, daß ich ſie niemals gekannt habe.

Ich betete die fünf Pater Noſter und die fünf Ave Maria, welche der Scharfrichter gewiſſenhaft nach mir wiederholte.

Als das Gebet beendigt war, ſtand ich auf.

— Artifaille, ſagte ich laut zu dem Hingerichteten, ich habe für das Heil Deiner Seele das gethan, was ich vermogt; an der glückſeligen Jungfrau Maria iſt es, das Uebrige zu thun.

— Amen! ſagte mein Begleiter.

In dieſem Augenblicke erleuchtete der Mond die Leiche mit ſeinem Silberſcheine. Es ſchlug Mitternacht auf der Kirche Notre-Dame.

— Laſſen Sie uns gehen, ſagte ich zu dem Scharfrichter, wir haben hier Nichts mehr zu thun.

— Herr Abbé, ſagte der arme Teufel, wären Sie ſo gütig, mir eine letzte Gunſt zu bewilligen?

— Welche?

— Mich bis nach meiner Wohnung zu begleiten; ſo lange als ich meine Thüre nicht zwiſchen mir und dieſem Schelme wohl verſchloſſen fühle, werde ich nicht ruhig ſein.

— Kommen Sie, mein Freund.

Wir verließen das Glacis, nicht ohne daß mein Begleiter ſich von zehn zu zehn Schritt umwandte, um zu ſehen, ob der Gehängte wirklich an ſeinem Platze wäre.

Nichts rührte sich.

Wir kehrten in die Stadt zurück. Ich führte meinen Mann bis nach seiner Wohnung. Ich wartete, bis er Licht angemacht hatte, dann verschloß er die Thüre, nahm Abschied von mir und dankte mir durch die Thüre. Vollkommen ruhig an Leib und an Geist kehrte ich nach Haus zurück.

Als ich am folgenden Tage erwachte, sagte man mir, daß die Frau des Diebes mich in dem Eßzimmer erwartete.

Ihr Gesicht war ruhig und fast freudig.

—Herr Abbé, sagte sie zu mir, ich komme, Ihnen zu danken; mein Gatte ist mir gestern erschienen, als es Mitternacht auf der Kirche Notre-Dame schlug, und er hat zu mir gesagt:

—Du wirst morgen früh zu dem Abbé Moulle gehen und ihm sagen, daß ich Dank ihm und der Jungfrau Maria gerettet bin.

XI.

Das Armband von Haaren.

Mein lieber Abbé, sagte Alliette, ich habe die größte Achtung für Sie und die größte Verehrung für Cazotte; ich nehme ohne Weiteres den Einfluß Ihres guten und Ihres bösen Genius an; aber es gibt Etwas, das Sie vergessen, und von dem ich ein Beispiel bin: nämlich daß der Tod das Leben nicht tödtet; — der Tod ist nur eine Art Umgestaltung des menschlichen Körpers; der Tod tödtet das Gedächtniß, sonst nichts. Wenn das Gedächtniß nicht stürbe, so würde sich jeder aller der Wanderungen seiner Seele von Anfang der Welt bis zu uns erinnern. — Der Stein der Weisen ist nichts anderes als dieses Geheimniß; es ist das Geheimniß, das Pythagoras gefunden hatte, und das der Graf von Saint Germain und Cagliostro wiedergefunden haben; — es ist das Geheimniß, wel-

ches ich nun auch beſitze, und welches macht, daß mein Leib ſterben wird, wie ich mich beſtimmt erinnere, daß ihm das bereits vier bis fünf Male begegnet iſt, und dabei irre ich mich noch, wenn ich ſage, daß mein Leib ſterben wird, es gibt gewiſſe Körper, welche nicht ſterben, und ich gehöre zu dieſen.

— Herr Alliette, ſagte der Doctor, wollen Sie mir im Voraus eine Erlaubniß geben?

— Welche?

— Die, Ihr Grab einen Monat nach Ihrem Tode öffnen zu laſſen.

— Einen Monat, zwei Monate, ein Jahr, zehn Jahre, wann Sie wollen, Doctor; nur treffen Sie Ihre Vorſichtsmaßregeln ... denn das Leid, das Sie meiner Leiche zufügen würden, könnte dem Körper ſchaden, in den meine Seele neuerdings eingetreten wäre.

— Sie glauben alſo an dieſe Thorheit?

— Ich habe mit einer bittern Erfahrung das Recht bezahlt daran zu glauben: ich habe geſehen.

— Was haben Sie geſehen? ... einen jener lebendigen Todten?

— Ja.

— Laſſen Sie hören, Herr Alliette, da jeder ſeine Geſchichte erzählt hat, ſo erzählen Sie uns auch die Ihrige; es wäre merkwürdig, wenn es die wahrſcheinlichſte von den gehörten wäre.

— Wahrſcheinlich oder nicht, Doctor, hier iſt ſie in ihrer ganzen Wahrheit. Ich ging von Straßburg nach

den Bädern von Louesche. Sie kennen die Straße, Doctor?

—Nein; aber gleichviel, erzählen Sie immerhin.

—Ich ging also von Straßburg nach den Bädern von Louesche, und kam natürlicher Weise über Basel, wo ich den Postwagen verlassen, und einen Miethkutscher nehmen mußte.

In dem Wirthshause zur Krone angelangt, das man mir empfohlen hatte, erkundigte ich mich nach einem Wagen und nach einem Miethkutscher, indem ich meinen Wirth bat, sich zu erkundigen, ob vielleicht irgend Jemand in der Stadt geneigt wäre dieselbe Reise als ich zu machen; dann war er beauftragt, dieser Person eine Vereinigung anzubieten, welche die Reise natürlicher Weise weit angenehmer und minder kostspielig machen mußte.

Am Abend kehrte er zurück, indem er das gefunden hatte, was ich verlangte; die Frau eines Kaufmannes von Basel, welche ihr drei Monat altes Kind, das sie selbst stillte, verloren hatte, war in Folge dieses Verlustes von einer Krankheit befallen worden, gegen welche man ihr die Bäder von Louesche angerathen hatte. Es war das erste Kind dieser seit einem Jahre geschlossenen Ehe.

Mein Wirth erzählte mir, daß man große Mühe gehabt hätte die Frau zu bestimmen, ihren Gatten zu verlassen. Sie wollte durchaus entweder in Basel bleiben, oder daß er mit ihr nach Louesche ginge; da aber auf der andern Seite der Zustand ihrer Gesundheit die Bäder erheischte, während der Zustand ihres Geschäfts seine Anwesenheit ein Basel erforderte, so entschloß sie sich, und

reiſete am folgenden Morgen mit mir ab. Ihre Kammerjungfer begleitete ſie.

Ein katholiſcher Prieſter, der Pfarrvicar an der Kirche eines kleinen Dorfes der Umgegend war, begleitete uns, und ſollte den vierten Platz in dem Wagen einnehmen.

Am folgenden Tage gegen acht Uhr Morgens holte uns der Wagen in dem Wirthshauſe ab; der Prieſter befand ſich bereits darin. Ich ſtieg gleichfalls ein, und wir holten die Dame und ihre Kammerjungfer ab.

Wir wohnten von dem Innern unſeres Wagens aus dem Abſchiede der beiden Gatten bei, der in dem Innern ihres Zimmers angefangen, in dem Laden ſich fortſetzte und erſt auf der Straße endigte. Ohne Zweifel hatte die Frau irgend eine Ahnung, denn ſie vermogte ſich nicht zu tröſten. Man hätte glauben können, daß ſie, ſtatt eine Reiſe von ohngefähr fünfzig Stunden zu machen, zu einer Reiſe um die Welt aufbräche.

Der Gatte ſchien ruhiger als ſie, aber nichts deſto weniger war er weit aufgeregter, als man vernünftiger Weiſe bei einer ſolchen Trennung vorausſetzen konnte.

Endlich fuhren wir ab.

Natürlicher Weiſe hatten wir, der Prieſter und ich, der Reiſenden und ihrer Kammerjungfer die beiden beſten Plätze gegeben, das heißt, daß wir rückwärts und ſie im Hintergrunde des Wagens ſaßen.

Wir ſchlugen den Weg nach Solothurn ein, und übernachteten am erſten Tage in Mundiſchwyll. Den ganzen Tag über war unſere Reiſegefährtin gequält und be-

unruhigt geweſen. Als ſie am Abend einen Wagen vorüberkommen ſah, der zurückfuhr, wollte ſie wieder den Weg nach Baſel einſchlagen. Es gelang indeſſen ihrer Kammerjungfer, ſie zur Fortſetzung ihrer Reiſe zu beſtimmen.

Am folgenden Tage begaben wir uns gegen neun Uhr Morgens auf den Weg. Die Tagereiſe war kurz, wir gedachten nicht weiter als bis nach Solothurn zu gehen.

Gegen Abend, und als wir die Stadt zu erblicken begannen, erbebte unſere Kranke.

— Ah! ſagte ſie, haltet an, man eilt uns nach.

Ich bückte mich aus dem Schlage.

— Sie irren ſich, Madame, antwortete ich, die Straße iſt gänzlich leer.

— Das iſt ſonderbar, beharrte ſie. Ich höre den Galopp eines Pferdes.

Ich glaubte nicht recht geſehen zu haben, und ſtreckte mich weiter aus dem Wagen.

Niemand, Madame, ſagte ich zu ihr.

Sie ſah ſelbſt nach, und fand wie ich die Straße einſam.

— Ich hatte mich geirrt, ſagte ſie, indem ſie ſich in den Wagen zurückwarf, und ſie ſchloß die Augen wie eine Frau, welche ihre Gedanken in ſich ſelbſt verſchließen will.

Am folgenden Tage brachen wir um fünf Uhr Morgens auf. Dieſes Mal war die Tagereiſe lang. Unſer Kutſcher übernachtete in Bern. Zu derſelben Stunde,

wie am vorigen Tage, das heißt gegen fünf Uhr, erwachte unſere Reiſegefährtin aus einer Art von Schlummer, in den ſie verſunken war, und indem ſie den Arm nach dem Kutſcher ausſtreckte, ſagte ſie:

—Haltet, Kutſcher. Dieſes Mal bin ich gewiß, man eilt uns nach.

—Madame irrt ſich, antwortete der Kutſcher. Ich ſehe nur die drei Landleute, welche an uns vorübergekommen ſind, und die ihren Weg ruhig fortſetzen.

—O! aber ich höre den Galopp des Pferdes.

Dieſe Worte waren mit ſolcher Ueberzeugung geſagt, daß ich mich nicht enthalten konnte hinter uns zu blicken.

Wie am Tage zuvor war die Straße durchaus verlaſſen.

—Es iſt unmöglich, Madame, antwortete ich, ich ſehe keinen Reiter.

—Wie kömmt es, daß Sie keinen Reiter ſehen, da ich den Schatten eines Mannes und eines Pferdes ſehe?

Ich blickte in der Richtung ihrer Hand, und ſah in der That den Schatten eines Pferdes und eines Reiters, aber ich ſuchte vergebens die Körper, denen die Schatten angehörten.

Ich machte den Prieſter auf dieſe ſeltſame Erſcheinung aufmerkſam, der ſich bekreuzigte.

Allmählig erhellte ſich dieſer Schatten, wurde von Augenblick zu Augenblick weniger ſichtbar und verſchwand endlich gänzlich.

Wir fuhren in Bern ein.

Alle dieſe Vorbedeutungen ſchienen der armen Frau

verhängnißvoll; ſie ſagte ohne Unterlaß, daß ſie wieder umkehren wollte, ſetzte indeſſen ihre Reiſe fort.

Sei es nun moraliſche Beſorgniß, oder ſei es natürliches Zunehmen der Krankheit, als ſie in Thun ankam, befand ſich die Kranke ſo leidend, daß ſie ihre Reiſe in einer Sänfte fortſetzen mußte.

Auf dieſe Weiſe kam ſie durch das Kander Thal und über den Gemmi. Als ſie in Loueſch ankam, zeigte ſich ein Rothlauf, und ſie wurde während länger als einen Monate taub und blind.

Uebrigens hatten ſie ihre Ahnungen nicht getäuſcht; kaum hatte ſie zwanzig Stunden zurückgelegt, als ihr Gatte von einer Gehirnentzündung befallen worden war.

Die Krankheit hatte ſo raſche Fortſchritte gemacht, daß er, da er die Gefährlichkeit ſeines Zuſtandes fühlte, am ſelben Tage einen Boten zu Pferde abgeſchickt hatte, um ſeine Frau zu benachrichtigen und ſie zur Rückkehr aufzufordern. Aber zwiſchen Laufen und Breitenſteinbach war das Pferd geſtürzt, und da der Reiter im Fallen mit dem Kopfe gegen einen Stein geſtoßen und in einem Wirthshauſe geblieben war, ſo vermogte er nichts für den zu thun, der ihn abgeſandt hatte, als ihn von dem Unfalle benachrichtigen zu laſſen, der ihm zugeſtoßen war.

Nun hatte man einen anderen Eilboten abgeſandt, aber ohne Zweifel waltete ein Verhängniß über ihnen ob; an dem Ausgange des Kander Thales hatte er ſein Pferd verlaſſen und einen Führer genommen, um die Hochebene von Schwalbach zu erſteigen, welche das Oberland von dem Walliſer Lande trennt, als auf halbem Wege eine von

dem Berge Attels herabrollende Lawine ihn mit ſich in den Abgrund fortgeriſſen hatte; der Führer war wie durch ein Wunder gerettet worden.

Während dieſer Zeit machte die Krankheit ſchreckliche Fortſchritte. Man war genöthigt geweſen, den Kopf des Kranken, der ſehr lange Haare trug, zu raſiren, um ihm Eis auf den Schädel zu legen. Von dieſem Augenblicke an hatte der Sterbende keine Hoffnung mehr bewahrt, und in einem ruhigen Momente an ſeine Frau geſchrieben:

„Theure Bertha,

Ich werde ſterben, aber ich will mich nicht gänzlich von Dir trennen. Laß Dir aus den Haaren, die man mir ſo eben abgeſchnitten hat, und die ich bei Seite legen laſſe, ein Armband machen. Trage es immer, und es ſcheint mir, daß wir auf dieſe Weiſe noch vereinigt ſein werden.

Dein Friedrich."

Dann hatte er dieſen Brief einem dritten expreſſen Boten übergeben, dem er befohlen hatte auf der Stelle abzureiſen, ſobald er geſtorben wäre.

Er ſtarb am ſelben Abende. Eine Stunde nach ſeinem Tode war der expreſſe Bote aufgebrochen, und glücklicher, als ſeine beiden Vorgänger, war er gegen Abend des fünften Tages in Loueſch angekommen.

Aber er hatte die Frau blind und taub gefunden; erſt nach Verlauf eines Monates hatte vermöge der Wirkſamkeit des Bades dieſes doppelte Gebrechen zu verſchwinden angefangen. Erſt, nachdem noch ein Monat verfloſſen

war, hatte man gewagt, der Frau die unglückſelige Nachricht mitzutheilen, auf welche ſie übrigens die verſchiedenen Erſcheinungen, die ſie gehabt, vorbereitet hatten. Sie war noch einen Monat geblieben, um ſich gänzlich wieder herzuſtellen; endlich war ſie nach dreimonatlicher Abweſenheit wieder nach Baſel abgereiſt.

Da ich meiner Seits meine Kur beendigt hatte, denn die Krankheit, gegen welche ich das Bad gebraucht, hatte in einem Rheumatismus beſtanden, der ſich ſehr gebeſſert hatte, ſo bat ich ſie um die Erlaubniß, mit ihr abzureiſen, was ſie mit Dank annahm, da ſie in mir eine Perſon gefunden hatte, mit der ſie von ihrem Gatten ſprechen konnte, den ich nur in dem Augenblicke der Abreiſe flüchtig geſehen, den ich aber am Ende doch geſehen hatte.

Wir verließen Loueſch, und am fünften Tage Abends waren wir nach Baſel zurückgekehrt.

Nichts war trauriger und ſchmerzlicher, als die Rückkehr dieſer armen Wittwe in ihr Haus; — da die beiden jungen Gatten allein auf der Welt da ſtanden, — ſo hatte man nach dem Tode des Gatten den Laden geſchloſſen, — das Geſchäft hatte aufgehört, wie die Bewegung aufhört, wenn eine Uhr ſtehen bleibt. Man ließ den Arzt holen, der den Kranken behandelt hatte, die verſchiedenen Perſonen, welche ſeinen letzten Augenblicken beigewohnt hatten, und durch ſie ließ man gewiſſer Maßen dieſen Todeskampf von Neuem entſtehen, ſtellte man dieſen, von dieſen gleichgültigen Herzen faſt bereits vergeſſenen Tod wieder her.

Sie verlangte zum Mindeſten die Haare zurück, welche ihr Gatte ihr vermacht hatte.

Der Arzt erinnerte ſich wohl, verordnet zu haben, daß man ſie abſchnitte; der Barbier erinnerte ſich wohl, den Kranken raſirt zu haben, aber das war Alles. Die Haare waren in den Wind geworfen, zerſtreut, verloren worden.

Die Frau war untröſtlich; es war alſo unmöglich, den einzigen und alleinigen Wunſch des Sterbenden zu verwirklichen, daß ſie ein Halsband von ſeinen Haaren trüge.

Mehrere Nächte verfloſſen; unendlich traurige Nächte, in denen die in dem Hauſe herumirrende Wittwe weit eher einem Schattenbilde, als einem lebendigen Weſen glich.

Kaum lag ſie im Bette, oder kaum war ſie vielmehr eingeſchlafen, als ſie ihren rechten Arm erſtarren fühlte, und ſie erwachte erſt in dem Augenblicke, wo es ihr ſchien, als ob dieſe Erſtarrung ſich ihres Herzens bemächtigte.

Dieſe Erſtarrung fing an dem Handgelenke an, — das heißt an der Stelle, wo das Armband von den Haaren hätte ſein ſollen, — und wo ſie einen Druck gleich dem eines zu engen Armbandes von Eiſen fühlte, und von dem Handgelenke an erreichte die Erſtarrung, wie wir geſagt haben, das Herz.

Es war augenſcheinlich, daß der Todte ſein Bedauern darüber kund that, daß ſein Wille ſo ſchlecht befolgt worden wär.

Die Wittwe verſtand dieſes Bedauern, das von jen-

ſeits des Grabes kam. — Sie beſchloß das Grab zu öffnen, und wenn der Kopf ihres Gatten nicht gänzlich raſirt worden wäre, von ihm Haare genug zu ſammeln, um ſeinen letzten Wunſch zu verwirklichen.

Ohne irgend Jemand etwas von ihrem Vorhaben zu ſagen, ließ ſie dem zu Folge den Todtengräber holen.

Aber der Todtengräber, welcher ihren Gatten begraben hatte, war geſtorben. Der neue, erſt ſeit vierzehn Tagen in Dienſt getretene Todtengräber wußte nicht, wo das Grab war.

Nun begab ſie ſich in der Hoffnung einer Offenbarung, — ſie, welche durch die doppelte Erſcheinung des Pferdes und des Reiters, ſie, welche durch den Druck des Armbandes das Recht hatte an Wunder zu glauben, — allein auf den Kirchhof, ſetzte ſich auf einen mit grünem und lebendigem Graſe, wie es auf den Gräbern wächſt, bedeckten Hügel, und beſchwor dort irgend ein neues Zeichen, an das ſie ſich mit ihren Nachforſchungen feſſeln könnte.

Ein Todtentanz war an die Mauer des Friedhofes gemalt. Ihre Augen verweilten auf dem Tode und hefteten ſich lange auf dieſe zugleich ſpöttiſche und ſchreckliche Geſtalt.

Nun ſchien es ihr, als ob der Tod ſeine entfleiſchten Arme erhöbe, und mit der Spitze ſeines knochigen Fingers eins unter den letzten Gräbern bezeichnete.

Die Wittwe ging gerade auf dieſes Grab zu, und als ſie dort war, ſchien es ihr, als ob ſie deutlich ſähe,

wie der Tod seinen Arm wieder auf seinen ursprünglichen Platz zurücksinken ließ.

Nun machte sie ein Zeichen an dem Grabe, holte den Todtengräber, führte ihn an den bezeichneten Ort zurück und sagte zu ihm:

— Graben Sie, hier ist es!

Ich wohnte dieser Verrichtung bei. Ich hatte diesem merkwürdigen Abenteuer bis an's Ende folgen wollen.

Der Todtengräber grub.

Auf den Sarg gelangt, hob er den Deckel auf. Anfangs hatte er gezögert; aber die Wittwe hatte mit fester Stimme zu ihm gesagt:

— Heben Sie ihn auf, es ist der Sarg meines Gatten.

Er gehorchte daher, so sehr wußte diese Frau den Andern das Vertrauen einzuflößen, das sie selbst besaß.

Nun zeigte sich etwas Wunderbares, das ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Nicht nur war es die Leiche ihres Gatten, — die Leiche war nicht allein, die Bläße ausgenommen, wie als ob sie noch lebte, sondern ihre Haare waren auch, seitdem sie rasirt worden waren, das heißt seit dem Tage seines Todes, dermaßen gewachsen, daß sie wie Wurzeln durch alle Spalten des Sarges drangen.

Nun neigte sich die arme Frau über diese Leiche, welche nur zu schlafen schien; sie küßte sie auf die Stirn, schnitt eine Locke ihrer langen, so wunderbarer Weise auf dem Kopfe eines Todten gewachsenen Haare ab, und ließ sich daraus ein Armband machen.

Seit diesem Tage hörte die nächtliche Erstarrung auf.

Nur benachrichtigte ſie jedes Mal, wenn ſie im Begriffe ſtand irgend eine große Gefahr zu laufen, ein ſanfter und freundſchaftlicher Druck des Armbandes, auf ihrer Huth zu ſein.

—Nun denn! glauben Sie, daß dieſer Todte wirklich todt war, daß dieſe Leiche wirklich eine Leiche war? Ich glaube es nicht.

—Und, — fragte die bleiche Dame mit einem ſo ſeltſamen Klang der Stimme, daß er uns Alle, da kein Licht angezündet worden, und wir im Finſtern ſaßen, erbeben ließ, „Sie haben nicht ſagen hören, daß dieſe Leiche jemals das Grab verlaſſen hätte, Sie haben nicht ſagen hören, daß irgend Jemand durch ihren Anblick und durch ihre Berührung zu leiden gehabt hätte?"

—Nein! ſagte Alliette. — Ich habe das Land verlaſſen.

—Ah! ſagte der Doctor, Sie haben Unrecht, Herr Alliette, ſich ſo leicht zufrieden ſtellen zu laſſen. — Madame Gregoriska hier war ganz bereit, aus Ihrem guten Basler Kaufmanne in der Schweiz einen polniſchen, wallachiſchen oder ungariſchen Vamphyr zu machen. — Hätten Sie etwa während ihres Aufenthaltes in den Karpathen zufälliger Weiſe Vamphyre geſehen? fuhr der Doctor lachend fort.

—Hören Sie, ſagte die bleiche Dame mit außerordentlicher Feierlichkeit, da Jedermann hier eine Geſchichte erzählt hat, ſo will ich gleichfalls eine erzählen. Sie werden nicht ſagen, daß die Geſchichte nicht wahr iſt, Doctor, ſie iſt die meinige ... Sie werden das erfahren, was

Ihnen die Wiſſenſchaft bis jetzt nicht zu ſagen vermogt hat, Doctor; Sie werden erfahren, wodurch ich ſo bleich bin.

In dieſem Augenblicke fiel ein Schein des Mondes zwiſchen den Vorhängen durch das Fenſter, und indem er auf das Kanapee ſchien, auf welchem ſie lag, hüllte er ſie in ein bläuliches Licht, welches aus ihr eine auf einem Grabe liegende Statüe von ſchwarzem Marmor zu machen ſchien.

Nicht eine Stimme hieß den Antrag willkommen, aber das tiefe Schweigen, welches in dem Salon herrſchte, zeigte an, daß jeder voll Bangigkeit erwartete.

XII.

Die karpathiſchen Gebirge.

Ich bin eine Polin, aus Sandomir gebürtig, das heißt, aus einem Lande, in welchem die Sagen Glaubensartikel werden, in welchem wir an unſere Familien-Ueberlieferungen eben ſo ſehr, vielleicht mehr noch, als an das Evangelium glauben. Es gibt nicht eines unſerer Schlöſſer, das nicht ſein Geſpenſt hat, nicht eine unſerer Hütten, die nicht ihren Hausgeiſt hat. Bei dem Reichen, wie bei dem Armen, in dem Schloſſe, wie in der Hütte, erkennt man das Prinzip der Freundſchaft wie das Prinzip der Feindſchaft an. Zuweilen gerathen dieſe beiden Grundſätze in Streit und bekämpfen ſich. Dann findet ſo geheimnißvolles Geräuſch in den Corridors, ſo entſetzliches Gebrüll in den alten Thürmen, ſo entſetzliches Erbeben in den Mauern ſtatt, daß man aus der Hütte, wie aus dem Schloſſe flieht, und daß der Bauer wie der Edel-

mann nach der Kirche eilt, um das geſegnete Kreuz oder die geheiligten Reliquien zu holen, die einzigen Verwahrungsmittel gegen die Dämonen, welche uns quälen.

Aber dort ſtehen ſich auch zwei noch weit ſchrecklichere, weit erbitterte, weit unverſöhnlichere Prinzipe einander gegenüber; nämlich die Tyrannei und die Freiheit.

Das Jahr 1825 ſah zwiſchen Rußland und Polen einen jener Kämpfe liefern, in denen man glauben könnte, daß alles Blut eines Volkes erſchöpft ſei, wie ſich oft alles Blut einer Familie erſchöpft.

Mein Vater und meine beiden Brüder hatten ſich gegen den neuen Czaar erhoben und ſich unter die Fahne der immer geſtürzten, — immer wieder aufgerichteten polniſchen Unabhängigkeit geſtellt.

Eines Tages erfuhr ich, daß mein jüngſter Bruder getödtet worden wäre; eines andern Tages meldete man mir, daß mein älterer Bruder tödtlich verwundet wäre; endlich ſah ich nach einem Tage, während deſſen ich voll Schrecken den ſich beſtändig nähernden Donner der Kanonen gehört hatte, meinen Vater mit ohngefähr Hundert Reitern ankommen, dem Ueberreſte von drei Tauſend Mann, welche er anführte.

Er kam, ſich in unſer Schloß einzuſchließen, mit der Abſicht, ſich unter deſſen Trümmern zu begraben.

Mein Vater, der Nichts für ſich fürchtete, zitterte für mich. Für meinen Vater handelte es ſich in der That nur um den Tod, denn er war feſt überzeugt, nicht lebendig in die Hände ſeiner Feinde zu fallen; aber für mich

handelte es sich um die Sclaverei, um die Entehrung, um die Schande.

Mein Vater wählte unter den Hundert Mann, welche ihm übrig blieben, zehn, [illegible] den Haushofmeister, übergab ihm alles Gold und alle Kleinodien, welche wir besaßen, und indem er sich erinnerte, daß zur Zeit der zweiten Theilung Polens meine Mutter, die fast noch ein Kind war, eine fast unzugängliche Zuflucht in dem mitten in den Karpathischen Gebirgen gelegenen Kloster Sahastru gefunden hatte, so befahl er, mich in dieses Kloster zu führen, welches gastfreundlich für die Mutter, ohne Zweifel es nicht minder für die Tochter sein würde.

Trotz der großen Liebe, welche mein Vater für mich hegte, war der Abschied nicht lang. — Aller Wahrscheinlichkeit nach mußten die Russen am folgenden Tage im Angesichte des Schlosses sein. Es war also keine Zeit zu verlieren.

Ich legte in der Eile einen Amazonen-Anzug an, in welchem ich gewöhnt war meine Brüder auf die Jagd zu begleiten. — Man sattelte mir das sicherste Pferd des Stalles, — mein Vater steckte seine eigenen Pistolen, ein Meisterstück der Fabrik von Toula, in meine Holster, umarmte mich, und gab den Befehl zum Aufbruche.

Während der Nacht und während des folgenden Tages legten wir zwanzig Meilen zurück, indem wir dem Ufer eines jener Flüsse ohne Namen folgten, welche sich in die Weichsel ergießen. — Diese erste verdoppelte Tagereise hatte uns außer den Bereich der Russen gebracht.

Bei den letzten Strahlen der Sonne hatten wir die

Schneegipfel der Karpathen funkeln ſehen. — Gegen das Ende des folgenden Tages erreichten wir ihren Fuß; endlich begannen wir in den Morgenſtunden des dritten Tages eine ihrer Schluchten zu betreten.

Unſere Karpathiſchen Gebirge gleichen den cultivirten Gebirgen Ihres Abendlandes nicht. Alles, was die Natur Seltſames und Großartiges hat, bietet ſich dort den Blicken in ſeiner vollſtändigſten Majeſtät. Ihre ſtürmiſchen Gipfel verlieren ſich mit ewigem Schnee bedeckt in den Wolken; ihre unermeßlichen Tannenwälder neigen ſich auf den glatten Spiegel von Seen, die Meeren gleichen, und dieſe Seen hat niemals ein Nachen durchfurcht; niemals hat das Netz eines Fiſchers ihren dem tiefen Blau des Himmels gleichen Kryſtall getrübt; — kaum erſchallt die menſchliche Stimme darin von Zeit zu Zeit, indem ſie eine moldauiſche Geſangweiſe hören läßt, auf die das Geſchrei der wilden Thiere antwortet; Geſang und Geſchrei erwecken irgend ein einſames Echo, das ganz erſtaunt iſt, durch irgend ein Geräuſch über ſein eigenes Daſein belehrt zu werden. — Während gar vieler Meilen reiſet man unter den dunkeln Gewölben der Wälder, die von jenen unerwarteten Wundern unterbrochen werden, welche die Einöde uns mit jedem Schritte offenbart, — und die unſern Geiſt von dem Erſtaunen zu der Bewunderung übergehen laſſen. — Dort iſt die Gefahr überall, — und ſie beſteht aus tauſend verſchiedenen Gefahren; aber man hat keine Zeit ſich zu fürchten, ſo ſehr erhaben ſind dieſe Gefahren. Bald ſind es durch das Schmelzen des Eiſes verurſachte Waſſerfälle, welche, indem ſie von Felſen zu Felſen ſprin-

gen, plötzlich den schmalen Fußpfad erfüllen, auf dem man geht, — ein von dem Vorüberkommen wilder Thiere und von dem sie verfolgenden Jäger gebahnter Fußpfad; bald sind es durch die Zeit untergrabene Bäume, welche sich von dem Boden los machen und mit einem schrecklichen Krachen fallen, welches das eines Erdbebens zu sein scheint; — bald sind es endlich Orkane, die uns mit Wolken umhüllen, in denen man den Blitz sprühen, sich gleich einer Flammenzunge ausstrecken und winden sieht.

Dann nach diesen alpenartigen Spitzbergen, nach diesen Urwäldern, nachdem man riesenhafte Berge, nachdem man grenzenlose Wälder gehabt hat, hat man endlose Steppen, ein wahres Meer mit seinen Wellen und mit seinen Stürmen, unfruchtbare und unebene Flächen, auf denen sich das Auge in einem Horizonte ohne Grenzen verliert; dann ist es nicht mehr der Schrecken, der sich unserer bemächtigt, es ist Traurigkeit, welche uns erfüllt; es ist eine unermeßliche und tiefe Schwermuth, von der nichts zu zerstreuen vermag, denn der Anblick der Gegend ist immer derselbe, so weit sich unser Auge zu erstrecken vermag. Man geht zwanzig Male sich ähnelnde Anhöhen hinauf und hinab, indem man vergebens einen gebahnten Weg sucht; indem man sich so mitten in der Wüste allein sieht, glaubt man allein in der Natur zu sein, und unsere Schwermuth wird Trostlosigkeit; in der That, das Gehen scheint nutzlos geworden zu sein und uns zu Nichts zu führen; man trifft weder Dorf, noch Schloß, noch Hütte, keine Spur einer menschlichen Wohnung an; nur zuweilen versperrt, wie eine neue Verlegenheit auf dieser

traurigen Landschaft, ein kleiner See ohne Schilf und ohne Gebüsch, der, wie ein anderes todtes Meer, in der Tiefe einer Schlucht schläft, uns den Weg mit seinem grünen Wasser, über das sich bei unserer Annäherung einige Wasservögel mit langem und mißtönendem Geschrei erheben. Dann macht man einen Umweg, erklimmt den Hügel, der vor uns liegt, geht in ein anderes Thal hinab, erklimmt einen andern Hügel, und das dauert so fort, bis man die wellenförmige Gebirgskette erschöpft hat, die immer niedriger wird.

Wenn man aber, nachdem man diese Gebirgskette hinter sich hat, eine Wendung nach Süden macht, dann nimmt die Landschaft wieder das Großartige an, dann erblickt man eine weit höhere Gebirgskette von malerischerer Form, von weit reicherem Ansehen; diese ist ganz mit Wäldern gekrönt, ganz von Bächen durchschnitten; mit dem Schatten und dem Wasser entsteht das Leben wieder in der Landschaft; man hört die Glocke einer Einsiedelei; man sieht an der Seite irgend eines Berges sich eine Karavane hinschlängeln. Endlich erblickt man bei den letzten Strahlen der Sonne gleich einer Schaar weißer, an einander gelehnter Vögel die Häuser irgend eines Dorfes, die sich aufgestellt zu haben scheinen, um sich vor irgend einem nächtlichen Angriffe zu bewahren; denn mit dem Leben ist die Gefahr zurückgekehrt, und es sind nicht mehr wie in den ersten Bergen, durch welche man gekommen ist, Schaaren von Bären und von Wölfen, die man fürchten muß, sondern Horden moldauischer Räuber, die man bekämpfen muß.

Wir näherten uns inzwiſchen. Zehn Tage des Marſches waren ohne Unfall verfloſſen. Wir konnten bereits den Gipfel des Berges Pion ſehen, der mit dem Haupte dieſe ganze Rieſen-Familie überragt, und auf deſſen ſüdlichem Abhange das Kloſter Sahaſtru liegt, wohin ich mich begab. Noch drei Tage, und wir wären angekommen.

Es war gegen das Ende des Monats Juli, der Tag war glühend heiß geweſen, und mit einem Entzücken ohne Gleichen hatten wir gegen vier Uhr angefangen, die erſte Friſche des Abends einzuathmen. Wir waren an den verfallenen Thürmen von Niantzo vorübergekommen. Wir gingen nach einer Ebene hinab, welche wir durch die Oeffnung des Gebirges zu erblicken begannen. Von dem Orte aus, wo wir uns befanden, konnten wir bereits mit den Augen den Lauf der Biſtriza mit buntſcheckigen Ufern von rothen Waſſerblumen und großen weißen Glockenblumen folgen. Wir gingen an einem Abgrunde hin, in deſſen Tiefe der Fluß rollte, der dort nur erſt ein Waldſtrom war. Unſere Pferde hatten kaum Raum genug, um neben einander zu gehen.

Unſer Führer ritt uns voraus, indem er auf ſeinem Pferde lag und ein morlachiſches Lied von monotoner Melodie ſang, deſſen Worten ich mit außerordentlicher Theilnahme folgte.

Der Sänger war zugleich der Dichter. Was die Melodie anbelangt, ſo müßte man einer jener Gebirgsbewohner ſein, um ſie in ihrer ganzen wilden Traurigkeit, in ihrer ganzen traurigen Einfachheit zu wiederholen.

Hier ſind dieſe Worte davon:

Dans le marais de Stavila
Où tant de sang guerrier coula,
Voyez-vous ce cadavre là!
Ce n'est point un fils d'Illyrie;
C'est un brigand plein de furie
Qui, trompant la douce Marie,
Extermina, trompa, brûla.

Une balle au coeur du brigand
A passé comme l'ouragan.
Dans sa gorge est un yatagan.
Mais depuis trois jours, ô mystère,
Sous le pin morne et solitaire,
Son sang tiède abreuve la terre
Et noircit le pâle Ovigan.

Ses yeux bleus pour jamais ont lui,
Fuyons tous, malheur à celui
Qui passe au marais près de lui
C'est un vampire! Le loup fauve
Loin du cadavre impur se sauve,
Et sur la montagne au front chauve,
Le funèbre vautour a fui.

(Seht Ihr in dem Sumpfe von Stavila, wo das Blut ſo vieler Krieger floß, dieſe Leiche da! Es iſt kein Sohn Illyriens; es iſt ein Räuber voller Grimm, der, indem er dieſe ſanfte Maria betrog, ſengend und brennend wüthete.

Eine Kugel in dem Herzen des Räubers, ist wie der Orkan vorübergezogen. In seiner Gurgel steckt ein türkischer Säbel. Aber seit drei Tagen, welches Geheimniß, tränkt unter der dunkeln und einsamen Fichte sein laues Blut die Erde und schwärzt den bleichen Ovigan.

Seine blauen Augen haben für immer geleuchtet, laßt uns Alle fliehen, wehe dem, der in dem Moraste an ihm vorüberkömmt, er ist ein Vamphr! Der grimmige Wolf flieht fern von der unreinen Leiche, und auf dem Berge mit kahler Stirn entflieht der grausige Geier.)

Plötzlich knallte ein Schuß, eine Kugel pfiff. Das Lied wurde unterbrochen, und der tödtlich getroffene Führer rollte in die Tiefe des Abgrundes, während sein Pferd schaudernd stehen blieb, indem es seinen verständigen Kopf nach der Tiefe des Schlundes ausstreckte, in welchem sein Herr verschwunden war.

Zu gleicher Zeit erhob sich lautes Geschrei, und wir sahen an der Seite des Berges sich ohngefähr dreißig Räuber aufrichten; wir waren gänzlich umringt.

Jeder ergriff seine Waffen, und obgleich unversehens überfallen, ließen sich doch die, welche mich begleiteten, und alte an das Feuer gewöhnte Soldaten waren, nicht einschüchtern und leisteten Widerstand; — ich selbst ergriff eine Pistole, indem ich das Beispiel gab, und da ich den Nachtheil der Stellung fühlte, so rief ich aus: Vorwärts! — und gab meinem Pferde die Sporn, das in der Richtung der Ebene davon sprengte.

Aber wir hatten mit Gebirgsbewohnern zu thun, welche wie wahre Dämonen der Abgründe von Felsen zu Fel-

ſen ſprangen, indem ſie im Springen ſchoſſen und immer auf unſerer Seite die Stellung behielten, die ſie eingenommen hatten.

Außerdem war unſer Manöver vorausgeſehen worden. — An einem Orte, wo der Weg breiter wurde, wo der Berg eine Hochebene bildete, — erwartete uns ein junger Mann an der Spitze von ungefähr zehn Leuten zu Pferde; als ſie uns erblickten, ſetzten ſie ihre Pferde in Galopp und griffen uns von vorn an, während die, welche uns verfolgten, ſich von der Seite des Berges herabrollen ließen und uns von allen Seiten umringten, nachdem ſie uns den Rückzug abgeſchnitten hatten.

Die Lage war gefährlich, indeſſen ſeit meiner Kindheit an Kriegsauftritte gewöhnt, konnte ich ſie in's Auge faſſen, ohne einen Umſtand davon zu verlieren.

Alle dieſe in Schaaffelle gekleideten Männer trugen ungeheure, wie die der Ungarn mit Blumen bekränzte runde Hüte. Sie hatten jeder eine lange türkiſche Flinte in der Hand, welche ſie unter grimmigem Geſchrei ſchwenkten, nachdem ſie geſchoſſen hatten, und trugen in dem Gürtel einen krummen Säbel und ein Paar Piſtolen.

Was ihren Hauptmann anbelangt, ſo war er ein junger Mann von kaum zwei und zwanzig Jahren, von bleicher Geſichtsfarbe, mit ſchwarzen Augen und mit in Locken auf ſeine Schultern herabfallenden langen Haaren. Sein Koſtüm beſtand aus dem mit Pelzwerk beſetzten moldauiſchen Rocke, der über den Hüften mit einer Schärpe von goldenen und ſeidenen Streifen zuſammengezogen war. Ein krummer Säbel glänzte in ſeiner Hand und vier Piſto-

gen funkelten in seinem Gürtel. Während des Kampfes stieß er heisere und undeutliche Rufe aus, welche der menschlichen Sprache nicht anzugehören schienen, die indessen seinen Willen ausdrückten, denn seine Leute gehorchten auf diese Rufe, indem sie sich auf den flachen Leib warfen, um dem Schießen unserer Soldaten auszuweichen, wieder aufstanden, um gleichfalls Feuer zu geben, die niederschossen, welche noch standen, die Verwundeten vollends tödteten, und endlich den Kampf in ein Gemetzel verwandelten.

Ich hatte zwei Drittel meiner Vertheidiger nach einander fallen sehen. Vier blieben noch aufrecht, indem sie sich um mich drängten, — keine Gnade verlangten, die sie gewiß waren nicht zu erlangen, und nur an Eines dachten, nämlich ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Nun stieß der junge Hauptmann einen weit ausdrucksvolleren Ruf als die früheren aus, indem er die Spitze seines Säbels nach uns ausstreckte. Ohne Zweifel war das der Befehl, diese letzte Gruppe in einen Feuerkreis einzuhüllen und uns Alle mit einander zu erschießen, — denn die langen moldauischen Flinten senkten sich mit ein und derselben Bewegung. Ich sah ein, daß unsere letzte Stunde gekommen wäre. — Ich erhob die Augen und die Hände mit einem letzten Gebete gen Himmel und erwartete den Tod.

In diesem Augenblicke sah ich, nicht herabschreiten, sondern herabstürzen, von Felsen zu Felsen springen, einen jungen Mann, der auf einem Steine stehen

blieb, welcher dieſen ganzen Auftritt überragte, und der gleich einer Statüe auf einem Fußgeſtelle, die Hand über das Schlachtfeld ausſtreckte und nur das einzige Wort ausſprach:

— Genug!

Bei dieſer Stimme erhoben ſich Aller Augen, jeder ſchien dieſem neuen Herrn zu gehorchen. Ein einziger Räuber legte ſein Gewehr wieder an ſeine Schulter und feuerte es ab.

Einer unſerer Leute ſtieß einen Schrei aus, die Kugel hatte ihm den linken Arm zerſchmettert.

Er wandte ſich ſogleich um, um über den Mann herzufallen, der ihn verwundet hatte, aber bevor ſein Pferd vier Schritte gethan, leuchtete ein Blitz über uns, und der widerſpänſtige Räuber rollte mit von einer Kugel zerſchmettertem Kopfe zu Boden.

So viele verſchiedene Gemüthserſchütterungen hatten meine Kräfte erſchöpft, ich ſank in Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir kam lag ich auf dem Graſe, den Kopf auf den Schooß eines Mannes geſtützt, von dem ich nur die weiße und mit Ringen bedeckte Hand ſah, die meinen Leib umſchlang, während der junge moldauiſche Hauptmann, welcher den Angriff gegen uns geleitet hatte, mit übereinandergeſchlagenen Armen und den Säbel unter dem einen ſeiner Arme vor mir ſtand.

— Kostaki, ſagte der, welcher mich unterſtützte in Franzöſiſcher Sprache und in einem befehlenden Tone. Du wirſt auf der Stelle Deine Leute ſich zurückziehen laſſen, und mir die Pflege dieſer jungen Frau überlaſſen.

— Mein Bruder, mein Bruder, antwortete der, an den dieſe Worte gerichtet waren, und der ſich mit Mühe zu beherrſchen ſchien, mein Bruder, nimm Dich in Acht, meine Geduld zu ermüden, ich laſſe Dir das Schloß, laß mir den Wald. Auf dem Schloſſe biſt Du der Herr, aber hier bin ich allmächtig. Hier genügt mir ein Wort, um Dich zu zwingen mir zu gehorchen.

— Kostaki, ich bin der Erſtgeborne, das ſagt Dir, daß ich überall der Herr bin, in dem Walde wie auf dem Schloſſe, dort wie hier. O! ich bin wie Du von dem Blute der Brancovans, — königliches Blut, das gewöhnt iſt zu befehlen.

— Du befiehlſt Deinen Dienern, Gregoriska, ja; aber nicht meinen Soldaten.

— Deine Soldaten ſind Räuber, Kostaki . . . die ich an die Zinnen unſerer Thürme hängen laſſen werde, wenn ſie mir nicht auf der Stelle gehorchen.

— Wohlan! ſo verſucht es doch, ihnen zu befehlen.

Nun fühlte ich, daß der, welcher mich unterſtützte, ſein Knie zurückzog und meinen Kopf vorſichtig auf einen Stein legte. Und ich folgte ihm voll Angſt mit dem Blicke, und erblickte denſelben jungen Mann, der in Mitte des Kampfes ſo zu ſagen vom Himmel herabgefallen war, und den ich nur flüchtig hatte ſehen können, da ich in demſelben Augenblicke ohnmächtig geworden war, wo er geſprochen hatte.

Es war ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren von hoher Geſtalt, mit großen blauen Augen, in denen man eine außerordentliche Entſchloſſenheit und Fe-

ſtigkeit las. Seine langen blonden Haare, das Zeichen des ſlaviſchen Stammes, fielen wie die des Erzengels Michael auf ſeine Schultern herab, indem ſie jugendliche und friſche Wangen umgaben; ſeine Lippen waren durch ein geringſchätzendes Lächeln erhoben, und ließen eine doppelte Reihe von Perlen ſehen; ſein Blick war der, welchen der Adler mit dem Blitze kreuzt. Er war in eine Art von Tunika von ſchwarzem Sammet gekleidet; eine kleine, mit einer Adlerfeder geſchmückte Mütze, gleich der Raphaels, bedeckte ſeinen Kopf; er trug ein anſchließendes Beinkleid und geſtickte Stiefel. An ſeinem Gürtel trug er einen Hirſchfänger und eine kleine Doppelflinte auf der Achſel, deren Richtigkeit der eine der Räuber hatte würdigen können.

Er ſtreckte die Hand aus, und dieſe ausgeſtreckte Hand ſchien ſelbſt ſeinem Bruder zu gebieten.

Er ſprach einige Worte in moldauiſcher Sprache aus.

Dieſe Worte ſchienen einen tiefen Eindruck auf die Räuber hervorzubringen.

Nun ſprach der junge Hauptmann gleichfalls in derſelben Sprache, und ich errieth, daß ſeine Worte mit Drohungen und Verwünſchungen untermiſcht wären.

Aber auf dieſe lange und feurige Rede antwortete der ältere der beiden Brüder nur ein Wort.

Die Räuber verneigten ſich.

Er gab einen Wink, und die Räuber ſtellten ſich hinter uns.

— Nun denn! es ſei, Gregoriska, ſagte Kostaki, indem er wieder Franzöſiſch ſprach. Dieſe Frau wird nicht in die Höhle gehen, aber ſie wird darum nichts deſto

weniger mein ſein. Ich finde ſie ſchön, ich habe ſie erobert und ich will ſie.

Und indem er dieſe Worte ſagte fiel er über mich her und hob mich in ſeinen Armen auf.

— Dieſe Frau wird auf das Schloß geführt und meiner Mutter übergeben werden, und ich werde ſie bis dahin nicht verlaſſen, antwortete mein Beſchützer.

— Mein Pferd! rief Kostaki in moldauiſcher Sprache aus.

Zehn Räuber beeilten ſich zu gehorchen und führten ihrem Herrn das Pferd zu, das er verlangte.

Gregoriska blickte um ſich, ergriff ein herrnloſes Pferd bei dem Zügel und ſchwang ſich hinauf, ohne die Steigbügel zu berühren.

Kostaki ſchwang ſich faſt eben ſo leicht auf den Sattel als ſein Bruder, obgleich er mich noch in ſeinen Armen hielt, und ſprengte im Galopp davon.

Das Pferd Gregoriskas ſchien denſelben Eindruck erhalten zu haben, und legte ſeinen Kopf und ſeine Seite an den Kopf und an die Seite von Kostaki's Pferde.

Dieſe beiden Reiter, die finſter, ſchweigend neben einander dahinflogen, indem ſie ſich keinen Augenblick lang aus dem Geſicht verloren, ohne daß ſie das Anſehen hatten ſich anzublicken, indem ſie ſich ihren Pferden überließen, deren verzweifelter Lauf ſie durch die Wälder, die Felſen und über die Abgründe forttrug, war merkwürdig anzuſehen. Mein zurückgeworfener Kopf erlaubte mir die ſchönen, auf die meinigen gehefteten Augen Gregoriskas zu ſehen. — Kostaki wurde es gewahr, er erhob mir den

Kopf, und ich ſah nur noch ſeinen finſtern Blick, der mich verſchlang. — Ich ſchlug meine Augenlider nieder, aber es war vergebens, ich ſah durch ihren Schleier fortwährend den ſtechenden Blick, der bis in die Tiefe meiner Bruſt drang und mir das Herz durchbohrte, — nun bemächtigte ſich meiner ein ſeltſames Blendwerk; — es ſchien mir, als ob ich die von dem Pferde und dem geſpenſtigen Reiter fortgetragene Leonore der Ballade Bürgers wäre, und als ich fühlte, daß wir anhielten, ſchlug ich nur mit Schrecken die Augen auf, ſo ſehr war ich überzeugt, nur zerbrochene Kreuze und offene Gräber zu ſehen.

Das, was ich ſah, war eben nicht heiterer, — es war der innere Hof eines im vierzehnten Jahrhunderte erbauten moldauiſchen Schloſſes.

XIII.

Das Schloß der Brancovan's.

Kostaki ließ mich aus ſeinen Armen auf den Boden gleiten, und ſtieg faſt zugleich zu mir ab; — aber ſo raſch ſeine Bewegung auch geweſen ſein mogte, er war nur der Gregoriska gefolgt.

Wie es Gregoriska geſagt hatte, war er auf dem Schloſſe wirklich der Herr.

Als ſie die beiden jungen Leute und die Fremde ankommen ſahen, welche ſie mitbrachten, eilten die Diener herbei, aber obgleich die Aufmerkſamkeiten zwiſchen Kostaki und Gregoriska getheilt waren, ſo fühlte man doch, daß die größten Rückſichten, daß die tiefſte Ehrerbietung für dieſen letzteren waren.

Zwei Frauen näherten ſich; Gregoriska ertheilte ihnen einen Befehl in moldauiſcher Sprache und gab mir einen Wink mit der Hand ihnen zu folgen.

Es lag ſo viel Ehrerbietung in dem Blicke, der dieſen Wink begleitete, daß ich nicht zögerte. Fünf Minuten nachher befand ich mich in einem Zimmer, das, ſo kahl und unbewohnbar es auch dem am Leichteſten zu Befriedigenden ſcheinen mogte, augenſcheinlich das ſchönſte des Schloſſes war.

Es war ein großes viereckiges Zimmer mit einer Art von Divan von grüner Sarſche; am Tage der Sitz, des Nachts das Bett. Fünf bis ſechs große Seſſel von Eichenholz, eine große Truhe, und in einer der Ecken dieſes Zimmer ein Thronhimmel gleich einem großen und prachtvollen Kirchenſtuhle.

Von Vorhängen an den Fenſtern, von Vorhängen an dem Bette war keine Rede.

Man ging nach dieſem Zimmer auf einer Treppe hinauf, auf welcher in Niſchen drei Statüen der Brancovan's von mehr als natürlicher Größe ſtanden.

In dieſes Zimmer brachte man nach Verlauf eines Augenblickes das Gepäck, unter welchem ſich meine Felleiſen befanden. Die Frauen boten mir ihre Dienſte an. Aber indem ich der Unordnung abhalf, welche dieſes Ereigniß in meiner Toilette hervorgebracht hatte, behielt ich meinen Amazonen-Anzug bei, ein Koſtüm, das mehr in Uebereinſtimmung mit dem meiner Wirthe ſtand, als irgend eines von denen, welche ich hätte anlegen können.

Kaum waren dieſe kleinen Veränderungen vorgenommen, als ich leiſe an meine Thür klopfen hörte.

— Herein, ſagte ich natürlicher Weiſe auf Franzöſiſch,

da, wie Sie wiſſen, das Franzöſiſche uns Polen faſt eine Mutterſprache iſt.

Gregoriska trat ein.

— Ah! Madame, ich bin ſehr erfreut, daß Sie Franzöſiſch ſprechen.

— Und auch ich bin ſehr erfreut, dieſe Sprache zu ſprechen, mein Herr, antwortete ich ihm, da ich durch dieſen Zufall Ihr großmüthiges Verfahren gegen mich habe würdigen können. — In dieſer Sprache haben Sie mich gegen die Abſichten ihres Bruders vertheidigt, in dieſer Sprache biete ich Ihnen den Ausdruck meiner ſehr aufrichtigen Dankbarkeit an.

— Ich danke, Madame. — Es war ganz natürlich, daß ich mich für eine Frau in der Lage intereſſirte, in welcher Sie Sich befanden. Ich jagte in dem Gebirge, als ich unregelmäßige und fortdauernde Schüſſe hörte; ich ſah ein, daß es ſich um irgend einen Angriff mit bewaffneter Hand handelte, und ich rückte gegen das Feuer, wie man im militäriſchen Ausdruck ſagt. — Ich bin, dem Himmel ſei Dank, zur rechten Zeit gekommen; aber werden Sie mir erlauben, Madame, mich zu erkundigen, durch welchen Zufall eine Frau von Stande, wie Sie es ſind, ſich in unſere Gebirge gewagt hatte?

— Ich bin Polin, mein Herr, antwortete ich ihm, meine beiden Brüder ſind in dem Kriege gegen Rußland gefallen; mein Vater, den ich verlaſſen habe, indem er bereit war unſer Schloß gegen den Feind zu vertheidigen, wird zu dieſer Stunde ohne Zweifel zu ihnen gegangen ſein, und ich kam, indem ich auf den Befehl meines Va-

ters dieſes Blutbad floh, eine Zuflucht in dem Kloſter Sahaſtru zu ſuchen, in welchem meine Mutter in ihrer Jugend und unter ähnlichen Umſtänden eine ſichere Freiſtätte gefunden hatte.

— Sie ſind die Feindin der Ruſſen; dann um ſo beſſer, ſagte der junge Mann, dieſer Titel wird Ihnen ein mächtiger Beiſtand auf dem Schloſſe ſein, und wir haben alle unſere Kräfte nöthig, um den Kampf zu beſtehen, der ſich vorbereitet. Zuvörderſt, da ich weiß, wer Sie ſind, Madame, ſo erfahren Sie, wer wir ſind; der Name Brancovan iſt Ihnen nicht fremd, Madame, nicht wahr?

Ich verneigte mich.

Meine Mutter iſt die letzte Fürſtin dieſes Namens, der letzte Nachkomme dieſes erlauchten Oberhauptes, das die Cantimirs, dieſe elenden Höflinge Peters I. umbringen ließen. Meine Mutter heirathete in erſter Ehe meinen Vater, Serban Waivady, Fürſt wie ſie, aber von minder berühmtem Stamme.

Mein Vater war in Wien erzogen worden; er hatte dort die Vorzüge der Civiliſation ſchätzen gelernt. Er beſchloß, aus mir einen Europäer zu machen. Wir gingen nach Frankreich, Italien, Spanien und Deutſchland.

Ich weiß wohl, daß es einem Sohne nicht geziemt, das zu erzählen, was ich Ihnen ſagen will; da es aber für unſer Heil nöthig iſt, daß Sie uns genau kennen, ſo werden Sie die Gründe dieſer Mittheilung würdigen. Meine Mutter, welche während der erſten Reiſen meines Vaters, als ich in meiner früheſten Kindheit war, ſtrafbare Verbindungen mit einem Hauptmanne von Partei-

gängern gehabt hatte, — so nennt man in dieser Gegend die Leute, welche Sie angegriffen haben, fügte Gregoriska lächelnd hinzu, — meine Mutter, sage ich, welche strafbare Verbindungen mit einem Grafen Giordaki Koproli, halb Grieche, halb Moldauer, gehabt hatte, schrieb meinem Vater, um ihm Alles zu sagen und die Scheidung von ihm zu verlangen, indem sie dieses Verlangen darauf stützte, daß sie, — eine Brancovan, — nicht die Frau eines Mannes bleiben wollte, der sich mit jedem Tage seinem Vaterlande mehr entfremdete. — Leider hatte mein Vater nicht nöthig seine Einwilligung zu dieser Forderung zu geben, welche Ihnen sonderbar scheinen kann, die aber bei uns das Gewöhnlichste und das Natürlichste ist. — Mein Vater war an einer Pulsadergeschwulst gestorben, an welcher er seit langer Zeit litt, — und ich war es, der den Brief empfing.

Ich hatte nichts zu thun, als sehr aufrichtige Wünsche für das Glück meiner Mutter auszusprechen. — Diese Wünsche überbrachte ihr ein Brief von mir, indem er ihr meldete, daß sie Wittwe wäre.

Dieser selbe Brief verlangte von ihr für mich die Erlaubniß meine Reisen fortzusetzen, eine Erlaubniß, welche mir bewilligt wurde.

Meine sehr bestimmte Absicht war, mich in Frankreich oder in Deutschland niederzulassen, um mich nicht einem Manne gegenüber zu befinden, der mich verabscheute und den ich nicht lieben konnte, das heißt dem Gatten meiner Mutter, als ich plötzlich erfuhr, daß der Graf Giordaki

Koproli, wie man ſagte, von den ehemaligen Koſaken meines Vaters ermordet worden wäre.

Ich beeilte mich zurückzukehren; ich liebte meine Mutter; ich begriff ihr Alleinſtehen, ihr Bedürfniß in einem ſolchen Momente die Perſonen bei ſich zu haben, welche ihr theuer ſein konnten. Ohne daß ſie jemals eine ſehr zärtliche Liebe für mich gehabt hatte, war ich ihr Sohn. Eines Morgens kehrte ich ohne erwartet zu ſein auf das Schloß unſerer Väter zurück.

Ich fand dort einen jungen Mann, den ich anfangs für einen Fremden hielt, und von dem ich nachher erfuhr, daß er mein Bruder wäre.

Das war Kostaki, der Sohn des Ehebruches, den eine zweite Ehe legitimirt hatte, — Kostaki, das heißt das unbändige Geſchöpf, das Sie geſehen haben, deſſen einziges Geſetz die Leidenſchaften ſind, dem nichts auf dieſer Welt heilig iſt, als ſeine Mutter, der mir nur gehorcht, wie der Tiger dem Arme gehorcht, der ihn gebändigt hat, aber mit einem ewigen, durch die dunkle Hoffnung, mich eines Tages zu zerreißen, unterhaltenem Brüllen. — In dem Innern des Schloſſes, in der Wohnung der Brancovans und der Waivadys, bin ich noch der Herr; ſobald er aber außer dieſen Ringmauern, ſobald er im freien Felde iſt, ſo wird er wieder der wilde Sohn der Wälder und der Berge, der alles unter ſeinen eiſernen Willen beugen will. Wie hat er heute nachgegeben? wie haben ſeine Leute nachgegeben? ich weiß es nicht; eine alte Gewohnheit, ein Reſt von Ehrerbietung. Aber ich mögte keine neue Probe wagen. Bleiben Sie hier, verlaſſen Sie

dieſes Zimmer, dieſen Hof, kurz das Innere der Mauern nicht, und ich ſtehe für Alles; thun Sie einen Schritt außerhalb des Schloſſes, ſo ſtehe ich für Nichts mehr, als mich tödten zu laſſen, um Sie zu vertheidigen.

— Könnte ich denn nicht den Wünſchen meines Vaters gemäß meine Reiſe nach dem Kloſter Sahaſtru fortſetzen?

— Thun Sie es, verſuchen Sie es, befehlen Sie, ich werde Sie begleiten; — aber ich werde auf dem Wege bleiben, — und Sie, Sie . . . Sie werden nicht ankommen.

— Was dann thun?

— Hier bleiben, abwarten, ſich nach den Ereigniſſen richten, die Umſtände benutzen. — Nehmen Sie an, daß Sie in eine Räuberhöhle gefallen ſind, und daß Ihr Muth allein Sie herauszuziehen, daß Ihre Kaltblütigkeit allein Sie zu retten vermag. Trotz ihrer Vorliebe für Kostaki, dem Sohne ihrer Liebe, iſt meine Mutter gut und großmüthig. Außerdem iſt ſie eine Brancovan, das heißt eine wahre Fürſtin. Sie werden ſie ſehen; ſie wird Sie vor den rohen Leidenſchaften Kostakis ſchützen. Stellen Sie Sich unter ihren Schutz; — Sie ſind ſchön, ſie wird Sie lieben. Außerdem, — er blickte mich mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke an! — wer vermögte Sie zu ſehen und Sie nicht zu lieben? Kommen Sie jetzt in den Speiſeſaal, wo ſie uns erwartet. Zeigen Sie weder Verlegenheit noch Mißtrauen; ſprechen Sie Polniſch: Niemand verſteht hier dieſe Sprache; ich werde Ihre Worte meiner Mutter überſetzen, und, ſein Sie ohne Sorgen, ich werde nur das ſagen, was zu ſagen nöthig

iſt. Vor Allem kein Wort über das, was ich Ihnen mitgetheilt habe; man darf nicht ahnen, daß wir uns verſtehen. Sie kennen die Liſt und die Verſtellung des Aufrichtigſten unter uns noch nicht. Kommen Sie.

Ich folgte ihm auf dieſe Treppe, welche von Harzfackeln erleuchtet war, die in eiſernen, aus den Mauern hervortretenden Händen brannten.

Es war augenſcheinlich, daß man dieſe ungewöhnlich Erleuchtung meinetwegen gemacht hatte.

Wir kamen in den Speiſeſaal.

Sobald Gregoriska die Thüre deſſelben aufgemacht und in moldauiſcher Sprache ein Wort ausgeſprochen hatte, von dem ich ſeitdem erfahren, daß es die Fremde bedeutete, ſchritt eine große Frau auf uns zu.

Es war die Fürſtin Brancovan.

Sie trug ihre weißen Haare um ihren Kopf herum geflochten; ſie war mit einer kleinen Mütze von Zobelpelz bedeckt, auf der ſich eine Reiherfeder befand, das Zeugniß ihres fürſtlichen Urſprunges. Sie trug eine Art von Tunika von Goldtuch mit einem mit Edelſteinen geſtickten Mieder, welche ein langes Kleid von türkiſchem Stoffe bedeckte, das mit Pelzwerk gleich dem der Mütze beſetzt war.

Sie hielt einen Roſenkranz von Bernſtein-Perlen in der Hand, die ſie ſehr raſch durch ihre Finger rollen ließ.

An ihrer Seite befand ſich Kostaki, der das glänzende und majeſtätiſche magyariſche Koſtüm trug, unter welchem er mir noch weit ſeltſamer ſchien.

Es beſtand in einem Rocke von grünem Sammet mit

weiten Aermeln, der bis über das Knie herab fiel. Beinkleider von rothem Kasimir, Stiefeln von mit Gold gesticktem Saffian; sein Kopf war unbedeckt; und seine langen schwarzen Haare fielen auf seinen bloßen Hals herab, den nur der schmale weiße Streifen eines seidenen Hemdes umgab.

Er grüßte mich linkisch und sprach in moldauischer Sprache einige Worte aus, welche unverständlich für mich blieben.

— Du kannst Französisch sprechen, mein Bruder, sagte Gregoriska, Madame ist Polin und versteht diese Sprache.

Nun sprach Kostaki in französischer Sprache einige für mich fast eben so unverständliche Worte aus, als die, welche er in moldauischer Sprache ausgesprochen hatte; aber die Mutter unterbrach sie, indem sie würdevoll den Arm ausstreckte. Es war augenscheinlich für mich, daß sie ihren Söhnen erklärte, daß es an ihr wäre, mich zu empfangen.

Nun begann sie in moldauischer Sprache eine Bewillkommungsrede, welcher ihr Gesicht einen leicht anzuwendenden Sinn gab. Sie zeigte mir den Tisch, bot mir einen Sessel neben sich an, bezeichnete mir mit der Geberde das ganze Haus, wie um mir zu sagen, daß es das meinige wäre, und indem sie sich zuerst mit einer wohlwollenden Geberde setzte, machte sie ein Zeichen des Kreuzes und begann ein Gebet. Nun nahm jeder seinen Platz ein; einen durch die Etikette bestimmten Platz. Gregoriska saß neben mir. Ich war die Fremde, und schuf dem

zu Folge Kostaki einen Ehrenplatz neben seiner Mutter Smeranda.

So hieß die Gräfin.

Gregoriska hatte gleichfalls das Kostüm gewechselt. Er trug die magharische Tunika wie sein Bruder, nur war diese Tunika von granatfarbigem Sammet und seine Beinkleider von blauem Kasimir. Ein glänzender Orden hing an seinem Halse: es war der Nisham des Sultans Mahmud.

Die übrigen Hausgenossen aßen an demselben Tische, jeder in dem Range, den ihm seine Stellung unter den Freunden oder unter den Dienern verlieh.

Das Abendessen war traurig, nicht ein einziges Mal richtete Kostaki das Wort an mich, obgleich sein Bruder immer die Aufmerksamkeit hatte, Französisch mit mir zu sprechen. Was die Mutter anbetrifft, so bot sie mir mit dieser feierlichen Miene, welche sie niemals ablegte, von Allem selbst an. Gregoriska hatte die Wahrheit gesagt, sie war eine wahre Fürstin.

Nach dem Abendessen schritt Gregoriska auf seine Mutter zu. Er erklärte ihr in moldauischer Sprache das Bedürfniß, das ich haben müßte allein zu sein, und wie sehr nach den Gemüthserschütterungen eines solchen Tages die Ruhe mir nothwendig wäre. Smeranda machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Billigung, reichte mir die Hand, küßte mich auf die Stirn, wie sie es mit ihrer Tochter gethan hätte, und wünschte mir eine gute Nacht auf ihrem Schlosse.

Gregoriska hatte sich nicht geirrt; ich wünschte die-

ſen Augenblick der Einſamkeit ſehnlichſt. Ich dankte daher auch der Fürſtin, welche mich bis an die Thüre zurückbegleitete, wo mich die beiden Frauen erwarteten, die mich bereits in mein Zimmer geführt hatten.

Ich grüßte ſie gleichfalls, ſo wie ihre beiden Söhne, und kehrte in das nämliche Zimmer zurück, aus welchem ich eine Stunde zuvor gekommen war.

Ich dankte den Frauen. Ich gab ihnen einen Wink, daß ich mich allein auskleiden würde; ſie entfernten ſich ſogleich mit Beweiſen der Ehrerbietung, welche andeuteten, daß ſie den Befehl hätten, mir in allen Dingen zu gehorchen.

Ich blieb in dieſem unermeßlichen Zimmer, von dem mein Licht, indem ich es weiter trug, nur die Theile erleuchtete, welche ich durchſchritt, ohne jemals das Ganze derſelben erleuchten zu können. Ein ſeltſames Spiel des Lichtes, das zwiſchen dem Scheine meiner Kerze und dem Scheine des Mondes, der durch meine Fenſter ohne Vorhänge fiel, einen Kampf entſtehen ließ.

Außer der Thüre, durch welche ich eingetreten war, und die auf die Treppe führte, befanden ſich zwei andere Thüren in meinem Zimmer; aber ungeheure, an dieſen Thüren auf meiner Seite angebrachte Riegel genügten, um mich zu beruhigen.

Ich ging an die Eingangsthüre, welche ich unterſuchte. Dieſe Thüre hatte, wie die andern, ihre Vertheidigungsmittel.

Ich machte mein Fenſter auf, es ging auf einen Abgrund.

Ich ſah ein, daß Gregoriska mit dieſem Zimmer eine überlegte Wahl getroffen hatte.

Indem ich nach meinem Sopha zurückkehrte, fand ich endlich auf einem an meinem Bette ſtehenden Tiſche ein kleines zuſammengeſchlagenes Billet.

Ich machte es auf und las in polniſcher Sprache:

„Schlafen Sie ruhig, Sie haben Nichts zu fürchten, ſo lange als Sie in dem Innern des Schloſſes bleiben.

Gregoriska."

Ich befolgte den mir gegebenen Rath, und indem die Ermüdung über meine Sorgen den Sieg davon trug, legte ich mich zu Bett und ſchlief ein.

XIV.

Die beiden Brüder.

Von dieſem Augenblicke an wohnte ich auf dem Schloſſe, und von dieſem Augenblicke an begann das Drama, das ich Ihnen erzählen will.

Die beiden Brüder verliebten ſich in mich, jeder nach der Art ſeines Charakters.

Kostaki ſagte mir gleich am folgenden Tage, daß er mich liebe, erklärte, daß ich ihm, und keinem Andern angehören würde, und daß er mich eher tödten würde, als mich, wem es auch ſein mögte, angehören zu laſſen.

Gregoriska ſagte nichts; aber er umgab mich mit Aufmerkſamkeiten und Artigkeiten. Alle Mittel einer glänzenden Erziehung, alle Erinnerungen, einer an den edelſten Höfen Europas zugebrachten Jugend wurden angewandt, um mir zu gefallen. Ach! Das war nicht ſchwer; bei dem erſten Klange ſeiner Stimme hatte ich gefühlt,

daß dieſe Stimme meiner Seele ſchmeichle; bei dem erſten Blicke ſeiner Augen hatte ich gefühlt, daß dieſer Blick mir bis in das Herz drang.

Nach Verlauf von drei Monaten hatte mir Kostaki hundert Male wiederholt, daß er mich liebe, und ich haßte ihn; nach Verlauf von drei Monaten hatte mir Gregoriska noch kein einziges Wort von Liebe geſagt, und ich fühlte, daß ich ganz die ſeine ſein würde, ſobald er es verlangte.

Kostaki hatte auf ſeine Ausgänge verzichtet. — Er verließ das Schloß nicht mehr. Er hatte für den Augenblick zu Gunſten einer Art von Lieutenant abgedankt, der von Zeit zu Zeit kam, um ſeine Befehle zu holen und verſchwand.

Smeranda liebte mich gleichfalls mit leidenſchaftlicher Freundſchaft, deren Ausdruck mir Furcht machte. Sie begünſtigte ſichtlich Kostaki, und ſchien weit eiferſüchtiger auf mich, als er es ſelbſt war. Nur, da ſie weder polniſch noch franzöſiſch, und ich die moldauiſche Sprache nicht verſtand, ſo konnte ſie nicht ſehr zu Gunſten ihres Sohnes in mich dringen; aber ſie hatte drei Worte in Franzöſiſcher Sprache ſagen gelernt, die ſie mir jedes Mal wiederholte, wenn ſich ihre Lippen auf meine Stirn drückten:

— Kostaki liebt Hedwig.

Eines Tages empfing ich eine ſchreckliche Nachricht, welche mein Unglück auf das Höchſte ſteigerte: die vier Männer, welche den Kampf überlebt hatten, waren wieder in Freiheit geſetzt worden; ſie waren wieder nach

Polen abgegangen, indem sie ihr Wort verpfändeten, daß einer von ihnen vor Ablauf von drei Monaten zurückkehren würde, um mir Nachrichten von meinem Vater zu bringen.

Einer von ihnen erschien in der That eines Morgens wieder. Unser Schloß war genommen, verbrannt und geschleift worden, und mein Vater hatte sich bei seiner Vertheidigung tödten lassen.

Ich stand von nun allein auf der Welt.

Kostaki verdoppelte seine Bewerbungen und Smeranda ihre Zärtlichkeit, aber dieses Mal schützte ich die Trauer um meinen Vater vor. Kostaki beharrte darauf, indem er sagte, daß ich um so mehr einer Stütze bedürfte, je einsamer ich dastände; seine Mutter beharrte wie er und mit ihm, vielleicht mehr noch als er darauf.

Gregoriska hatte mir von der Gewalt gesprochen, welche die Moldauer über sich selbst haben, wenn sie nicht in ihren Gefühlen lesen lassen wollen. Er war ein lebendiges Beispiel davon. Es war unmöglich, von der Liebe eines Mannes überzeugter zu sein, als ich es von der seinigen war; wenn man mich indessen gefragt hätte, auf welchem Beweise diese Ueberzeugung beruhe, so wäre es mir unmöglich gewesen, es zu sagen; Niemand auf dem Schlosse hatte seine Hand die meinige berühren, seine Augen die meinigen suchen sehen. Die Eifersucht allein konnte Kostaki über diese Nebenbuhlerschaft aufklären, wie meine Liebe allein mich über diese Liebe aufzuklären vermogte.

Ich gestehe indessen, daß diese Gewalt Gregoriskas über sich selbst mich beunruhigte. — Zuverlässig glaubte

ich, aber das war nicht genug, ich hatte das Bedürfniß überzeugt zu werden, — als ich eines Abends, wo ich so eben in mein Zimmer zurückgekehrt war, leise an die eine jener beiden Thüren klopfen hörte, welche ich als sich von Innen schließend bezeichnet habe; nach der Art, mit welcher man klopfte, errieth ich, daß dieser Ruf der eines Freundes wäre. Ich näherte mich und fragte wer da sei.

— Gregoriska, antwortete eine Stimme, über deren Ton ich mich zuverlässig nicht irrte.

— Was wollen Sie von mir? fragte ich ihn ganz bebend.

— Wenn Sie Vertrauen zu mir haben, sagte Gregoriska, wenn Sie mich für einen Mann von Ehre halten, so bewilligen Sie mir meine Bitte.

— Worin besteht sie?

— Löschen Sie Ihr Licht aus, wie, als ob Sie zu Bett gegangen wären, und öffnen Sie mir in einer halben Stunde Ihre Thüre.

— Kommen Sie in einer halben Stunde wieder, war meine einzige Antwort. Ich löschte mein Licht aus und erwartete.

Mein Herz klopfte heftig, denn ich sah ein, daß es sich um irgend ein wichtiges Ereigniß handelte.

Die halbe Stunde verfloß; ich hörte noch weit leiser als das erste Mal klopfen. Während der Zwischenzeit hatte ich die Riegel zurückgezogen, ich hatte daher nur die Thüre zu öffnen.

Gregoriska trat ein, und ohne daß er mir es nur

ſagte, machte ich die Thüre wieder hinter ihm zu und verſchloß die Riegel.

Er blieb einen Augenblick lang ſtumm und regungslos, indem er mir mit der Geberde Schweigen auferlegte. Dann, als er ſich verſichert hatte, daß uns keine dringende Gefahr bedrohte, führte er mich in die Mitte des großen Zimmers, und indem er an meinem Zittern fühlte, daß ich nicht ſtehen zu bleiben vermögte, holte er mir einen Stuhl.

Ich ſetzte mich oder ließ mich vielmehr auf dieſen Stuhl ſinken.

—O, mein Gott! ſagte ich zu ihm, was gibt es denn, und wozu ſo viele Vorſichtsmaßregeln?

—Weil mein Leben, was nichts wäre, weil vielleicht auch das Ihrige von der Unterhaltung abhängt, welche wir mit einander haben werden.

Ich ergriff ihn ganz erſchreckt bei der Hand.

Er drückte meine Hand an ſeine Lippen, indem er mich dabei anblickte, um mich über eine ſolche Vermeſſenheit um Verzeihung zu bitten.

Ich ſchlug die Augen nieder, das hieß einwilligen.

—Ich liebe Sie, ſagte er mit ſeiner wie ein Geſang lieblichen Stimme zu mir, lieben Sie mich?

—Ja, — antwortete ich ihm.

—Würden Sie einwilligen, meine Gattin zu werden?

—Ja.

Er legte mit einem tiefen Seufzer des Glückes die Hand auf ſeine Stirn.

—Dann werden Sie ſich nicht weigern mir zu folgen?

— Ich werde Ihnen überall hin folgen!

— Denn Sie werden begreifen, fuhr er fort, daß wir nur glücklich sein können, indem wir fliehen.

— O! ja, rief ich aus, lassen Sie uns fliehen.

— Still! äußerte er erbebend, — still!

— Sie haben Recht.

Und ich näherte mich ihm ganz zitternd.

— Hören Sie, was ich gethan habe, sagte er zu mir; hören Sie, warum ich so lange geschwiegen habe, ohne Ihnen zu gestehen, daß ich Sie liebte. — Ich wollte, daß sich Nichts mehr unserer Verbindung widersetzen könnte, sobald ich Ihrer Liebe gewiß wäre. Ich bin reich, Hedwig, unermeßlich reich, aber nach der Weise des moldauischen Adels: — reich an Ländereien, an Heerden, an Leibeigenen. — Nun denn! ich habe an das Kloster Hango für eine Million Ländereien, Heerden und Dörfer verkauft. Sie haben mir dagegen drei Mal Hundert Tausend Franken Werth an Edelsteinen, Hundert Tausend Franken in Gold, — das Uebrige in Wechseln auf Wien gegeben. Wird Ihnen eine Million genügen?

Ich drückte ihm die Hand.

— Ihre Liebe hätte mir genügt, Gregoriska, urtheilen Sie.

— Wohlan! hören Sie: ich gehe morgen nach dem Kloster Hango, um meine letzten Verabredungen mit dem Superior zu treffen. Er hält mir Pferde bereit; diese Pferde werden uns von neun Uhr an Hundert Schritte weit von dem Schlosse versteckt erwarten. Nach dem Abendessen gehen Sie wie heute wieder auf ihr Zimmer,

löſchen wie heute Ihr Licht aus, und wie heute werde ich zu Ihnen eintreten. Aber ſtatt allein Ihr Zimmer zu verlaſſen, werden Sie mir morgen folgen, wir erreichen das Thor, welches auf das Feld führt, finden unſere Pferde, ſchwingen uns darauf, und übermorgen werden wir mit Tagesanbruche dreißig Stunden zurückgelegt haben.

— Warum iſt es nicht ſchon Uebermorgen!

— Theure Hedwig.

Gregoriska drückte mich an ſein Herz, — unſere Lippen begegneten ſich. O! er hatte ganz richtig geſagt, daß ich einem Manne von Ehre die Thüre meines Zimmers geöffnet hätte; — aber er ſah es wohl ein; wenn ich ihm nicht durch den Körper angehörte, ſo gehörte ich ihm durch die Seele an.

Die Nacht verfloß, ohne daß ich einen einzigen Augenblick lang ſchlafen konnte. Ich ſah mich mit Gregoriska fliehend, — ich fühlte mich von ihm fortgetragen, wie mich Kostaki fortgetragen hatte; — nur verwandelte ſich dieſes Mal dieſes ſchreckliche, entſetzliche, grauſige Rennen in eine ſüße und entzückende Umſchlingung, welcher die Schnelligkeit Wolluſt hinzufügte, denn die Schnelligkeit hat gleichfalls eine ihr eigene Wolluſt.

Der Tag brach an. Ich ging hinab. Es ſchien mir, als ob noch Etwas bei Weitem Finſtereres als gewöhnlich in der Art und Weiſe läge, mit der Kostaki mich begrüßte. — Sein Lächeln war ſogar nicht mehr ein Spott, es war eine Drohung. Was Smeranda anbelangt, ſo ſchien ſie mir dieſelbe wie gewöhnlich.

Während des Frühstückes bestellte Gregoriska seine Pferde. — Kostaki schien auf diesen Befehl durchaus nicht zu achten.

Gegen eilf Uhr grüßte er uns, indem er seine Rückkehr erst für den Abend meldete und seine Mutter bat, ihn nicht zum Mittagessen zu erwarten; indem er sich hierauf an mich wandte, bat er mich gleichfalls, ihn zu entschuldigen.

Er verließ das Zimmer. Das Auge seines Bruders folgte ihm bis zu dem Augenblicke, wo er über die Schwelle trat, und in diesem Augenblicke sprühte aus diesem Auge ein solcher Blitz des Hasses, daß ich schauderte.

Der Tag verfloß unter Bangigkeiten, welche Sie begreifen werden. Ich hatte Niemandem Etwas von unseren Plänen mitgetheilt, kaum sogar in meinen Gebeten, wenn ich es gewagt hätte, Gott davon zu sprechen, und es schien mir, als ob diese Pläne Jedermann bekannt wären, daß jeder Blick, der sich auf mich heftete, bis auf den Grund meines Herzens dränge und in ihm lesen könnte.

Das Mittagessen war eine Marter; finster und schweigsam, sprach Kostaki selten; dieses Mal begnügte er sich damit, zwei bis drei Male in moldauischer Sprache das Wort an seine Mutter zu richten, und jedes Mal ließ mich der Ausdruck seiner Stimme erbeben.

Als ich aufstand, um wieder in mein Zimmer hinaufzugehen, umarmte mich Smeranda wie gewöhnlich, und indem sie mich umarmte, sagte sie mir jene drei Worte,

welche ich seit acht Tagen nicht über ihre Lippen hatte treten hören:

— Kostaki liebt Hedwig!

Diese Worte verfolgten mich wie eine Drohung; sobald ich in meinem Zimmer war, schien es mir, als ob eine verhängnißvolle Stimme an meinem Ohre flüsterte: Kostaki liebt Hedwig!

Nun aber war die Liebe Kostakis, wie Gregoriska mir gesagt hatte, der Tod.

Gegen sieben Uhr Abends, und als der Tag sich zu neigen begann, sah ich Kostaki über den Hof gehen. — Er wandte sich um, um nach meiner Seite zu blicken, aber ich trat rasch zurück, damit er mich nicht sehen könnte.

Ich war besorgt, denn so lange als die Lage meines Fensters mir erlaubt hatte, ihm zu folgen, hatte ich ihn nach den Ställen zuschreiten sehen. — Ich wagte die Riegel meiner Thüre aufzuziehen, und in das anstoßende Zimmer zu schlüpfen, von wo aus ich Alles das sehen konnte, was er thun würde.

Er begab sich in der That nach den Ställen. — Er zog nun selbst sein Lieblingspferd heraus, sattelte es mit eigenen Händen und mit der Sorgfalt eines Mannes, der die größte Wichtigkeit auf die geringsten Umstände legt. — Er trug dasselbe Kostüm, unter welchem er mir zum ersten Male erschienen war. Nur trug er als ganze Waffe seinen Säbel.

Als sein Pferd gesattelt war, warf er nochmals die Augen auf das Fenster meines Zimmers. Dann, da er

mich nicht ſah, ſchwang er ſich auf den Sattel, ließ ſich daſſelbe Thor öffnen, durch welches ſein Bruder ausgeritten war und zurückkehren mußte, und entfernte ſich im Galopp in der Richtung des Kloſters Hango.

Nun wurde mein Herz auf eine ſchreckliche Weiſe beklommen, eine unglückſelige Ahnung ſagte mir, daß Kostaki ſeinem Bruder entgegenginge.

Ich blieb an dieſem Fenſter, ſo lange als ich dieſen Weg unterſcheiden konnte, der eine Viertelſtunde weit von dem Schloſſe eine Krümmung machte und ſich in dem Anfange eines Waldes verlor. Aber die Nacht wurde mit jedem Augenblicke finſterer, der Weg verſchwand am Ende gänzlich. Ich blieb noch. Endlich gab mir meine Beſorgniß gerade durch ihr Uebermaß meine Kraft wieder, und da es augenſcheinlich war, daß ich in dem unteren Saale die erſten Nachrichten von dem Einen oder dem Andern der beiden Brüder haben müßte, ſo ging ich hinab.

Mein erſter Blick war Smeranda. Aus der Ruhe ihres Geſichtes erſah ich, daß ſie keine Befürchtung empfand; ſie ertheilte ihre Aufträge für das gewöhnliche Abendeſſen, und die Gedecke der beiden Brüder lagen an ihren Plätzen.

Ich wagte Niemand zu befragen. Wen hätte ich außerdem befragen können? Mit Ausnahme von Kostaki und Gregoriska ſprach Niemand auf dem Schloſſe die beiden einzigen Sprachen, welche ich ſprach.

Bei dem geringſten Geräuſche erbebte ich.

Gewöhnlich ſetzte man ſich um neun Uhr zum Abendeſſen zu Tiſch. Ich war um halb neun Uhr hinabgegan-

gen, ich folgte mit den Augen dem Minutenzeiger, deſſen Gang auf dem großen Zifferblatte der Uhr faſt ſichtbar war.

Der wandernde Zeiger überſchritt den Raum, der ihn von dem Viertel trennte. Das Viertel ſchlug. — Die Glocke erſchallte traurig und grauſig, — dann begann der Zeiger ſeinen ſchweigenden Lauf wieder, und ich ſah ihn von Neuem den Raum mit der Regelmäßigkeit und der Langſamkeit der Spitze einer Magnetnadel durchlaufen.

Einige Minuten vor neun Uhr ſchien es mir, als ob ich den Galopp eines Pferdes auf dem Hofe hörte. — Smeranda hörte ihn auch, denn ſie wandte den Kopf nach der Seite des Fenſters; aber die Nacht war zu finſter, als daß ſie ſehen konnte.

O! wie ſie hätte errathen können, was in meinem Herzen vorging, wenn ſie mich in dieſem Augenblicke angeblickt hätte, — man hatte nur den Hufſchlag eines einzigen Pferdes gehört, — und das war ganz natürlich. Ich wußte wohl, daß nur ein Reiter zurückkehren würde.

Aber welcher?

Schritte erſchallten in dem Vorzimmer, — dieſe Schritte waren langſam und ſchienen voller Zögern, — jeder dieſer Schritte ſchien auf meinem Herzen zu laſten.

Die Thüre ging auf, ich ſah in der Dunkelheit einen Schatten erſcheinen. Dieſer Schatten blieb einen Augenblick lang unter der Thüre ſtehen. Mein Herz hörte auf zu ſchlagen.

Der Schatten ſchritt vor, und in dem Maße, als er in den Kreis des Lichtes trat, athmete ich wieder auf.

Ich erkannte Gregoriska. Ein Augenblick des Zweifels mehr, und mein Herz wäre gebrochen.

Ich erkannte Gregoriska, aber bleich wie ein Todter. Bei seinem bloßen Anblicke errieth man, daß sich irgend etwas Schreckliches zugetragen hatte.

— Bist Du es, Kostaki? fragte Smeranda.

— Nein, meine Mutter, antwortete Gregoriska mit dumpfer Stimme.

— Ah! Sie sind da, sagte sie . . . und seit wann muß Ihre Mutter auf Sie warten?

— Meine Mutter, sagte Gregoriska, indem er einen Blick auf die Uhr warf, es ist erst neun Uhr.

Und zu gleicher Zeit schlug es in der That neun Uhr.

— Es ist wahr, sagte Smeranda. Wo ist Ihr Bruder?

Unwillkürlich dachte ich, daß Gott dieselbe Frage an Kain gerichtet hatte.

Grezoriska antwortete nicht.

— Hat Niemand Kostaki gesehen? fragte Smeranda.

Der Vatar, oder Haushofmeister, erkundigte sich um sich herum.

— Gegen sieben Uhr ist der Graf in den Ställen gewesen, sagte er, hat sein Pferd selbst gesattelt, und ist auf der Straße von Hango aufgebrochen.

In diesem Augenblicke begegneten meine Augen denen Gregoriskas. Ich weiß nicht, ob es eine Wirklichkeit war, es schien mir, als ob er einen Tropfen Blut auf der Stirn hätte.

Ich legte langsam meinen Finger auf meine eigene

Stirn, indem ich die Stelle andeutete, wo ich dieſen Fleck zu ſehen glaubte.

Gregoriska verſtand mich; er nahm ſein Taſchentuch und trocknete ſich ab.

—Ja, ja, murmelte Smeranda, er wird irgend einen Bären, irgend einen Wolf angetroffen haben, den zu verfolgen er ſich beluſtigt hat. Deshalb läßt ein Kind ſeine Mutter warten. Wo haben Sie ihn gelaſſen, Gregoriska? ſagen Sie.

—Meine Mutter, antwortete Gregoriska mit bewegter aber zuverſichtlicher Stimme, mein Bruder und ich ſind nicht mit einander ausgegangen.

—Es iſt gut! ſagte Smeranda. Man richte das Eſſen an, man ſetze ſich zu Tiſch und verſchließe die Thore; die, welche außerhalb ſind, mögen außerhalb ſchlafen.

Die beiden erſten Theile dieſes Befehles wurden buchſtäblich ausgeführt. Smeranda nahm ihren Platz ein, Gregoriska ſetzte ſich zu ihrer Rechten, und ich mich zu ihrer Linken.

Hierauf entfernten ſich die Diener, um den dritten auszuführen, das heißt um die Thore des Schloſſes zu verſchließen.

In dieſem Augenblicke hörte man einen großen Lärm in dem Hofe, und ein ganz erſchreckter Diener trat mit den Worten in den Saal:

—Fürſtin, das Pferd des Grafen Kostaki iſt allein und ganz mit Blut bedeckt in den Hof zurückgekehrt.

—O! murmelte Smeranda, indem ſie ſich bleich

und drohend aufrichtete, auf dieſe Weiſe iſt eines Abends das Pferd ſeines Vaters zurückgekehrt.

Ich warf die Augen auf Gregoriska; er war nicht bläſſer, er war todtenbleich.

In der That, das Pferd des Grafen Koproly war eines Abends ganz mit Blut bedeckt in den Schloßhof zurückgekehrt, und eine Stunde nachher hatten die Diener die mit Wunden bedeckte Leiche gefunden und zurückgebracht.

Smeranda nahm eine Fackel aus den Händen eines der Diener, ſchritt auf die Thür zu, öffnete ſie und ging in den Hof hinab.

Das ganz ſcheue Pferd ward mit Gewalt von drei bis vier Dienern gehalten, welche ihre Bemühungen vereinigten, um es zu beruhigen.

Smeranda ſchritt auf das Thier zu, betrachtete das Blut, welches den Sattel befleckte, und erkannte eine Wunde an der Höhe ſeiner Stirn.

— Kostaki iſt von vorn getödtet worden, ſagte ſie, im Duell und durch einen einzigen Feind. Sucht ſeine Leiche, Kinder, ſpäterhin werden wir ſeinen Mörder ſuchen.

Da das Pferd durch das Thor von Hango zurückgekehrt war, ſo ſtürzten alle Diener aus dieſem Thore, und man ſah ihre Fackeln in der Ebene herumirren und ſich in den Wald vertiefen, wie man an einem ſchönen Sommerabende in den Ebenen von Nizza und von Piſa die Leuchtkäfer funkeln ſieht.

Wie als ob ſie überzeugt geweſen wäre, daß die Nachforſchung nicht lange dauern würde, wartete Sme-

randa unter dem Thore ſtehend. Nicht eine Thräne floß aus den Augen dieſer betrübten Mutter, und dennoch fühlte man die Verzweiflung auf dem Grunde ihres Herzens grollen.

Gregoriska ſtand hinter ihr, und ich ſtand neben Gregoriska.

Indem er den Saal verließ, hatte er einen Augenblick lang die Abſicht gehabt, mir den Arm anzubieten, aber er hatte es nicht gewagt.

Nach Verlauf von ungefähr einer Viertelſtunde ſah man an der Wendung des Weges eine, zwei, dann alle Fackeln wieder erſcheinen.

Nur hatten ſie ſich dieſes Mal, ſtatt ſich in der Ebene zu vertheilen, um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt vereinigt.

Bald konnte man ſehen, daß dieſer gemeinſchaftliche Mittelpunkt aus einer Tragbahre und aus einem, auf dieſer Tragbahre ausgeſtreckten Manne beſtand.

Der Leichenzug kam langſam heran, aber er kam heran. Nach Verlauf von zehn Minuten befand er ſich an dem Thore. Als ſie die lebende Mutter erblickten, welche den todten Sohn erwartete, entblößten die, welche ihn trugen, inſtinctmäßig ihr Haupt, und kehrten dann ſchweigend in den Hof zurück.

Smeranda folgte ihnen, und wir folgten Smeranda. Auf dieſe Weiſe erreichte man den großen Saal, in welchem man die Leiche niederlegte.

Indem ſie nun einen Wink hoher Majeſtät gab, entfernte Smeranda Jedermann, und ſich der Leiche nähernd,

ſetzte ſie ein Knie auf den Boden, ſchlug die Haare zurück, welche ihrem Geſichte als Schleier dienten, und betrachtete ſie lange und immer mit trockenen Augen. Indem ſie hierauf den moldauiſchen Rock aufknöpfte, ſchlug ſie das mit Blut befleckte Hemd zurück.

Die Wunde befand ſich an der rechten Seite der Bruſt. Sie mußte von einer geraden und zweiſchneidigen Klinge gemacht worden ſein.

Ich erinnerte mich, an demſelben Tage an Gregoriskas Seite den langen Hirſchfänger geſehen zu haben, der ſeiner Büchſe zum Bajonette diente.

Ich ſuchte dieſe Waffe an ſeiner Seite; aber ſie war verſchwunden.

Smeranda verlangte Waſſer, tauchte ihr Taſchentuch in dieſes Waſſer und wuſch die Wunde.

Friſches und reines Blut röthete die Lefzen der Wunde.

Das Schauſpiel, welches ich vor Augen hatte, bot etwas Gräßliches und zugleich Erhabenes. Dieſes große, von den Harzfackeln mit Rauch erfüllte Zimmer, dieſe barbariſchen Geſichter, dieſe von Grauſamkeit funkelnden Augen, dieſe ſeltſamen Koſtüme, dieſe Mutter, welche bei dem Anblicke des noch warmen Blutes berechnete, ſeit wie lange der Tod ihr ihren Sohn geraubt hätte, dieſes tiefe, nur durch das Schluchzen der Räuber, deren Hauptmann Kostaki war, unterbrochene Schweigen, Alles das, ich wiederhole es, war ein gräßlicher und zugleich erhabener Anblick.

Endlich näherte Smeranda ihre Lippen der Stirn ih-

res Sohnes, indem ſie ſich dann wieder aufrichtete, — indem ſie dann die langen Flechten ihrer weißen Haare zurückwarf, die ſich aufgelöſt hatten, ſagte ſie:

— Gregoriska!

Gregoriska erbebte, ſchüttelte den Kopf, und indem er aus ſeiner Gefühlloſigkeit erwachte, antwortete er:

— Meine Mutter!

— Kommen Sie hierher, mein Sohn, und hören Sie mich an.

Gregoriska gehorchte ſchaudernd, aber er gehorchte.

In dem Maße, als er ſich der Leiche näherte, floß das Blut weit reicher und weit röther aus der Wunde. Glücklicher Weiſe ſah Smeranda nicht mehr nach dieſer Seite, denn bei dem Anblicke dieſes anklagenden Blutes hätte ſie nicht mehr nöthig gehabt zu ſuchen, wer der Mörder wäre.

— Gregoriska, ſagte ſie, ich weiß wohl, daß Kostaki und Du Euch nicht liebtet. Ich weiß wohl, daß Du ein Waivadh durch Deinen Vater biſt, und er ein Koproly durch den ſeinigen; aber durch Eure Mutter waret Ihr beide Brancovans. Ich weiß, daß Du ein Mann der Städte des Abendlandes biſt, und er ein Sohn der Berge des Morgenlandes; aber durch den Schooß, der Euch beide getragen hat, ſeid Ihr am Ende Brüder. Wohlan! Gregoriska, ich will wiſſen, ob wir meinen Sohn zu ſeinem Vater tragen werden, ohne daß der Schwur ausgeſprochen worden iſt, ob ich endlich ruhig wie eine Frau weinen kann, indem ich mich auf Dich, das heißt auf einen Mann, hinſichtlich der Strafe verlaſſe.

— Nennen Sie mir den Mörder meines Bruders, Madame, und befehlen Sie, ich ſchwöre Ihnen, daß er vor Verlauf einer Stunde, wenn Sie es verlangen, aufgehört haben wird zu leben.

— Schwöre immerhin, Gregoriska, ſchwöre, bei Strafe meines Fluches, verſtehſt Du, mein Sohn? — Schwöre, daß der Mörder ſterben wird, — ſchwöre, daß Du keinen Stein ſeines Hauſes auf dem andern laſſen wirſt; — ſchwöre, daß ſeine Mutter, ſeine Kinder, ſeine Brüder, ſeine Gattin oder ſeine Verlobte von Deiner Hand umkommen werden. Schwöre, und rufe, indem Du ſchwörſt, den Zorn des Himmels auf Dich herab, wenn Du dieſen geheiligten Schwur brichſt. — Wenn Du dieſen geheiligten Schwur brichſt, ſo unterwirf Dich dem Elende, dem Abſcheue Deiner Freunde, dem Fluche Deiner Mutter.

Gregoriska ſtreckte die Hand über die Leiche aus.

— Ich ſchwöre, daß der Mörder ſterben wird, ſagte er.

Bei dieſem ſeltſamen Schwure, deſſen wahren Sinn ich und der Todte vielleicht nur allein verſtehen konnten, ſah ich, oder glaubte ich, ein entſetzliches Wunder zu ſehen. Die Augen der Leiche öffneten ſich wieder und hefteten ſich weit lebendiger auf mich, als ich ſie jemals geſehen hatte, und ich fühlte, wie als ob dieſer doppelte Strahl fühlbar geweſen wäre, als dringe ein glühendes Eiſen in mein Herz.

Das war mehr, als ich zu ertragen vermochte; ich ſank in Ohnmacht.

XV.

Das Kloſter Hango.

Als ich wieder erwachte, befand ich mich in meinem Zimmer auf meinem Bette liegend; eine der beiden Frauen wachte bei mir.

Ich fragte, wo Smeranda wäre, man antwortete mir, daß ſie bei der Leiche ihres Sohnes wachte.

Ich fragte, wo Gregoriska wäre; man antwortete mir, daß er in dem Kloſter Hango wäre.

Es war keine Rede mehr von Flucht. War Kostaki nicht todt? Es war keine Rede mehr von Heirath. Konnte ich den Brudermörder heirathen?

Drei Tage und drei Nächte verfloſſen ſo unter ſeltſamen Träumen. Im Wachen oder im Schlafe ſah ich immer dieſe beiden lebendigen Augen in dieſem todten Geſichte; es war eine gräßliche Erſcheinung.

Am dritten Tage ſollte die Beerdigung Kostakis ſtattfinden. Am Morgen dieſes Tages brachte man mir im Namen von Smeranda ein vollſtändiges Wittwenkoſtüm. Ich kleidete mich an und ging hinab.

Das Haus war öde; Jedermann befand ſich in der Kapelle.

Ich ging nach dem Verſammlungsorte. In dem Augenblicke, wo ich über die Schwelle trat, trat Smeranda, welche ich ſeit drei Tagen nicht geſehen hatte, über die Schwelle und kam zu mir.

Sie ſchien eine Statüe des Schmerzes. Mit einer langſamen Bewegung gleich der einer Statüe drückte ſie ihre eiſigen Lippen auf meine Stirn, und ſprach mit einer Stimme, welche bereits aus dem Grabe zu kommen ſchien, ihre gewöhnlichen Worte aus:

— Kostaki liebt Sie.

Sie vermögen ſich keinen Begriff von dem Eindrucke zu machen, welche dieſe Worte auf mich hervorbrachten. Dieſe im Präſens, ſtatt im Imperfectum gemachte Liebeserklärung: dieſes liebt Sie, ſtatt liebte Sie, dieſe Liebe jenſeits des Grabes, welche mich in dem Leben aufſuchte, brachte auf mich einen ſchrecklichen Eindruck hervor.

Zu gleicher Zeit bemächtigte ſich meiner ein ſeltſames Gefühl, wie als ob ich in der That die Frau deſſen geweſen wäre, der todt war, und nicht die Verlobte deſſen, welcher lebte. Dieſer Sarg zog mich unwillkürlich, ſchmerzlicher Weiſe an, wie man ſagt, daß die Schlange den Vogel anzieht, den ſie bezaubert. Ich ſuchte Grego-

riska mit den Augen, ich erblickte ihn bleich und an einen Pfeiler gelehnt; ſeine Augen waren gen Himmel gerichtet, — ich vermag nicht zu ſagen, ob er mich ſah.

Die Mönche des Kloſters von Hango umgaben die Leiche, indem ſie die Pſalmen des griechiſchen Ritus ſangen, die zuweilen ſo harmoniſch, weit öfter noch ſehr eintönig ſind. Ich wollte gleichfalls beten, aber das Gebet erſtarb auf meinen Lippen, mein Kopf war dermaßen verwirrt, daß es mir weit eher ſchien einer Verſammlung von Teufeln beizuwohnen, als einer Verſammlung von Prieſtern.

In dem Augenblicke, wo man die Leiche forttrug, wollte ich ihr folgen, aber meine Kräfte verſagten mir den Dienſt. Ich fühlte meine Beine unter mir krachen, und ich lehnte mich an die Thür.

Nun kam Smeranda zu mir und gab Gregoriska einen Wink.

Gregoriska gehorchte und näherte ſich.

Nun redete Smeranda mich in moldauiſcher Sprache an.

— Meine Mutter befiehlt mir, Ihnen Wort vor Wort das zu wiederholen, was Sie ſagen wird, äußerte Gregoriska.

Nun ſprach Smeranda von Neuem; als ſie geendigt hatte, ſagte er:

— Hier ſind die Worte meiner Mutter:

„Sie beweinen meinen Sohn, Hedwig, Sie liebten ihn, nicht wahr? Ich danke Ihnen für Ihre Thränen und für Ihre Liebe; von nun an ſind Sie eben ſo ſehr

meine Tochter, als wenn Kostaki Ihr Gatte gewesen wäre; Sie haben von nun an ein Vaterland, eine Mutter, eine Familie. Vergießen wir die Thränen, welche man den Todten schuldig ist, und werden wir nachher wieder Beide dessen würdig, der nicht mehr ist . . . ich, seine Mutter, Sie, seine Gattin! Leben Sie wohl, kehren Sie in Ihr Zimmer zurück; ich will meinem Sohne bis zu seiner letzten Wohnung folgen; bei meiner Rückkehr werde ich mich mit meinem Schmerze einschließen, und Sie werden mich nicht eher sehen, als bis ich ihn besiegt habe; sein Sie unbesorgt, ich werde ihn besiegen, denn ich will nicht, daß er mich umbringt."

Ich vermogte auf diese von Gregoriska übersetzten Worte Smerandas nur durch ein Stöhnen zu antworten.

Ich ging wieder in mein Zimmer hinauf, der Leichenzug entfernte sich. Ich sah ihn an der Ecke der Straße verschwinden. Das Kloster Hango war in gerader Linie nur eine halbe Stunde weit von dem Schlosse entfernt, aber Hindernisse des Bodens nöthigten ihn, einen Umweg zu machen, und indem man die Straße befolgte, war die Entfernung ungefähr zwei Stunden.

Es war im Monate November. Die Tage waren wieder kalt und kurz geworden. Um fünf Uhr Abends war es gänzlich Nacht.

Gegen sieben Uhr sah ich die Fackeln wieder erscheinen. Es war der Leichenzug, der zurückkehrte. Die Leiche ruhte in dem Grabe seiner Väter. Alles war vorbei.

Ich habe Ihnen gesagt, welchen seltsamen Plagen ich seit dem verhängnißvollen Ereignisse ausgesetzt war, das

uns Alle in Trauer gekleidet hatte, und beſonders ſeitdem ich die Augen, welche der Tod geſchloſſen hatte, ſich wieder öffnen und ſich auf mich richten ſah. Von den Gemüthsbewegungen des Tages niedergebeugt, war ich an dieſem Abende noch weit trauriger. Ich hörte auf der Uhr des Schloſſes die verſchiedenen Stunden ſchlagen, und ich wurde in dem Maße betrübt, als die entſchwundene Zeit mich dem Augenblicke näherte, in welchem Kostaki geſtorben ſein mußte.

Ich hörte drei Viertel auf Neun ſchlagen.

Nun bemächtigte ſich meiner eine ſeltſame Empfindung. Es war ein ſchaudernder Schrecken, der über meinen ganzen Körper lief und ihn erſtarrte; dann mit dieſem Schrecken irgend Etwas wie ein unüberwindlicher Schlaf, der meine Sinne betäubte; meine Bruſt wurde beklommen, meine Augen verſchleierten ſich. Ich ſtreckte die Arme aus, und ſank rückwärts ſchreitend auf mein Bett.

Meine Sinne waren indeſſen nicht dermaßen verſchwunden, daß ich nicht Etwas wie einen Schritt hören konnte, der ſich meiner Thür näherte; dann ſchien es mir, als ob meine Thür aufginge. Dann ſah und hörte ich Nichts mehr.

Nur fühlte ich einen heftigen Schmerz am Halſe.

Hierauf verſank ich in gänzliche Erſtarrung.

Um Mitternacht erwachte ich wieder, meine Lampe brannte noch; ich wollte aufſtehen, aber ich war ſo ſchwach, daß ich es zwei Male verſuchen mußte. Ich beſiegte indeſſen dieſe Schwäche, und da ich wachend denſelben Schmerz

am Halſe empfand, den ich in meinem Schlummer empfunden hatte, ſo ſchleppte ich mich, indem ich mich an die Wand ſtützte, bis nach dem Spiegel und ſah hinein.

Etwas gleich einem Nadelſtiche bezeichnete die Pulsader meines Halſes.

Ich dachte, daß irgend ein Inſect mich während meines Schlafes geſtochen hätte, und da ich vor Ermüdung erſchöpft war, ſo legte ich mich zu Bett und ſchlief ein.

Am folgenden Tage erwachte ich wie gewöhnlich. Wie gewöhnlich wollte ich aufſtehen, ſobald meine Augen geöffnet waren; aber ich empfand eine Schwäche, welche ich bis dahin nur ein einziges Mal in meinem Leben empfunden hatte, nämlich am Tage nach demjenigen, an welchem man mir zu Ader gelaſſen hatte.

Ich näherte mich meinem Spiegel, und war durch meine Bläſſe überraſcht.

Der Tag verfloß traurig und trübſelig; ich empfand etwas Seltſames; da, wo ich war, hatte ich das Bedürfniß zu bleiben, jede Ortsveränderung war eine Ermüdung.

Die Nacht kam herbei, man brachte mir meine Lampe; meine Frauen, ich verſtand es zum Mindeſten aus ihren Geberden, boten mir an, bei mir zu bleiben. Ich dankte ihnen; ſie entfernten ſich.

Zu derſelben Stunde, als am Abende zuvor, empfand ich dieſelben Symptome. Ich wollte nun aufſtehen und um Hilfe rufen; aber ich vermogte nicht, bis nach der Thür zu gehen. Ich hörte dunkel die Glocke der Uhr, welche drei Viertel auf neun Uhr ſchlug, Schritte erſchall-

ten, die Thür ging auf; aber ich ſah und hörte Nichts mehr; wie am Tage zuvor war ich rückwärts auf mein Bett geſunken.

Wie am Tage zuvor empfand ich einen ſtechenden Schmerz an demſelben Orte.

Wie am Tage zuvor erwachte ich um Mitternacht; nur erwachte ich noch weit ſchwächer und weit bleicher, als am Tage zuvor.

Am folgenden Tage erneuerte ſich die gräßliche Plage nochmals.

Ich war entſchloſſen, zu Smeranda hinabzugehen, ſo ſchwach ich auch ſein mogte, als eine meiner Frauen in mein Zimmer trat und den Namen Gregoriska ausſprach.

Gregoriska kam hinter ihr.

Ich wollte aufſtehen, um ihn zu empfangen, aber ich ſank wieder auf meinen Seſſel zurück.

Als er mich erblickte, ſtieß er einen Schrei aus und wollte auf mich zuſtürzen; aber ich hatte die Kraft, den Arm nach ihm auszuſtrecken.

— Was wollen Sie hier? fragte ich ihn.

— Ach! ſagte er, ich kam, um Abſchied von Ihnen zu nehmen! Ich kam, Ihnen zu ſagen, daß ich dieſe Welt verlaſſe, welche mir ohne Ihre Liebe und ohne Ihre Gegenwart unerträglich iſt; ich kam, Ihnen zu ſagen, daß ich mich in das Kloſter Hango zurückziehe.

— Meine Gegenwart iſt Ihnen genommen, Gregoriska, antwortete ich ihm, aber nicht meine Liebe. Ach! ich liebe Sie immer noch, und mein großer Schmerz iſt, daß dieſe Liebe von nun an faſt ein Verbrechen iſt.

— Dann kann ich hoffen, daß Sie für mich beten werden, Hedwig.

— Ja, nur werde ich nicht lange beten, fügte ich lächelnd hinzu.

— In der That, was haben Sie denn, und warum ſind Sie ſo bleich?

— Gott hat ohne Zweifel Erbarmen mit mir und wird mich zu ſich rufen!

Gregoriska näherte ſich mir, ergriff mich bei der Hand, die ich nicht die Kraft hatte, zurückzuziehen, und indem er mich feſt anblickte, ſagte er:

— Dieſe Bläſſe iſt nicht natürlich, Hedwig, woher kömmt ſie? reden Sie.

— Wenn ich es Ihnen ſagte, Gregoriska, ſo würden Sie glauben, daß ich wahnſinnig ſei.

— Nein, nein, reden Sie, Hedwig, ich bitte Sie inſtändigſt darum, wir befinden uns hier in einem Lande, das keinem andern Lande gleicht, in einer Familie, die keiner andern Familie gleicht. Reden Sie, ſagen Sie Alles, ich bitte Sie inſtändigſt darum.

Ich erzählte ihm Alles: jene ſeltſame Verblendung, die mich zu der Stunde befiel, in welcher Kostaki geſtorben ſein müßte; den Schrecken, die Erſtarrung, die eiſige Kälte, die Hinfälligkeit, welche mich auf mein Bett legte, das Geräuſch von Schritten, das ich zu hören glaubte, dieſe Thür, welche ich ſich öffnen zu ſehen glaubte, endlich den ſtechenden Schmerz, dem meine beſtändig zunehmende Bläſſe und Schwäche folgte.

Ich hatte geglaubt, daß meine Erzählung Gregoriska

ein Anfang von Wahnſinn ſcheinen würde, und ich ſchloß mit einer gewiſſen Schüchternheit, als ich im Gegentheile ſah, daß er dieſer Erzählung eine tiefe Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Nachdem ich aufgehört hatte zu ſprechen, überlegte er einen Augenblick lang.

—Demnach alſo, fragte er, ſchlafen Sie jeden Abend um drei Viertel auf neun Uhr ein?

—Ja, welche Mühe ich mir auch geben mag, um dem Schlafe zu widerſtehen.

—Demnach alſo glauben Sie, Ihre Thüre ſich öffnen zu ſehen?

—Ja, obgleich ich ſie verriegle.

—Demnach alſo empfinden Sie einen ſtechenden Schmerz am Halſe?

—Ja, obgleich mein Hals kaum die Spur einer Wunde behält.

—Wollen Sie erlauben, daß ich ſie ſehe? ſagte er.

Ich warf meinen Kopf auf meine Schulter zurück.

Er unterſuchte dieſe Narbe.

—Hedwig, ſagte er nach einem Augenblicke, haben Sie Vertrauen zu mir?

—Sie fragen es mich? antwortete ich.

—Glauben Sie an mein Wort?

—Wie ich an das heilige Evangelium glaube.

—Nun denn! Hedwig, auf mein Wort, ich ſchwöre Ihnen, daß Sie keine acht Tage mehr zu leben haben, wenn Sie nicht noch heute einwilligen das zu thun, was ich Ihnen ſagen werde.

— Und wenn ich darein willige?

— Wenn Sie darein willigen, — ſo werden Sie vielleicht gerettet ſein.

— Vielleicht?

Er ſchwieg.

— Was auch geſchehen möge, Gregoriska, begann ich wieder, ich werde das thun, was Sie mir befehlen werden.

— Nun denn! Hören Sie, ſagte er, und vor Allem erſchrecken Sie nicht. In Ihrem Lande, wie in Ungarn, wie in unſerem Romanien, beſteht eine Sage.

Ich ſchauderte, denn dieſe Sage war mir in das Gedächtniß gekommen.

— Ah! ſagte er, Sie wiſſen was ich ſagen will?

— Ja, antwortete ich, ich habe in Polen dieſem gräßlichen Verhängniſſe unterworfene Perſonen geſehen.

— Sie wollen von Vampyren ſprechen, nicht wahr?

— Ja, ich habe in meiner Kindheit auf dem Friedhofe eines meinem Vater gehörigen Dorfes vierzig Perſonen wieder ausgraben ſehen, die in vierzehn Tagen geſtorben waren, ohne daß man die Urſache ihres Todes errathen konnte. Siebzehn haben alle Anzeichen von Vampyren gehabt, das heißt, daß man ſie friſch und roth, gleich Lebendigen wieder gefunden hat, — die Andern waren ihre Opfer.

— Und was that man, um die Gegend davon zu befreien?

— Man ſtieß ihnen einen Pfahl in das Herz und verbrannte ſie nachher.

—Ja, ſo verfährt man gewöhnlich; aber für uns genügt das nicht. Um Sie von dem Geſpenſte zu befreien, will ich es zuvörderſt kennen lernen, und beim Himmel! Ich werde es kennen lernen. Ja, und wenn es ſein muß, ſo werde ich Leib gegen Leib mit ihm kämpfen, wer es auch ſein möge.

—O, Gregoriska! rief ich erſchreckt aus.

—Ich habe geſagt, wer es auch ſein möge, und ich wiederhole es. — Aber um dieſes ſchreckliche Abenteuer zu einem guten Ende zu führen, müſſen Sie in Alles willigen, was ich von Ihnen verlangen werde.

—Reden Sie.

—Halten Sie ſich um ſieben Uhr bereit, — gehen Sie in die Kapelle hinab, gehen Sie allein hinab; — Sie müſſen Ihre Schwäche überwinden, — es muß ſein. — Dort werden wir die eheliche Einſegnung erhalten. Willigen Sie darein, meine Geliebte; um Sie zu beſchüzzen, muß ich vor Gott und vor den Menſchen das Recht haben über Sie zu wachen. Wir werden wieder hier hinaufgehen, und dann werden wir ſehen.

—O! Gregoriska, rief ich aus, wenn er es iſt, ſo wird er ſie tödten.

—Fürchten Sie Nichts, meine geliebte Hedwig. Nur willigen Sie ein.

—Sie wiſſen wohl, daß ich Alles das thun werde, was Sie wollen, Gregoriska.

—Dann auf heute Abend.

—Ja, thun Sie Ihrer Seits, was Sie thun wol-

len, und ich werde Ihnen nach meinen Kräften beiſtehen, gehen Sie.

Er entfernte ſich. Eine Viertelſtunde nachher ſah ich einen Reiter, der auf der Straße des Kloſters dahinſprengte. Er war es.

Kaum hatte ich ihn aus dem Geſicht verloren, als ich auf die Knie ſank und betete, wie man in Ihrem Lande ohne Glauben nicht mehr betet, und wartete die ſiebente Stunde ab, indem ich Gott und den Heiligen das Opfer meiner Gedanken darbrachte; ich ſtand erſt in dem Augenblicke wieder auf, wo es ſieben Uhr ſchlug.

Ich war ſchwach wie eine Sterbende, bleich wie eine Geſtorbene. Ich warf einen großen ſchwarzen Schleier über meinen Kopf, ging die Treppe hinab, indem ich mich an den Wänden ſtützte, und begab mich in die Kapelle, ohne Jemandem begegnet zu ſein.

Gregoriska erwartete mich mit dem Vater Baſilius, dem Superior des Kloſters Hango. Er trug ein heiliges Schwert an der Seite, die Reliquie eines alten Kreuzfahrers, der mit Ville-Hardouin und Balduin von Flandern Conſtantinopel genommen hatte.

—Hedwig, ſagte er, indem er mit der Hand auf ſein Schwert ſchlug, mit dem Beiſtande Gottes wird dieſes Schwert den Zauber brechen, der Ihr Leben bedroht. Nähern Sie ſich daher entſchloſſen, hier iſt ein heiliger Mann, der, nachdem er meine Beichte empfangen hat, unſere Schwüre empfangen wird.

Die Feierlichkeit begann; niemals hatte vielleicht eine einfachere und zugleich feierlichere ſtattgefunden. Niemand

leiſtete dem Popen Beiſtand; er ſelbſt ſetzte uns die Hochzeitskränze auf den Kopf. Beide in Trauer gekleidet, gingen wir mit einer Kerze in der Hand um den Altar; als hierauf der Geiſtliche die heiligen Worte ausgeſprochen hatte, fügte er hinzu:

—Geht jetzt, meine Kinder, und möge Gott Euch Muth und Kraft verleihen, gegen den Feind der Menſchheit zu kämpfen. Ihr ſeid mit Eurer Unſchuld und ſeiner Gerechtigkeit gerüſtet; Ihr werdet den Dämon beſiegen. Geht, und ſeid geſegnet.

Wir küßten die heiligen Bücher und verließen die Kapelle.

Nun ſtützte ich mich zum erſten Male auf den Arm Gregoriskas, und es ſchien mir, als ob bei der Berührung dieſes tapferen Armes, bei der Berührung dieſes edlen Herzens das Leben in meine Adern wieder zurückkehrte. Ich glaubte mich gewiß zu triumphiren, da Gregoriska bei mir war; wir gingen wieder in mein Zimmer hinauf.

Es ſchlug halb neun Uhr.

—Hedwig, ſagte nun Gregoriska zu mir, wir haben keine Zeit zu verlieren. Willſt Du wie gewöhnlich einſchlafen und daß ſich Alles während Deines Schlafes zuträgt? Willſt Du wach bleiben und Alles ſehen?

—Bei Dir fürchte ich Nichts, ich will wach bleiben, ich will Alles ſehen.

Gregoriska zog einen geweihten Buchsbaumzweig aus ſeinem Buſen, der noch ganz feucht von dem Weihwaſſer war, und gab ihn mir.

— So nimm denn dieſen Zweig, ſagte er, lege Dich auf Dein Bett, ſag die Gebete an die Jungfrau her und warte ohne Furcht. Gott iſt mit uns. Vor Allem laß Deinen Zweig nicht fallen; mit ihm wirſt Du ſelbſt der Hölle gebieten. Rufe mich nicht, ſchreie nicht; bete, hoffe und warte.

Ich legte mich auf das Bett. Ich faltete meine Hände auf der Bruſt, auf welche ich den geweihten Zweig ſtützte.

Was Gregoriska anbelangt, ſo verbarg er ſich hinter dem Thronhimmel, von dem ich bereits geſprochen habe, und der die Ecke meines Zimmers einnahm.

Ich zählte die Minuten, und ohne Zweifel zählte ſie Gregoriska ſeiner Seits gleichfalls.

Es ſchlug drei Viertel.

Der Klang der Glocke bebte noch, als ich dieſelbe Erſtarrung, denſelben Schrecken, dieſelbe eiſige Kälte wieder empfand; aber ich näherte den geweihten Zweig meinen Lippen, und dieſe erſte Empfindung verſchwand.

Nun hörte ich ſehr deutlich das Geräuſch jenes langſamen und abgemeſſenen Schrittes auf der Treppe erſchallen und ſich meiner Thüre nähern.

Hierauf ging meine Thüre langſam, geräuſchlos, wie von einer übernatürlichen Macht geöffnet auf, und nun...

Die Stimme ſtockte wie erſtickt in dem Munde der Erzählerin.

— Und nun, fuhr ſie mit Anſtrengung fort, erblickte ich Kostaki, bleich, wie ich ihn auf der Tragbahre geſehen hatte; ſeine langen, auf ſeiner Schulter zerſtreuten

Haare trieften von Blut; er trug ſein gewöhnliches Koſtüm; nur war es auf ſeiner Bruſt offen und ließ ſeine blutende Wunde ſehen.

Alles war todt, Alles war Leiche . . . Fleiſch, Kleider, Gang . . . die Augen allein, dieſe ſchrecklichen Augen, waren lebendig.

Wie ſonderbar! ſtatt mein Entſetzen zu verdoppeln, fühlte ich bei dieſem Anblicke meinen Muth wachſen.

Gott ſandte mir ihn ohne Zweifel, damit ich meine Lage beurtheilen und mich gegen die Hölle vertheidigen könnte. Bei dem erſten Schritte, den das Geſpenſt auf mein Bett zu that, kreuzte ich kühn meinen Blick mit dieſem bleiernen Blicke und hielt ihm den geweihten Zweig entgegen.

Das Geſpenſt verſuchte weiter zu ſchreiten, aber eine weit ſtärkere Gewalt, als die ſeinige, hielt es auf ſeiner Stelle zurück. Es blieb ſtehen.

— O! murmelte er, ſie ſchläft nicht: ſie weiß Alles.

Er ſprach in moldauiſcher Sprache, und dennoch verſtand ich ihn, wie als ob dieſe Worte in einer Sprache ausgeſprochen worden wären, die ich verſtanden hätte.

Wir, das Geſpenſt und ich, befanden uns ſo einander gegenüber, ohne daß meine Augen ſich von den ſeinigen abzuwenden vermogten, als ich, ohne daß ich nöthig hatte den Kopf nach ſeiner Seite zu wenden, Gregoriska hinter dem hölzernen Seſſel gleich einem Vertilgungsengel und mit ſeinem Schwerte in der Hand hervorkommen ſah. Er machte das Zeichen des Kreuzes mit der linken Hand, und ſchritt langſam, das Schwert nach dem Ge-

ſpenſte ausgeſtreckt vor; bei dem Anblicke ſeines Bruders hatte dieſes gleichfalls mit einem ſchrecklichen Gelächter ſeinen Säbel gezogen; aber kaum hatte der Säbel den geweihten Stahl berührt, als der Arm des Geſpenſtes ſchlaf an ſeinem Körper herabfiel.

Kostaki ſtieß einen Seufzer aus, der ſeinen innern Kampf und ſeine Verzweiflung bezeichnete.

— Was willſt Du? ſagte er zu ſeinem Bruder.

— Im Namen des lebendigen Gottes, ſagte Gregoriska, beſchwöre ich Dich, zu antworten.

— Sprich, ſagte das Geſpenſt, indem es mit den Zähnen knirſchte.

— War ich es, der Dich ermordet hat?

— Nein.

— War ich es, der Dich angegriffen hatte?

— Nein.

— War ich es, der Dich getroffen hat?

— Nein.

— Du haſt Dich auf mein Schwert geſtürzt, und das iſt Alles. Ich bin daher in den Augen Gottes und der Menſchen nicht des Verbrechens des Brudermordes ſchuldig; Du biſt alſo nicht dem Rufe Gottes, ſondern dem des Teufels gefolgt; Du haſt alſo nicht das Grab wie ein heiliger Schatten verlaſſen, ſondern wie ein verfluchtes Geſpenſt, und Du wirſt in Dein Grab zurückkehren.

— Mit ihr, ja, rief Kostaki aus, indem er eine äußerſte Anſtrengung machte, um ſich meiner zu bemächtigen.

— Allein, rief nun Gregoriska aus, diese Frau gehört mir.

Und indem er diese Worte aussprach, berührte er mit dem geweihten Stahle die frische Wunde.

Kostaki stieß einen Schrei aus, wie als ob ein Flammenschwert ihn berührt hätte, und indem er die linke Hand auf seine Brust legte, trat er einen Schritt zurück.

Zu gleicher Zeit und mit einer Bewegung, welche mit der seinigen in Verbindung zu stehen schien, trat Gregoriska einen Schritt vor; nun, die Augen auf die Augen des Todten geheftet, das Schwert auf die Brust seines Bruders gerichtet, begann ein langsamer, schrecklicher, feierlicher Marsch, in etwas ähnlich dem Vorüberkommen Don Juans und des Commandeurs; das Gespenst wich vor dem geheiligten Schwerte unter dem unwiderstehlichen Willen des Streiters Gottes zurück; dieser folgte ihm Schritt vor Schritt ohne ein Wort auszusprechen; Beide athemlos, Beide todtenbleich, trieb der Lebendige den Todten vor sich her, und zwang ihn, das Schloß, welches in der Vergangenheit seine Wohnung war, mit dem Grabe zu vertauschen, das in der Zukunft seine Wohnung sein sollte.

O! ich schwöre es Ihnen, es war gräßlich anzusehen.

Und, selbst von einer höheren, unsichtbaren, unbekannten Gewalt angetrieben, stand ich indessen auf und folgte ihnen, ohne mir Rechenschaft von dem abzulegen, was ich that. Wir gingen die nur von den glühenden

Augen Kostakis erleuchtete Treppe hinab. Wir gingen ſo durch die Gallerie, ſo über den Hof. Wir überſchritten ſo das Thor in demſelben abgemeſſenen Schritte; das Geſpenſt rückwärts ſchreitend, Gregoriska mit ausgeſtrecktem Arm, ich ihnen folgend.

Dieſer phantaſtiſche Marſch dauerte eine Stunde lang; man mußte den Todten nach ſeinem Grabe zurückführen; nur waren Kostaki und Gregoriska, ſtatt den gewöhnlichen Weg einzuſchlagen, in gerader Linie querfeldein gegangen, indem ſie ſich wenig um die Hinderniſſe bekümmerten, welche aufgehört hatten zu beſtehen; unter ihren Füßen ebnete ſich der Boden, die Ströme trockneten aus, die Bäume wichen zurück, die Felſen traten zur Seite; daſſelbe Wunder, das ſich für ſie ereignete, ereignete ſich für mich; nur ſchien mir der ganze Himmel mit einem ſchwarzen Flore bedeckt, der Mond und die Sterne waren verſchwunden, und ich ſah immer nur in der Nacht die flammenden Augen des Vamphrs leuchten.

So kamen wir nach Hango, ſo gingen wir durch die Hecke von Meerkirſchen, welche dem Friedhofe zur Umzäunung diente. Kaum eingetreten, erkannte ich in der Dunkelheit das Grab Kostakis, das neben dem ſeines Vaters gegraben war; ich wußte nicht, daß es dort war, und dennoch erkannte ich es.

In dieſer Nacht wußte ich Alles.

An dem Rande des offenen Grabes blieb Gregoriska ſtehen.

— Kostaki, ſagte er, noch iſt nicht Alles für Dich beendigt, und eine Stimme des Himmels ſagt mir, daß

Dir verziehen werden wird, wenn Du bereueſt, verſprichſt Du in Dein Grab zurückzukehren, — verſprichſt Du es nicht mehr zu verlaſſen, — verſprichſt Du endlich Gott die Verehrung zu widmen, welche Du der Hölle gewidmet haſt?

— Nein! antwortete Kostaki.

— Bereueſt Du? fragte Gregoriska.

— Nein!

— Zum letzten Male, Kostaki?

— Nein!

— Wohlan! rufe den Satan zu Hilfe, wie ich Gott zu Hilfe rufe, und ſehen wir auch dieſes Mal, wem der Sieg bleiben wird.

Zwei Schreie erſchallten zu gleicher Zeit; die Schwerter kreuzten ſich Funken ſprühend, und der Kampf dauerte eine Minute lang, welche mir ein Jahrhundert ſchien.

Kostaki fiel; ich ſah das ſchreckliche Schwert ſich erheben, ich ſah es ſich in ſeinen Leib ſenken und dieſen Leib auf die friſch umgegrabene Erde aufſpießen.

Ein letzter Schrei, der nichts Menſchliches hatte, zog durch die Luft.

Ich eilte herbei.

Gregoriska war ſtehen geblieben, aber er wankte.

Ich eilte herbei und unterſtützte ihn in meinen Armen.

— Biſt Du verwundet? fragte ich ihn voll Bangigkeit.

— Nein, ſagte er zu mir; aber in einem ſolchen Kampfe, theure Hedwig, iſt es nicht die Wunde, welche

tödtet, es ist der Kampf. Ich habe mit dem Tode gekämpft, ich gehöre dem Tode an.

—Freund! Freund! rief ich aus, entferne Dich, entferne Dich von hier, und das Leben wird vielleicht zurückkehren.

—Nein, sagte er, hier ist mein Grab, Hedwig; aber verlieren wir keine Zeit; nimm ein wenig von dieser mit seinem Blute getränkten Erde, und lege sie auf den Biß, den er Dir beigebracht hat; das ist das einzige Mittel, Dich in Zukunft vor seiner gräßlichen Liebe zu bewahren.

Ich gehorchte schaudernd. Ich bückte mich, um diese blutige Erde aufzuraffen, und indem ich mich bückte, sah ich die auf dem Boden aufgespießte Leiche, das geweihte Schwert durchbohrte ihr das Herz, und schwarzes Blut floß reichlich aus seiner Wunde, wie als ob er erst so eben gestorben wäre.

Ich knetete ein wenig Erde mit dem Blute, und legte den gräßlichen Talisman auf meine Wunde.

—Jetzt, meine angebetete Hedwig, sagte Gregoriska mit schwach gewordener Stimme, höre aufmerksam meine letzten Verhaltungsvorschriften an; verlaß das Land sobald als Du es vermagst. Die Entfernung allein ist eine Sicherheit für Dich. Der Vater Basilius hat heute meinen letzten Willen erhalten, und er wird ihn vollziehen. Hedwig! einen Kuß! den letzten, den einzigen, Hedwig! Ich sterbe.

Und indem er diese Worte sagte, sank Gregoriska neben seinem Bruder zu Boden.

Unter allen andern Umſtänden wäre ich auf dieſem Friedhofe, neben dieſem offenen Grabe, bei dieſen neben einander liegenden beiden Leichen, wahnſinnig geworden; aber, wie ich bereits geſagt, Gott hatte mir Kraft verliehen, die den Ereigniſſen, zu deren Zeugen er mich machte, nicht allein gewachſen war, ſondern an denen er mich auch noch thätigen Theil nehmen ließ.

In dem Augenblicke, wo ich um mich blickte, indem ich einige Hilfe ſuchte, ſah ich das Thor des Kloſters aufgehen, und von dem Vater Baſilius angeführt, ſchritten die Mönche je zwei und zwei heran. Sie trugen brennende Fackeln und ſangen die Todtengebete.

Der Vater Baſilius war ſo eben in dem Kloſter angekommen; er hatte das vorausgeſehen, was ſich zugetragen hatte, und er begab ſich an der Spitze der ganzen Gemeinde auf den Friedhof.

Er fand mich lebend neben zwei Todten.

Das Geſicht Kostakis war durch einen letzten Krampf entſtellt.

Gregoriska war dagegen ruhig und faſt lächelnd.

Wie es Gregoriska anempfohlen hatte, begrub man ihn neben ſeinem Bruder, — ſo daß der Chriſt den Verdammten bewachte.

Als ſie dieſes neue Unglück und den Antheil erfuhr, den ich daran genommen hatte, wollte mich Smeranda ſehen; ſie beſuchte mich in dem Kloſter Hango, und erfuhr aus meinem Munde alles das, was ſich in dieſer ſchrecklichen Nacht zugetragen hatte.

Ich erzählte ihr die phantaſtiſche Geſchichte in allen ihren Umſtänden, aber ſie hörte mich an, wie mich Gregoriska angehört hatte, ohne Erſtaunen und ohne Schrecken.

— Hedwig, antwortete ſie nach einem Augenblicke des Schweigens, ſo ſeltſam das auch ſein möge, was Sie ſo eben erzählt haben, ſo haben Sie dennoch nur die reine Wahrheit geſagt. — Das Geſchlecht der Brancovans iſt bis zur dritten und vierten Generation verflucht, — und das, weil ein Brancovan einen Prieſter getödtet hat. Aber das Ziel des Fluches iſt gekommen; — denn obgleich Gattin, ſind Sie Jungfrau, und mit mir ſtirbt das Geſchlecht aus. — Wenn mein Sohn Ihnen eine Million vermacht hat, ſo nehmen Sie dieſelbe. Nach meinem Tode werden Sie, mit Ausnahme der frommen Vermächtniſſe, die ich zu machen gedenke, den Reſt meines Vermögens erhalten. Jetzt befolgen Sie ſo ſchnell als möglich den Rath Ihres Gatten. Kehren Sie ſo ſchnell als möglich in die Länder zurück, in denen Gott nicht zugibt, daß dieſe ſchrecklichen Wunder ſich zutragen. Ich bedarf Niemandes, um meine Söhne mit mir zu beweinen. Mein Schmerz verlangt die Einſamkeit. Leben Sie wohl, bekümmern Sie Sich nicht mehr um mich. Mein zukünftiges Schickſal gehört nur noch mir und Gott an.

Und nachdem ſie mich wie gewöhnlich auf die Stirn geküßt hatt, verließ ſie mich und ſchloß ſich in das Schloß Brancovan ein.

Acht Tage nachher reiſte ich nach Frankreich ab.

Wie es Gregoriska gehofft hatte, hörten meine Nächte auf, von dem schrecklichen Gespenste besucht zu werden. Selbst meine Gesundheit hatte sich wieder hergestellt, und ich habe von diesem Ereignisse nur diese Todtenblässe behalten, welche jedes menschliche Wesen, das den Kuß eines Vamphrs bekommen, bis zum Grabe begleitet.

Die Dame schwieg, es schlug Mitternacht, und ich mögte fast zu sagen wagen, daß der Herzhafteste von uns bei dem Klange der Standuhr erbebte.

Es war Zeit, sich zurückzuziehen; wir nahmen Abschied von Herrn Ledru. Ein Jahr nachher starb dieser vortreffliche Mann.

Dies ist das erste Mal, daß ich, seit diesem Tode, Gelegenheit habe, dem guten Bürger, dem bescheidenen Gelehrten, besonders dem rechtschaffenen Manne einen Tribut abzutragen. — Ich beeile mich, es zu thun.

Ich bin niemals nach Fontenay aux Roses zurückgekehrt.

Aber die Erinnerung dieses Tages ließ einen so tiefen Eindruck in meinem Leben zurück, alle diese seltsamen Geschichten, welche sich an einem einzigen Abende aufgehäuft hatten, gruben eine so tiefe Furche in meinem Gedächtnisse, daß ich in der Hoffnung, bei Anderen eine Theilnahme zu erwecken, die ich selbst empfunden hatte, in den verschiedenen Ländern, welche ich seit achtzehn Jahren durchwandert habe, das heißt in der Schweiz, in Deutschland, in Italien, in Spanien, in Sicilien, in Griechenland und in England, alle die Sagen derselben Art sammelte,

welche die Erzählungen der verſchiedenen Völker in meinem Ohre wieder aufleben ließen, und aus ihnen dieſe Sammlung bildete, welche ich jetzt meinen gewöhnlichen Leſern unter dem Titel liefere:

Tauſend und Ein Geſpenſt.

Ende der Einleitung und des erſten Bandes.

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Das ſchwarze Kabinet.

Roman

von

Charles Rabou.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

8 1.—6. Band. à ½ Thlr.

Unter „ſchwarzes Kabinet" wird, wie bekannt, jene geheimnißvolle Officin verſtanden, welche von der Zeit Ludwigs XIV. bis unter Napoleon dazu diente, das Briefgeheimniß zu verletzen. Aus den Familienpapieren des jüngſten dabei Angeſtellten ſind die intereſſanten Thatſachen zuſammengeſtellt und enthalten: Die Familie Hulet. — Gregor Matiphous. — Der Clubb der Eingeſchläferten. — Die Brüder des Todes. — Die Apoſtel von Nürnberg. — Die Georgierin. — Der Leuchtthurm von Bel-Rock. — Britannicus der Neger. — Botany-Bay. — Die rothen Brüder, oder St. Helena.